Ein Märchen.

Gedicht

von

M. E. Prutz.

Leipzig:
[illegible]
1841.

Universitäts-Bibliothek
Halle a. S.

1.

Ihr feinen Herrn, Ihr goldgeschmückten Frauen,
Die Ihr nach Tisch ein Zeitvertreibchen liebt,
Und Du, mein Volk, das rings in Stadt und Auen
An seiner Nothdurft schwerem Karren schiebt,
Laßt Euch ein Lied, ein flüchtiges, vertrauen,
Nur solch ein Ding, wie 's schon viel tausend giebt:
Den Einen soll's die süße Ruhe würzen,
Die saure Noth soll es den Andern kürzen.

2.

Zwar sie ist hin, die Zeit der Ariosto,
Wo man mit Lust auf blaue Wunder sann,
Von Zaubrern sprach, von holden Feen kose,
Und, ohne Plan, ein Epos frisch begann.
Und doch gerichte's wohl Manchem noch zum Troste,
Wenn er ein Märchen wieder lesen kann:
Es ist ja so das gläubige Jahrhundert,
Wo man sich nächstens über nichts mehr wundert.

3.

Auch fürcht' ich nicht die zürnenden Geſichter,
Mit denen Mancher mein Gedicht empfängt,
Die ſtrengen Herrn, griesgräm'gen Splitterrichter,
Die jeder Scherz, zumal in Verſen, kränkt;
Ja ging's nach ihnen, hätte man die Dichter,
Als faule Bäuche, längſt ſchon aufgehängt:
Doch ſicher ſind der Dichtung heil'ge Grenzen,
Und ich weiß nichts von Dogmen und Tendenzen.

4.

Und käm' es doch, daß endlich Einer wittert,
Ein kluger Mann, ſehr ohne Grund vielleicht!
Daß auch den Scherz ein trüber Ernſt durchzittert,
Ein finſtrer Gaſt in heitrer Maske ſchleicht, —
Und dünkt's ihn gar, daß Wermuth auch verbittert
Den ſüßen Trank, den Euch mein Märchen reicht:
O kluger Mann, o bitte, lerne Schweigen —!
Und nun, wohlan! den Falken laſſ' ich ſteigen.

5.

Ein Jüngling ritt ... es war in jenen Tagen,
Den altersgrauen, da in Kampf und Streit
Das junge Leben frohen Muths zu wagen,
Die Ritterschaft den Waffen sich geweiht;
Doch will ich dies so gar genau nicht sagen,
Vielleicht auch war's in einer andern Zeit:
Wir lügen viel und werden viel belogen,
Und sind besonders schlechte Chronologen.

6.

Ein Jüngling ritt auf einer grünen Haide,
Von der ich weiter nicht berichtet bin;
Er und sein Roß, sie senkten alle beide,
Langweilig, matt, die Köpfe vor sich hin;
Von Gold und Silber glänzte sein Geschmeide,
Hell spiegelte die Sonne sich darin —
Doch ist's nicht werth, sie weiter abzuschildern,
Man sieht solch Volk auf tausend alten Bildern.

7.

Doch was in ſeinem Antlitz war zu leſen,
Des trotz'gen Auges halb umflortes Licht,
Sein unmuthvolles, überdrüß'ges Weſen,
Das nur verhehl' ich, werthe Herrn, Euch nicht.
Ganz ſah er aus, wie Einer, ſchon geneſen,
Dem doch der Arzt von Medicin noch ſpricht:
Es drückt' ihn ſchwer! Wo ſonſt die Wunder regnen,
Auf ſeinem Zug, ihm wollte nichts begegnen!

8.

Der gute Tropf! Lebt' er in unſern Zeiten,
So hätt' ihm das blutwenig ausgemacht;
Ihr wißt ja ſchon: „wir ſehn die Schiffe gleiten,
Und trinken Bier und ſprechen von der Schlacht,
Wie hinten dort die dummen Türken ſtreiten —"
Und ſagen uns handſchüttelnd Gute Nacht!
Daß wir nichts ſehn, das mag uns wenig ſtören:
Wir ſind zufrieden, wenn wir nur was hören.

9.

Von einem Helden hatt' auch er vernommen,
Ein Rieſe war's, ein zürnender Gigant;
Von einer Inſel kam er einſt geſchwommen,
Und nun die Welt hielt er in ehrner Hand.
Ob unſer Mann aus Neugier nur gekommen,
Ob ihm der Sinn auf ein Gefechte ſtand,
Darüber kann ich Euch kein Licht erſchließen,
Weil meine Quellen etwas ſpärlich fließen.

10.

So ritt er läſſig in dem tiefen Sande,
Bis daß die Sonne bald zur Rüſte ging;
Da hielt er ſtill an eines Hügels Rande,
Wo ihn der Buchen kühler Hauch umfing,
Und ſah hinunter auf die blüh'nden Lande,
Auf denen ach! ein trüber Nebel hing:
Da trifft ein Kriegslärm plötzlich ſeine Ohren,
Und ſeinem Roſſe ſchnell gab er die Sporen.

11.

Am Hügel dicht, wo sich die Felder breiten,
Stellt sich ein seltsam neues Schauspiel dar:
Pygmäen sieht er hin und wieder reiten,
Unübersehbar, wie der Sterne Schaar;
Mit einem Helden schienen sie zu streiten —
Kaum sah er ihn, da ward dem Jüngling klar,
Daß Jener dort mit dem gewalt'gen Speere
Der Riese selbst und niemand anders wäre.

12.

O welch ein Held! die tiefen Augen schienen
Von ew'gen Feuers wilder Gluth belebt,
In Erz gegraben waren diese Mienen,
Kein Lächeln je hat diesen Mund umschwebt,
Nie dieser Rücken beugte sich, zu dienen,
Und diese Faust, wann hätte sie gebebt?
Und dennoch sprach aus dieses Manns Gebärden:
Du bist aus Staub! zu Staube sollst du werden!

13.

Verwundert hat der Ritter ihn geſehen,
Ihr könnt Euch denken, ob er lang verweilt:
Doch eh' er noch die kreiſchenden Pygmäen,
Wie nicht'ge Spreu, durchbrochen und zertheilt,
Da iſt das Ungeheure ſchon geſchehen
Und den Giganten hat ſein Loos ereilt:
Drei Schwertesſtreiche ſieht der Jüngling fliegen
Und ſieht den Rieſen an der Erde liegen.

14.

So habt Ihr oft, die Ihr im Norden wohnet,
In ödem Buſch die Tanne wohl erblickt,
Die hoch hinauf, bis wo der Adler thronet,
Das ſtolze Haupt hoch bis zur Sonne ſchickt;
Da kommt der Sturm! das Buſchwerk bleibt verſchonet,
Der ſchlanke Leib der Tanne wird geknickt —
Weint nicht zu ſehr, und laßt die Tannen brechen:
Nicht Frucht, nicht Schatten! — und die Nadeln ſtechen.

15.

Doch nun ſagt an, wer fällte den Giganten!
Wer that den ſeltnen, unerhörten Streich!
Denn nicht den Zwergen, die wie Mäuschen rannten
Und zwitſcherten, ſieht ſolch ein Kunſtſtück gleich:
Ein Mädchen war es, ähnlich Bradamanten,
Der ſtolzen Fürſtin aus dem Trojerreich,
Von welcher ihr bei Arioſt könnt leſen,
Daß ſie gewaltig, wie kein Mann, geweſen.

16.

Doch iſt's ein mißlich Ding mit dem Vergleichen,
Da, wie man ſagt, ein jedes Gleichniß hinkt.
Auch dieſe trug nicht Schild, noch Ritterzeichen,
Als nur das Schwert, das in der Hand ihr blinkt:
Auch iſt's kein Helm, iſt nur ein Kranz von Eichen,
Was ihr die fürſtlich hohe Stirn umſchlingt
Und dieſes Haares blondgelockte Fülle
Zuſammenhält, zum Schmuck mehr, als zur Hülle.

17.

Auch ſchirmt kein Stahl, kein Panzer ihre Glieder,
Es iſt kein Harniſch, was die Bruſt ihr deckt:
Ein linnen Kleid, zerriſſen hin und wieder,
Mit Thränen hier und dort mit Blut befleckt,
Fiel ernſt und ſittſam um die edlen Glieder,
Indem ſie jetzt ſich knieend niederſtreckt,
Indeß ihr ſelbſt mitleid'ge Thränen fließen,
Die todten Augen ihres Feinds zu ſchließen.

18.

Nicht ſcherz' ich mehr — hier wäre Scherzen Sünde!
Doch kaum hat ſie das Aug' ihm zugedrückt,
Da öffnen ſich der Erde finſtre Gründe
Und in die Tiefe ward der Held entrückt;
Nur, daß er ſeinen Namen noch verkünde,
Der Lorbeer blieb, der ſeine Stirn geſchmückt!
Auch ein Gerücht ging, daß er wiederkehre,
Doch hört' ich jüngſt, daß es ſein Sarg nur wäre.

19.

Und wie noch kaum aus offner Todeswunde
In breitem Strom das Blut des Rieſen fließt,
Und wie noch kaum in räthſelvollem Schlunde
Die finſtre Erde ſeinen Leib verſchließt;
Da, wie wohl oft auf ſchattig feuchtem Grunde
Ein Pilz urplötzlich in die Höhe ſchießt,
So ſieht man raſch die täppiſchen Geſellen,
Die Zwerge ſo empor zu Männern ſchnellen.

20.

Seltſames Volk, poſſirlich grimm'ge Fratzen!
Die Einen ritten, wie Betrunkne froh,
Auf magern Pferden — oder ſag' ich Katzen?
Denn ſolche Pferde ſah ich nirgendwo;
Sie ſchwangen Peitſchen in den rauhen Tatzen
Und knallten laut und ſchrieen Mordio!
Indeſſen Andre dort in 'rothen Fräcken,
Ich weiß nicht was, ſtumm in die Taſche ſtecken.

21.

Und Alle nahten ſich der Unbekannten —
Zwar uns allein, nicht ihnen iſt ſie fremd,
Die ſich mit Schmeicheln ihre Vettern nannten,
Und küßten ſie und zupften ſie am Hemd,
Indeß ihr Andre gern das Schwert entwandten,
Hätt' ſie nur nicht die Hand darauf geſtemmt!
Es war ein Drängen, Küſſen und Begaffen,
Es fehlt nicht viel, ſie ſänken ihr zu Füßen.

22.

Ein Rothfrack nur, als wär' er in Gedanken,
Sprach vor ſich hin, von blaſſem Neid bethört:
„Ich brauchte ihr im Grunde nicht zu danken,
Mich hat der Rieſe ſelten nur geſtört;
Auch hätt' ich Luſt, mich um den Sieg zu zanken,
Der, recht betrachtet, mir, nicht ihr, gehört:
Doch ſie iſt hübſch; man muß auch Gutes denken,
Ich will ihr Geld zu einem Wämmschen ſchenken."

23.

Ein Andrer rief, und kocht dabei im Reſten
Sich unterm Sattel ein paar Mäuſe gar:
„Was iſt's denn mehr? was wollen wir uns ſtreiten?
Mein iſt der Sieg, das iſt ja ſonnenklar!
Hätt' ich ihm nicht den Weg verſperrt bei Zeiten,
Wer weiß, Ihr Herrn, wo jetzt mein Rieſe war?
Doch, ſtraf mich Gott! vor meiner Peitſche Streichen
Soll'n Andre noch, als dieſer Hund, erbleichen.„

24.

So lärmten ſie und zankten ſich vermeſſen,
Ja in der Scheide lockern ſie das Schwert,
Als hätten ſie es ganz und gar vergeſſen,
Daß der Gigant ſie lebend bald verzehrt.
In Mitten ſtand die Jungfrau unterdeſſen,
Zu Boden jetzt den holden Blick gekehrt;
Denn ob ſie ſchon gewandt war mit dem Degen,
Doch etwas blöde ſchien ſie und verlegen.

25.

Da kam ein Mann, mit Troddel und mit Zipfel,
In bunten Kleidern, wie die Gaukler gehn:
Der hatte ſich aus eines Ulmbaums Wipfel,
Verſteckt im Laub, den Kampf mit angeſehn.
Nun aber ſprang er ſchleunig von dem Gipfel,
Und tanzt' heran, und ließ die Mütze wehn
Und ſang und pfiff und klatſchte mit den Sohlen
Und machte tauſend hübſche Capriolen.

26.

„Ei grüß Dich Gott, Du Ausbund aller Frauen,
Ei grüß Dich Gott!" ſo rief er ſchon von fern:
„Da ſoll nun Eins noch ſeinen Augen trauen,
Mir ſchwindelt noch das Hirn — petz Blitz und Stern'
Solch einen Rieſen in den Sand zu hauen,
Solch Ungethüm, ſolch wilden Holefern!
Das iſt ein Sieg, — nicht in zehntauſend Jahren
Wird je die Welt dergleichen mehr erfahren.

27.

Du Wunderkind, Du Mächtigſte der Schönen,
Für die ein Name kaum ſich finden läßt,
Wie wird dein Ruhm hoch bis zur Sonne tönen
Und niederwärts bis in der Hölle Reſt!
Wo wächſt ein Lorbeer, würdig dich zu krönen?
Doch ſieh mal her, dein Hemd iſt nicht mehr feſt;
Das kommt davon, wenn Kinderchen entlaufen!
Drum komm zurück, laß dir ein neues kaufen."

28.

Sie aber ſprach und legt' die Stirn in Falten:
„Wer biſt Du, Mann?" Und er entgegnet ſchnell:
„An Deines Vaters Hof werd' ich gehalten,
Mein Name, weißt Du, iſt Polichinell.
Wie? kennſt Du mich nicht mehr, den wackern Alten,
Mich, Deiner Jugend treuen Spielgeſell?
Ich zog Dich an, ich flocht die goldnen Härchen
Und wiegte Dich und dichtete Dir Märchen."

29.

„Dir wäre gut, ich hätt' Dich nicht geſehen.“
Entgegnete die Fürſtin unmuthvoll:
„Was noch vor Kurzem mir von Dir geſchehen,
Entſinne dich, es war doch gar zu toll.
Drum rath' ich Dir, bei Seite ſtumm zu ſtehen,
Wenn nicht dies Schwert vielleicht dich treffen ſoll:
's iſt etwas wild und möchte nicht gern reſten,
Drum leicht gelüſtet es, Dein Blut zu koſten.“

30.

Der Alte rief: „Wie kannſt Du ſo was ſagen!
Wer in der Welt hat treuer Dich gepflegt!
Was zürnſt Du mir? Was haſt Du nur zu klagen,
Von welchem Grimme wird Dein Herz bewegt!
Hab' ich Dich nicht gegängelt und getragen,
Sorgſam und fleißig, wie man Kinder trägt?
Dir Brei gekocht und ſüße Waſſerſuppchen
Und Dir den Chriſtbaum aufgeputzt mit Püppchen?“

31.

Sie aber rief die zornentbrannten Worte:

„Wie? wagst Du das, Du lügnerischer Wicht!

Daß in dem Mund die Zunge Dir verdorrte!

Stellst Dich noch hin und fragst mich: that ich nicht!

Wohl thatst Du es, doch thatst es mir zum Torte,

Weil Dich mit Gold mein Vater selbst besticht —

Ich sag' mich los, Ihr taugt nicht, alle Beide,

Das Gute selber thut Ihr mir zu Leide."

32.

Und Jener sprach und rief betrübten Muthes,

Und eine Thräne rann in seinen Bart:

„Du sagst es selbst, wir thaten Dir auch Gutes,

Ist dies der Dank, den Du uns aufgespart!

Ist dies ein Rausch noch des vergoßnen Blutes!

Muß dies so sein und ist dies Heldenart?

Beim ew'gen Gott, Du hast Dich sehr verwandelt,

Und wie es sei, dies ist nicht wohl gehandelt.

33.

Es will nicht Allen Alles ſtets behagen,
Verſchiedne Wege muß man friedlich gehn,
Und gaben wir Dir wirklich Grund zu klagen,
So mußt Du nicht gleich allzuſinſter ſehn.
Sprich frei heraus, Du darfſt es ja nur ſagen,
Und ganz gewiß ſoll es nicht mehr geſchehn.
Du aber haſt nicht bloß die Flucht genommen,
Du willſt nun auch ſogar nicht wiederkommen?"

34.

Die Fürſtin ſprach: „Dies iſt es, was mich kränkte,
Und längſt ſchon macht' ich dies Euch offenbar,
Daß wie ein Kind hofmeiſternd man mich lenkte,
Obwohl ich längſt ſchon eine Jungfrau war.
Was half es mir, daß man mit Spielzeug ſchenkte
Und Bilderchen und Bänder in das Haar!
Nicht Hilfe galt's, nicht Strafe meinen Mängeln,
Ihr wolltet raſtlos als ein Kind mich gängeln.

15.

Wollt' ich mein Roß im Felde laſſen ſpringen,
Gleich ſagteſt Du: Heut nicht, es iſt zu kalt!
Wollt' ich ins Dickicht zu den Vogelſchlingen,
Gleich warnteſt Du: Nicht ſicher iſt der Wald!
Wollt' ich die Cither ſpielen oder ſingen,
Ich war gewiß, daß mich der Vater ſchalt,
Ja wollt' ich ſchlafen, wachen, leſen, ſchreiben,
Ihr wußtet immer es zu hintertreiben.

16.

Bald ſagtet Ihr: Du mußt die Hände falten!
Obſchon dies Falten wenig mir gefiel;
Bald wiederum: Du mußt Dich aufrecht halten!
Stand ich gleich aufrecht, wie ein Nelkenſtiel;
Ein andermal: Wer wird ſo thöricht ſchalten?
Gab einem Bettler ich ein Brod zu viel.
So gab es ſtets zu warnen und zu wehren,
Nur nie was Rechtes wolltet Ihr mich lehren.

37.

Denn fragt' ich Euch, was hinter jenen Bergen,
Gleich rieft Ihr: Das iſt das Kuhenland!
Sprach ich von Männern, ſprachet Ihr von Zwergen,
Und war ich ernſt, ſo trieb Ihr eitlen Tand.
Stand ich am Ufer Abends bei dem Fergen
Und blickte ſehnend nach dem nahen Strand,
Gleich rieft Ihr: Kind, wie kannſt Du ſo was wagen'
Und eiltet Euch, mich in mein Bett zu tragen.

38.

Deß bin ich ſatt! Ihr mögt nun Andern pfeifen,
Ich tanze nicht nach Eurer Weiſe mehr!
Selbſt will ich in den Topf des Schickſals greifen,
Und ob mein Loos ſchwarz, wie ein Rabe, wär',
Will frohen Muths die weite Welt durchſchweifen,
Frei, wie der Vogel, wandernd hin und her:
Ich lief Euch fort, die Ketten ſind zerriſſen,
Vom Vater nichts, ich will von Dir nichts wiſſen!"

39.

Und jammernd lag der Greis auf ſeinen Knieen
Und an die Erde preßt' er das Geſicht:
„So willſt Du denn nun ewig von uns fliehen?
Der Vater hält, es hält der Freund Dich nicht?
Ein ſchöner Wandervogel, willſt Du ziehen,
Frei, wie die Luft und flüchtig, wie das Licht!
Zu Jenen willſt Du, die vielleicht Dich haſſen,
Und die Dich lieben, ſie willſt Du verlaſſen!

40.

Denkſt Du vielleicht, weil dieſes Dir gelungen,
Und weil Dein Schwert den Rieſen hat gefällt,
Du wäreſt allen Netzen nun entſprungen,
Die ſchnöde Liſt der frommen Unſchuld ſtellt?
Ja wohl, ſo geht's! ſo ſind ſie nun, die Jungen,
Sie ſtürmen fort und kennen nicht die Welt,
Und alle Zucht und Mühe geht verloren,
Und erſt der Schade witzigt dieſe Thoren.

11.

Es iſt vielleicht nicht unwahr, was Du ſagteſt,
Wir hielten Dich ein wenig knapp, fürwahr!
Doch ſiehſt Du nicht, daß Alles, was Du klagteſt,
Ein Uebermaß nur unſrer Liebe war!
Ja ſeit Du jetzt in dies Gefecht Dich wagteſt,
Seit ſich der Lorbeer windet in Dein Haar
Und Du gelernt haſt, Rieſen zu ermorden,
Da freilich iſt das Alles anders worden.

12.

Drum fürchte nichts! Wir ſind nicht von den Schlechten,
Und ſahn wir ſchlecht, ſo ſind wir doch nicht blind.
Wie wären wir ſo närriſch, daß wir dächten,
Dich zu regieren länger wie ein Kind!
Du biſt's nicht mehr! Wer ſo verſteht zu fechten,
Der iſt, bei Gott! höchſt männergleich geſinnt.
Drum komm zurück, und an des Vaters Thron
Sei Du der Schmuck, die Perle ſeiner Krone!

13.

Denn niemals wird der König Dir vergeſſen,
Was Du gethan in dieſem grimmen Streit;
Mit einem neuen Maß muß man Dich meſſen,
Mit einem Maß, das Dein Verdienſt uns leiht.
Du magſt nun ſchlafen, ſpielen, reiten, eſſen,
Wie Dir beliebt, ganz Dein iſt Deine Zeit!
Denn Dir allein, daß wir nicht ganz verſanken,
Des Rieſen Tod, Dir haben wir's zu danken.

14.

O denke ſelbſt, o ſieh und überlege,
Und ende dann, o ende dieſe Qual!
In ferne Länder lenkſt Du Deine Wege,
Zeigſt fremdem Volke Deines Auges Strahl, —
Und er allein, in deſſen Vaterpflege,
Der Himmel ſelbſt, der ew'ge, Dich befahl,
Nur er allein ſoll Dich beſeſſen haben,
Nie wieder ſich an Deinem Anblick laben?

15.

Viel ſtolze Ritter werden Dich umwerben,
Du wirſt die Sonne eines fremden Lands;
Dein Vater nur, o Gott! ſoll einſam ſterben,
Vergeſſen haſt Du Deine Freunde ganz,
Das ſchöne Reich ſoll ſtürzen und verderben,
Verlöſchen ſoll der alten Krone Glanz —
Du biſt gerührt, Dein Auge thaut von Zähren,
O ſieh mich an und laß uns heimwärts kehren!“ —

16.

Und ſo geſchah's! Lang ſtand ſie in Gedanken,
Gleich wie ein Mann am Scheidewege thut:
Denn hin und her fühlt ſie die Seele ſchwanken,
Ein leckes Schifflein auf empörter Fluth:
Doch wie die Augen auf den Alten ſanken,
Der, wie ein Hund, vor ihr im Staube ruht,
Und wie ſie dachte, daß am frohſten Tage
Der König nur, ihr Vater, um ſie klage:

17.

Da fühlte ſie ihr Herz vor Mitleid pochen,
Das ſanfte Herz, das man ſo leicht gewann'
Da ward ihr Sinn gebogen und gebrochen,
Wie man ein Wachs, ein weiches, biegen kann,
Und raſch und freundlich ward dies Wort geſprochen:
„Ich folge Dir!“ ſo hub die Fürſtin an:
„Doch mußt erſt Du mir und mein Vater ſchwören,
Nie, wie ein Kind, mich wieder zu bethören.“

18.

Der Bote ſchwur: eh' ſelle Meer und Erde,
Die Hölle, ſelbſt verſchlingen ſein Gebein,
Eh' er ſich jemals unterfangen werde,
Mehr, als ihr Diener, als ihr Knecht zu ſein,
Eh' er mit Wort, mit Mienen und Geberde,
Mit einem Wink, mit Zeichen, noch ſo klein,
Eh' er im Traum nur jemals würde denken,
Den Willen ihr, den freien, zu beſchränken.

49.

Dann ließ die Jungfrau ſich ein Röſlein reichen,
Saß auf, und Alle prieſen das Geſchick,
Daß es gelang, den Hader auszugleichen,
Und dankten ihr mit Hand und Mund und Blick,
Und jauchzten laut und gaben Freudenzeichen —
Gut war der Wille, groß der Ungeſchick!
Die Meiſten ſchnitten ſolche fremden Mienen,
Daß ſie vergiftet oder närriſch ſchienen.

50.

Auch unſer Jüngling dachte mitzureiten;
Stumm ſtand er da und gab auf Alles acht:
Tief in ſein Herz fühlt' er wie Zauber gleiten
Der holden Augen wunderſame Pracht;
Für dieſes Weib zu kämpfen und zu ſtreiten,
Für ſie den Tod in fürchterlicher Schlacht —!
Er ſehnte ſich, zu kämpfen und zu ſterben,
Um nur von ihr ein Lächeln zu erwerben.

31.

Doch wie er keck nun in den Zug ſich wagte,
Da ſah er ſich gemieden und geflohn:
Daß ſein Geleit den Rittern nicht behagte,
Das merkt' er bald: man ſah ihn an mit Hohn,
Man winkte ſich, man ziſchelte, man fragte,
Gab dann die Sporen, daß die Renner ſtohn —
Wie Nebel, raſch ſah er den Zug verſtieben,
Ein Augenblick —! er war allein geblieben.

32.

Er bleibe denn! Nur, wie die Roſſe fliegen,
Wir fliegen mit. Es iſt Poetenrecht,
Sich, wie die Vögel, in der Luft zu wiegen:
Sind ſie doch auch ein luftiges Geſchlecht!
Und ſchon am Pallaſt ſind ſie abgeſtiegen,
Am Thore drängt ſich Edelmann und Knecht,
Der König ſelbſt, langſam, wie Kön'ge pflegen,
Kommt ſeiner Tochter in den Hof entgegen.

53.

Ich ſage nicht, welch zärtliches Umfangen,
Welch Drücken man und Küſſen da geſchaut!
Von Thränen glänzten ſelbſt des Königs Wangen,
Er neigte ſich und ſtand und ſeufzte laut,
Und ward nicht ſatt, in ihrem Arm zu hangen,
Als wär' es nicht die Tochter, nein, die Braut;
Dann küßt' auch er das Kreuz und ſchwur zur Stelle
Denſelben Eidſchwur, wie Polichinelle.

54.

Drauf hob man ſanft die Jungfrau von dem Roſſe,
In einer Sänfte weiter in den Saal,
Den prächtigſten im ganzen Königsſchloſſe,
Mit hundert Fenſtern, Säulen ohne Zahl.
Das war ein Lärm, ein Laufen in dem Troſſe!
Nur ihr zu dienen, war die einz'ge Qual.
Der König rief und ſchickte Flugs nach Kleidern,
Nach Juwelieren, Modefrauen, Schneidern.

55.

Doch nahm ſie nur ein Mäntelchen von Seide,
Einfach und ſchlicht, wie jede Frau es trägt:
Sie iſt ſo ſchön in dieſem ſchlichten Kleide,
Daß ſie ja doch ein jedes Herz bewegt.
Auch trug ſie ſonſt nicht Kettchen, noch Geſchmeide,
Ihr Schwert nur hatte ſie nicht abgelegt,
Das edle Schwert, das man zu hoch nicht ſchätzte,
Wenn man es über Durindanen ſetzte.

56.

Höchſt ſeltſam klingt, faſt wie ein Lied der Ammen,
Was von dem Schwert die Chronik uns erzählt:
Aus Knochen ſoll es eines Unthiers ſtammen,
Das unerträglich einſt die Welt gequält:
Gehärtet dann ward es in Liebesflammen,
Im Thränenquell der bittern Noth geſtählt:
Nun, wen es trifft, muß gleich zur Erde liegen,
Und dieſes Schwert nur tragen, heißt ſchon ſiegen.

57.

Wie in die Hand der Jungfrau es gekommen,
Ob sie's gefunden, ob man's ihr geschenkt,
Darüber hab' ich leider nichts vernommen,
Was mehr, als Euch, gewiß mich selber kränkt;
Genug, daß sie, bei Gott und allen Frommen!
Das Eisen niemals abzulegen denkt.
So ließ sie denn vom König nach Gebühren
Zum Ehrenplatz sich an der Tafel führen.

58.

Wie lange man bei Tafel hat gesessen,
Und was man aß, verschweigt Euch mein Gesang.
Ich weiß nicht, ob Ihr alle satt gegessen,
Und solch ein Lied macht leere Magen krank.
Wie froh man war, könnt Ihr daraus ermessen,
Daß ohne Schluß man jubelte und trank,
Bis daß zu Nacht die dunklen Schatten kamen,
Und, halb berauscht, die Ritter Abschied nahmen.

59.

Der alte König nur blieb noch zur Stelle
(Er liebte ſich ein Gläschen guten Wein)
Mit ſeiner Tochter und Polichinelle;
Doch wenig ward geſprochen von den Drein:
Der König zecht', es zechte ſein Geſelle,
Die Tochter nickt' vor Müdigkeit faſt ein:
Es iſt ja auch nichts Kleines, muß ich ſagen,
Für eine Frau, mit Rieſen ſich zu ſchlagen.

60.

Jetzt endlich ſprach der Fürſt den Abendſegen,
Und zu der Tochter dann zur Gute Nacht:
„Mein liebes Kind, Du mußt dich ja recht pflegen,
Es haben Kampf und Ritt Dich müd gemacht;
Willſt Du denn nicht das Schwert da von Dir legen?"
Doch ſie darauf entgegnet mit Bedacht:
„Verzeih, o Herr, ich hab' mir vorgenommen,
Nie von der Seite ſoll mein Schwert mir kommen."

61.

Der König ſprach: „Ich will Dich nicht beſchränken,
Nur kommt Dein Plan mir freilich etwas quer.
Doch ſei's darum! Ich muß auf Andres denken,
Von dieſer Sache ſprechen wir nicht mehr.“
Und damit wollt' er einen Kuß ihr ſchenken.
Sie aber ſprach: „Herr, was iſt Dein Begehr?
Entſchließe Dich, den Wunſch mir vorzutragen,
Und, geht es an, wird er nicht abgeſchlagen.“

62.

Der König ſprach: „O nicht doch, geh zu Bette,
Ich ſchlage mir den Wunſch wohl aus dem Sinn.
Doch, wenn Du willſt — nun gut, es ſei! Ich hätte —
Du weißt, mein Kind, welch weiches Herz ich bin!
Ich hätt' den Degen gern an heil'ger Stätte,
Zum ew'gen Ruhm der holden Siegerin,
Mit einem Kranz von Eichenlaub umfangen,
An Deiner Mutter Grabmal aufgehangen.

63.

Die gute Frau (hier floſſen ſeine Zähren)
Starb in den Wochen; hätte ſie's erlebt,
Wie würde ſich ihr Auge da verklären,
Wie hätt' ihr Herz vor Freude da gebebt!
Gern möcht' ich ſie im Tod noch etwas ehren,
Doch da, mein Kind, dein Wille widerſtrebt,
So muß mein Herz dem Wunſche wohl entſagen —
Wer will auch viel nach den Geſtorbnen fragen?

64.

Zwar wüßte ſie's — ach, das ſind trübe Dinge,
Du weißt noch nicht, was Aeltern herzen quält!
Auch, wenn ein Feind ſich etwas unterfinge,
Wozu ja ſelbſt noch jede Ausſicht fehlt,
Leicht nähmſt Du dann vom Grabe Deine Klinge,
Die dann der Mutter frommer Geiſt beſtelt.
Auch ſchwör' ich Dir, ich reichte gleich dagegen
Aus meinem Zeughaus Dir den beſten Degen.

65.

Allein ſo ſind wir nun, wir ſchwachen Alten,
Wir ſind bei Gott, ſchwatzhaften Staaren gleich!
Das Schwert iſt Dein, Du kannſt nach Willkür ſchalten
Mit ihm, mit mir, mit meinem ganzen Reich;
Dies weiß ich nun — und kann den Mund nicht halten,
Das dumme Herz, es iſt auch gar zu weich!
Auch iſt das Schwert ein bischen aus der Mode;
Je nun, vielleicht thuſt Du's nach meinem Tode."

66.

Die Jungfrau drauf nach einem kurzen Schweigen,
Und gab das Schwert in ihres Vaters Hand:
„So nimm's denn hin! Ich will Vertrauen zeigen;
Sei, wie mein Blut, mein Herz Dir auch verwandt!
Doch merke wohl, das Schwert da bleibt mein eigen,
Ich leih' es Dir nicht ohne Unterpfand:
Drum, wie Du ſagteſt, gieb ſogleich dagegen
Aus Deinem Zeughaus mir den beſten Degen."

67.

Und nun der Dank, dies Stammeln, diese Thräne.
Das werde billig Euch und mir gespart!
Man kennt ja schon, und wär's nur von der Scene,
Dankbarer Könige höchst gerührte Art.
Doch überdrüssig bald des Dings war Jene,
Mechanisch tändelnd strich sie ihm den Bart:
Sie war so müd, halb träumend in Gedanken,
Daß ihr, wie Blei, die Augenlieder sanken.

68.

Nach einem Schwerte lief Polichinelle,
Im Augenblicke war er wieder hier,
Und brachte ein Schwert, ein funkelndes, zur Stelle;
Der König selbst hing's um die Hüften ihr.
Doch wie gesagt, ihr Blick war nicht mehr helle,
Sie sah es nicht — es war aus Goldpapier!
Dann ging sie fort, um zwischen seidnen Decken
Endlich zur Ruh' den müden Leib zu strecken.

69.

Der König ſelber gab ihr das Geleite,
Schloß ihr die Thüren auf, trug ihr das Licht,
Nahm ihr den Degen dienſtbar von der Seite
Und vor ihr Bette legte er ihn dicht.
Dann ſchlich er fort, — der Schlaue, der Geſcheidte,
Zu deutſch vielleicht, der Schuft, der Böſewicht!
Polichinellen reicht' er flugs die Hände
Und flüſterte: „Das ging noch gut zu Ende.

70.

Das liebe Kind! Wie konnte man nur wagen,
Solch jungen Händen ſolch ein Schwert zu leihn!
Nehm' ich es ihr, was will ſie weiter ſagen!
Du lieber Gott, das ſind ſo Neckereien.
Es hat genügt, den Rieſen todt zu ſchlagen,
Nun muß ſie hübſch ein Mädchen wieder ſein
Den Degen immer an der Seite ſchleppen,
Das ruinirt mir Eſtrich ja und Treppen."

71.

Dann nahmen ſie, nicht völlig ohne Beben,
Das grimme Schlachtſchwert, das ſie ihr entwandt,
Und das ſie kaum vermochten aufzuheben,
Neugier'gen Sinnes, ſtaunend, in die Hand,
Und freuten ſich, — wiewohl nicht Einer eben
Von ihnen recht auf Schwerter ſich verſtand.
Doch flüchtig war und eitel dies Vergnügen,
Betrüger müſſen ſtets ſich ſelbſt betrügen.

72.

Kaum faßt der König mit den Fingerſpitzen,
Vorſichtig, leiſe, an den Degenknopf,
Da fühlt er was, wie eine Flamme blitzen,
Unheimlich nimmt ein Fröſtein ihr beim Sc,.pf:
„Das Schwert, fürwahr! ſcheint etwas feſt zu ſitzen,“
Sprach er beſtürzt und ſchüttelte den Kopf,
Und reicht es ſchnell dem Schatten ſeiner Größe,
Daß er für ihn das Wunderſchwert entblöße.

73.

Allein nicht größer war des Riesen Stärke,
Denn wie er zieht und dränat und gegenstemmt,
Er war nicht glücklicher bei diesem Werke,
Fest blieb der Stahl, unlösbar eingeklemmt.
Pelichinelle sprach: „Wie nun? Ich merke,
Mein werther Herr, das Ding hier ist uns fremd:
Zwar wohl der Jungfrau haben wir's genommen,
Allein nicht uns wird es zu gute kommen."

74.

Sie zerrten drauf und stemmten sich dagegen,
Der König dort und hier der luft'ge Gauch,
Und plackten sich und melkten an dem Degen,
Wie durst'ge Satyrn an verpichtem Schlauch,
Und quälten sich, das Eisen zu bewegen,
Und stolperten und fielen auf den Bauch:
Doch ob der Zorn auch ihre Stirnen rötbet,
Ein Zauber hielt den Degen fest gelöthet.

75.

Wie dieſes ſich im Grunde zugetragen,
Hat noch der Dichter ſelbſt nicht recht entdeckt:
Doch wird er ſich nicht lang mit Zweifeln ſchlagen,
Nicht mit Bedenken, liſtig ausgeheckt:
Ein einzig Wort genügt all Euren Fragen,
Ein Wunder iſt es, was dahinter ſteckt,
Nun wißt Ihr es! Denn aller alte Plunder,
Was man nicht weiß, nicht denken kann, heißt Wunder.

76.

Der König ſprach: „Wohlan, man muß ſich faſſen,
Verdrüßlich iſt's, doch das ſind Zauberein,
Und will das Schwert für unſern Arm nicht paſſen,
So ſoll es doch auch keines Andern ſein.“
So ſprach der Fürſt, und knüpfte ganz gelaſſen
Das edle Schwert an einen Kieſelſtein,
Und tief verſenkt er's in den tiefſten Bronnen —
Nie wieder ſieht's das heitre Licht der Sonnen!

77.

Indeß vertrieb mit goldverbrämtem Strahle
Der blonde Tag die dunkelbraune Nacht,
Und aus dem Schlummer rasch, mit einem Male,
Ist unsre Jungfrau ängstlich aufgewacht.
Sie fährt empor, sieht sich in fremdem Saale,
Dies weiche Bett, der Decken seidne Pracht —!
Doch endlich kam sie auf die rechte Fährte
Und griff erschrocken nach dem theuren Schwerte.

78.

Und o der Schmach! Was, schon von Schlaf umspennen,
Ihr dämmernd Auge gestern nicht gesehn,
Jetzt sieht sie es, im lichten Strahl der Sonnen,
Sie sieht den Raub, den Schimpf, der ihr geschehn!
Und rasch zu Eis ist ihr das Blut gerennen,
Sie springt empor, zum König will sie gehn,
Doch dreimal ist sie, taumelnd, wie betrunken,
Vor jähem Schreck ohnmächtig umgesunken.

79.

Und weinend zog ſie an der goldnen Schelle,
So laut, ſo hell, als gäb' es einen Brand,
Und alle Thüren öffneten ſich ſchnelle,
Die Pagen kamen und die Frau'n gerannt,
Der König kam, es kam Polichinelle,
Wie aus dem Bett, in langem Nachtgewand,
Und ſtaunten ſehr, und fragten, was es gelte,
Warum ſie nur ſo ganz entſetzlich ſchrie.

80.

Der König rief: „Ich ſtehe wie auf Kohlen,
Sag, theures Kind, o ſag' mir, was Du haſt!"
Und ſie darauf: „So ſag' ich unverholen
Und dich zermalme meiner Worte Laſt:
Du haſt, o König, ſchmachvoll mich beſtohlen,
Mich, die Dein Kind, Dein Retter und Dein Gaſt,
Weil Du im Halbſchlaf geſtern mich belauſchteſt,
Und liſtig mir mein gutes Schwert vertauſchteſt."

81.

Der König ſprach: „Was ſind mir das für Träume!
Man hat Dich wohl zu früh im Schlaf geſtört.
Was Du da ſagſt, iſt nichts, als Dunſt und Schäume,
Es hält ein Traum, ein wacher, Dich bethört.
Sieh doch umher! Es ſind dieſelben Räume,
Es iſt das Schloß, das Dir und mir gehört,
In Deines Vaters Hauſe biſt Du drinnen —
Wach' auf, mein Kind, und komm zu Deinen Sinnen."

82.

Sie aber weint' und ſchrie: „Wo iſt mein Degen?
Spitzbübiſch haſt Du mir mein Schwert geraubt!"
Und er darauf: „Kind, lern' die Worte wägen,
Sie ſind zu hart für ein gekröntes Haupt.
Doch fürchte nicht, daß ſich mein Zorn wird regen,
Der Tochter iſt ein übles Wort erlaubt;
Auch wirſt Du, denk' ich, nun Dich wieder faſſen
Und bald vernünftig mit Dir reden laſſen."

83.

Die Jungfrau ſprach: „Mit tauſend ſüßen Dingen,
Haſt Du das Herz nicht geſtern mir verkehrt?
Haſt nicht geſagt, die beſte aller Klingen
Sei einen Platz am Grab der Mutter werth?
Wie? nahmſt Du's nicht? und ließeſt mir nicht bringen
Aus Deinem Zeughaus gleich ein andres Schwert?
Doch nicht ein Schwert, — das ſieht ja jeder Knappe,
Dies iſt kein Schwert, dies iſt ein Ding aus Pappe.“ —

84.

„Aus Pappe, Kind? Ei ſieh doch, wie es funkelt,
Schau her, es glänzt, wie lauter Sonnenſchein.
Ich fürchte ſehr, Dein Auge ward umdunkelt,
Sieh, wie es blinkt! und das ſoll Pappe ſein?
Und ſieh, ſchon ſteht die Dienerſchaft und munkelt,
Schämſt Du Dich nicht, zu weinen und zu ſchrein?“
Sie aber rief und warf die edlen Glieder:
„We iſt mein Schwert? o gieb mein Schwert mir wieder!“

85.

Der König ſprach: „Mein Kind, ich möchte lachen,
Wär' mir das Ding nicht doch zu larmoyant.
Das kommt davon, wenn wir zu lange wachen,
Nun iſt ein Fieber Dir im Blut entbrannt.
Denn, was Du ſagſt, ſind lauter eitle Sachen,
Nie Deinen Degen gabſt Du aus der Hand,
Nie fiel mir ein, Dich um Dein Schwert zu drängen,
Am Sarg der Mutter nie es aufzuhängen."

86.

„Wie!" rief ſie aus: „Hat nicht Petichinelle
Mir ſelbſt dies Schwert, dies läppiſche, gebracht!"
Doch lächelnd der entgegnete zur Stelle:
„Gnädigſte Frau, Ihr habt Euch überwacht.
Nicht überſchritt ich jenes Saales Schwelle,
Ich war im Zeughaus nicht die ganze Nacht:
Was Ihr erzählt, hat Euch ein Traum belogen,
Es ſchmerzt mich ſehr, daß er noch nicht verflogen."

87.

Die Jungfrau ſchrie: „O wär' ich nie geboren!“
Und aus den Wangen brach ihr faſt das Blut:
„Habt Ihr Euch alle wider mich verſchworen?
Abſichtlich alſo ſetzt Ihr mich in Wuth?
Ihr lügneriſchen, widerſpänſt'gen Thoren,
Wozu denn wäre dieſe Pappe gut?
Seht doch nur her, ob man mit ſolchem Degen
Aus Goldpapier Giganten kann erlegen!“

88.

Der König ſprach: „Kind, mäßige Dein Fluchen,
Es klingt nicht gut, auch ſprichſt Du viel zu laut.
Wann gabſt Du mir Dein Schwert zu unterſuchen?
Wann hab' ich es betrachtet und beſchaut?
Sei es aus Stahl, ſei es aus Zuckerkuchen,
Mir haſt Du nichts vom Degen anvertraut.
Doch merk' ich ſchon, Du mußt im Bette bleiben,
Ruft ſchnell den Arzt! er ſoll ihr was verſchreiben.

89.

Der Doctor kam: er hatte in Salerne
Und Montpellier die edle Kunſt ſtudirt,
Ein wackrer Doctor! Auſtern aß er gerne,
Trank gern Champagner, wenn er gut mouſſirt.
Nahm Spanisch, und war, ſo nah, wie ferne,
Bei aller Welt vortrefflich renommirt:
Er war ein Mann mit wunderfeinem Näschen
Und wachſen hört' er, ſagte man, das Gräschen.

90.

Der Doctor kam: mit lüſtern krummem Finger
Faßt' er den Arm der wundervollen Frau,
Wie Cetſus, ernſt — auch galt er nicht geringer!
Und nach dem Buſen taſtet' er ihr ſchlau,
Und lächelte und ſprach: „Die kleinen Dinger,
Wie quellen ſie! Ei ja, ich fühl's genau:
Mich lehrt der Puls, mich lehrt des Busens Wogen,
Ein Fieberchen, ein hitz'ges, kommt gezogen.

91.

Die gnäd'ge Frau muß ſtill im Bette bleiben,
Solch Fieber iſt ein Ding, das uns choquirt.
Ein gutes Tränkchen werd' ich ihr verſchreiben,
Und wenn ſie dennoch etwas phantaſirt,
So muß man ihr mit Schnee die Stirne reiben,
Das hab' ich eſt in Montpellier probirt.
Der König nickt' und ſprach: „Charmant, mein Lieber!
Die goldne Doſe nehmt für dieſes Fieber." —

92.

Langweilig wär's, wollt' ich Euch Alles ſagen,
Was unſrer Jungfrau Schlimmes wiederfuhr;
Auch hattet Ihr's wohl ſelbſt einmal zu tragen
Und kennt der Aerzte ſeltſame Dreſſur.
Die Nerven bald, das Blut und bald den Magen
Nahm unſer Doctor wechſelnd in die Kur,
Strich Pflaſterchen, ſetzt' Igel ihr und ſchröpfte,
Und wenig fehlte, daß er ſie nicht köpfte.

93.

Nicht Tag, nicht Nacht verließen sie die Schergen,
Die Krankenwärter, die man ihr bestellt;
Die Schachteln thürmten sich empor zu Bergen,
Dem Apotheker regnete das Geld:
Man gab ihr Pulver, Pillen und Latwergen
Und tausend Mittel aus der ganzen Welt,
Und immer sprach der König: „Wohl, mein Lieber!
Die goldne Dose nehmt für dieses Fieber.“ —

94.

Und fragt Ihr nun, wie dies Geschick, dies schlimme,
Des argen Königs Tochter überstand?
Gutwillig nicht! Sie lag in wildem Grimme,
Gleich einem Leun, dem man die Tatzen band,
Und tobt' und schrie mit übermächt'ger Stimme:
„Mein Schwert! mein Schwert! man hat mein Schwert entwandt!“
Und schrie so laut, daß alle Fenster dröhnten
Und Stadt und Feld von ihrem Rufe tönten.

95.

Den König fing ihr Schreien an zu ſtören:
„Es thut nicht gut, was meine Tochter ſchreit!
Leicht iſt das Volk, das müß'ge, zu bethören
Und doppelt leicht in dieſer ſchlimmen Zeit.
Die beſte Stadt muß endlich ſich empören,
Wenn man des Diebſtahls ihren König zeiht:
Polichinell, Du mußt auf Mittel denken,
Du mit dem Arzt, ihr Schreien zu beſchränken."

96.

Und nun vernehmt die ſeltſamſte Geſchichte,
Höchſt fabelhaft, und doch, zu unſerm Gram,
In dieſer ganzen wahrhaften Geſchichte
Das wahrſte Stück, das Euch zu Ohren kam.
Es iſt kein Märchen mehr, was ich berichte!
Erfänd' ich es, wär' die Erfindung lahm,
Und läg's an mir, ſagt, würd' ich mich nicht ſchämen,
Und meine Zuflucht ſtets zu Wundern nehmen?

97.

Und doch iſt dies ein ſo entſetzlich Wunder,
So ganz unglaublich, ſo verderbt, verkehrt —
Scheherazadens Märchen ſind nur Plunder,
Und Alles, was uns Arioſto lehrt,
Iſt gegen dies ein ausgebrannter Zunder,
Des Staunens nicht und nicht des Lächelns werth!
Nur, was das größte Wunder, kann man fragen,
Ob, was gethan ward, oder was getragen.

98.

Es war die Zeit der Zauberer und Dämonen —
Glaubt nicht, Ihr Herrn, daß dieſe Zeit entſchwand!
Noch leben ſie! Nur fragt nicht, wo ſie wohnen,
Kein Salomo hat ſie ins Meer gebannt!
Doch ein Geheimniß iſt's, ich will es ſchonen,
Auch wißt Ihr's ſelbſt bei mäßigem Verſtand;
Nur hütet Euch, im Schlummer ſie zu ſtören —
Leicht ſind ſie her, ſchwer ſind ſie fort zu ſchwören!

99.

Auch waren immer den Polichinellen,
Den Aerzten ſtets, wenn ſie wie unſrer ſind,
Die böſen Geiſter freundliche Geſellen;
Sie lieben ſich, wie Vater faſt und Kind.
Auch iſt es leicht, ein Netzchen aufzuſtellen,
Wenn man die Fäden aus der Tiefe ſpinnt:
Ein Dämon kam und brachte ſeinen Kindern,
Was ſchnell am Schrei'n die Jungfrau wird verhindern.

100.

Es war ein Netz — nein, grad heraus zu ſagen,
Ein Maulkorb war es, zierlich anzuſehn,
Weich auswattirt und dennoch ſchwer zu tragen,
Unendlich ſchwer, beinah nicht auszuſtehn!
Denn wer ihn trägt, der muß mit Blicken fragen,
Mit Winken ſprechen und mit Thränen flehn; —
Er war geflochten aus fünf dünnen Fädchen,
Die zwängen wohl noch Stärkre, als ein Mädchen.

101.

Aus Eisen war der erste, dickste Faden,
Das war gehärtet in der Hölle Glut!
Drei Teufel mußten es in Galle baden
Und dann besprengte Satan es mit Blut.
Kein Hammer kann ihm, keine Feile schaden,
Was Teufel schmieden, hält nur allzugut!
Doch bleibt ein Trost — mag's ein Jahrtausend kosten,
Das Eisen wird doch endlich einmal rosten!

102.

Der zweite Faden, fein und dünn, wie Schlangen
Lacht mich nicht aus! war ein gemeiner Strick
Einst einem Bettler, der sich aufgehangen,
Hing dieser Faden würgend um's Genick.
O er ist schlimm! Er macht erdfahle Wangen,
Frißt Euer Mark, verdunkelt Euren Blick,
Läßt Euch entblößt vor Frost und Hunger schauern
Ach, dieser Strick, er wird noch lange dauern!

103.

Von Silber war, nichts Kleinerem, der dritte,
Von ſolchem Silber, draus man Münzen macht —
Gelt, das gefällt Euch? und Ihr meint, man litte
Nicht eben ſchmerzlich unter ſolcher Pracht?
Zwar gut iſt Silber; aber doch, ich bitte,
Stumm ſein auf ewig, habt Ihr das bedacht?
Auch hält's nicht lang: in rechten, ächten Flammen
Schmilzt raſch, wie Blei, der Silberſtreif zuſammen.

104.

Der vierte war aus purem Gold geſponnen —
Gold, lichtes Gold! Gott, der die Welt bewegt!
Allmächt'ger Du, o Quelle Du der Wonnen,
Das uns die Mägdlein in die Arme legt,
Von Macht und Glück der unerſchöpfte Bronnen,
Bald Gnadenkettchen, bald zu Geld geprägt! —
Ihr merkt wohl ſelbſt, nichts Kleines will es heißen,
Vom ſtummem Mund das goldne Netz zu reißen.

105.

Der fünfte Faden war aus Spinnenweben,
Der war der ſtärkſte, unzerreißbar er'
Ob es noch heut mag ſolche Spinnen geben!
Eidechſen ähnlich, huſchen ſie umher,
Mit dicken Bäuchen feſt ſich anzukleben,
Von Natterngift und feiger Bosheit ſchwer. —
So war der Maulkorb; wird er 'mal mein eigen,
Will ich für Geld ihn auf der Meſſe zeigen.

106.

Und dieſes Netz, weil ſtets mit lautem Munde
Die arme Jungfrau nach dem Schwerte rief,
Band man ihr vor in einer nächt'gen Stunde,
Da ſie, erſchöpft, zwei Augenblicke ſchlief.
O ſie war matt! In ihres Herzens Grunde,
Da fraß der Gram, ihr kurzer Schlaf war tief —
Polichinellen's und des Doctors Hände,
Zu ſolchem Werke waren ſie behende.

107.

Jetzt wacht ſie auf — will ſprechen — o, vergebens!
Verdenkt Ihr's nicht, wenn ſie zu träumen glaubt!
Der Stimme Klang, das Zeichen alles Lebens,
Ihr iſt der Sprache ſüßes Recht geraubt!
Das Zauberneß lacht ihres eitlen Strebens,
Vergebens ſchüttelt ſie das edle Haupt,
Vergebens will ſie nach dem Netze greifen:
Kein Menſch auf Erden kann es von ihr ſtreifen! —

108.

Der König ſaß indeß an ihrem Bette,
Er lächelte und ſah zufrieden aus,
Trank ein Glas Wein und ſprach: „Gottlob, ſo hätte
Ich endlich Ruhe doch in meinem Haus.
Zwar kläglich iſt's; allein was thut's? ich wette,
Sie ſtirbt nicht dran, die arme kleine Maus!'
So ſprach der Fürſt, — ſah, wie ſie ſprechen wollte,
Sah, wie der Schmerz in ſtummer Bruſt ihr grollte.

109.

Er ſprach zu ihr: „Kind, laß Dein ſtürmiſch Weſen,
Du treibſt es ſchon ſeit Langem viel zu bunt.
Durch Ruhe nur, ſonſt kannſt Du nicht geneſen,
Dies Mittelchen hat ſeinen guten Grund;
Haſt von der Schwindſucht Du noch nie geleſen!
Der Doctor ſelbſt verſchloß Dir Deinen Mund,
Und willſt Du Dich nicht bald in Frieden faſſen
So wird er Dir auch noch zu Ader laſſen.

110.

Auch brauchſt Du um's Verhungern nicht zu ſorgen!
Hier dieſes Oel, das ſchenkte mir ein Geiſt,
Ich mußte ihm dafür drei Mädchen borgen;
Es iſt ein Mittel, weiß nicht, wie es heißt.
Mit dieſem Oel ſalbt' ich Dich heute Morgen,
So wirſt Du nun auf ewig dick und feiſt —
Mein theures Kind, nicht wahr? Du mußt geſtehen,
Daß Allem ich ganz trefflich vorgeſehen.

111.

Auch will ich Dich nun gar nicht länger zwingen,
Das Bett zu hüten — nein, wie Dir gefällt!
Du magſt nun frei im grünen Dickicht ſpringen,
Bald dort, bald hier, durch Thal und Buſch und Feld;
Bloß mit dem Vögelchen nicht Wette ſingen,
Sonſt alles Andre wird Dir freigeſtellt:
Denn Wort zu halten, muß ein König denken,
Und ich beſchwor, Dich nirgend zu beſchränken.

112.

Sollt' es vielleicht Dir an Beſchäft'gung fehlen,
Auch dieſe ſteht, geliebtes Kind, Dir frei;
Ganz, wie Du willſt, kannſt Du Dein Tagwerk wählen,
Sei es zum Nutzen, ſei's zur Schelmerei;
Sei auch gelehrt, die Sterne darfſt Du zählen,
Den Sand am Meer, mir gilt es einerlei;
Auch könnteſt Du, wie andre wackre Frauen,
Das Spinnrad drehn und Runkelrüben bauen.

113.

Doch wie Du willſt, Du magſt es ſelbſt entſcheiden,
Denn Du biſt frei!“ So ſprach der Fürſt und ging.
Indeſſen ſie mit nie geahnten Leiden
Die Qual der Hölle, ſtumm zu ſein, umfing.
Dann ſtand ſie auf, fing an, ſich anzukleiden,
Kein Hoffen war's, an das ihr Herz ſich hing,
Doch trieb es ſie, aus dieſem Schloß zu gehen,
Die blaue Luft, den grünen Wald zu ſehen.

114.

Sie trat heraus: ringsum auf allen Zweigen,
Von tauſend Liedern wirbelte der Hain;
Die Amſel dort, die Lerche ſah ſie ſteigen
Mit lautem Trillern in die Luft hinein;
Rings tönt Geſang! Nur ſie allein muß ſchweigen,
Gebannt, verſtummt ihr ſüßer Mund allein —!
Da ſank ſie hin, und wo die Blumen ſprießen,
In Bächen ließ ſie ihre Thränen fließen.

115.

Und weiter tritt ſie in des Waldes Mitte,
Wo ſie der Forſt am dichteſten umfängt;
Da neben ihr auf einmal hört ſie Schritte,
Sieht einen Mann, der raſch ſich vorwärts drängt
Und nun hat Acht, und ruft zurück, ich bitte,
An den Ihr wohl ſeit Langem nicht mehr denkt:
Der Jüngling war's, bei welchem wir begannen,
Des bunten Märchens Teppich auszuſpannen.

116.

Ihm lebte noch ſeit jener ernſten Stunde,
Da mit dem Rieſen jener Kampf geſchah,
Ein ſüßer Nachklang in des Herzens Grunde,
Seit er zuerſt die holde Jungfrau ſah.
Er wähnte ſich mit ihr in ew'gem Bunde,
Getrennt von ihr, blieb doch ſein Geiſt ihr nah,
Als ob ein Hauch, ein Athmen nur der Seele
Der Heißgeliebten ewig ihn vermähle.

117.

Er ſprach zu ſich: „Gekannt die Minute,
Da Dich mein Auge, Dich mein Herz erſchaut!
Da, als mein Blick auf Deiner Stirne ruhte,
Da ward ich Dein, da ward ich Dir getraut.
Beſtraft nun will ich's mit meinem Blute,
Du biſt mein Stern, mein Alles, meine Braut!
Nicht bei den Göttern brauch' ich erſt zu ſchwören:
Ich kann nicht anders, muß Dir angehören.

118.

O daß ich Dich nur einmal wiederfände,
Die Du die Nacht der Seele mir verklärt!
Nun fürcht' ich erſt des raſchen Lebens Ende,
Nun ward mir erſt die friſche Jugend werth!
Dir weih' ich jetzt das Tagwerk dieſer Hände,
Dir dieſes Haupt und Dir dies gute Schwert!
Ich kenne Dich, ich hab' es wohl geleſen,
In Deinem Auge wohl, wer Du geweſen.

119.

Komm Du bei Nacht, mich weckt Dein leiſes Pochen,
Wenn ich nicht ſchlafles, Dein gedenkend lag.
Und was Du ſelbſt nur flüſternd ausgeſprochen,
In meinem Herzen donnernd klingt es nach.
Ja jedes Band der Liebe ſei zerbrochen,
Wenn nur Dein Ruf zu meinem Ohre ſprach;
Fahr wohl, mein Haus! fahr wohl! Du magſt verſinken,
Wenn ihre Augen mir zum Kampfe winken!

120.

Es iſt kein Lohn, den ich von ihr begehre,
Ich diene nicht um ihren ſüßen Dank:
Fern iſt die Zeit, wo mit behendem Speere
Ich im Turnier um eitle Preiſe rang!
Jetzt treibt mein Herz auf einem andern Meere,
Ein andrer ſchwellt's, ein freier, großer Drang,
Und ganz genügt's, wird auf mein Grab geſchrieben,
Daß ewig ich der Dame treu geblieben." —

121.

Lacht ihn nicht aus, den armen jungen Thoren,
Sagt nicht: Er toll, ſich einer Frau zu weihn'
Er ward wohl nicht für dies Geſchlecht geboren,
Auch paßt er nicht in dieſe Zeit hinein
Denn von den Füßen nun nahm er die Sporen,
Kein Ritter mehr, ein Pilger will er ſein:
Nur, daß er tüchtig bliebe zum Gefechte,
Trug unterm Mantel noch das Schwert die Rechte.

122.

So wandt' er irrend, ſuchend ſeine Schritte
Allüberall durchs ſonnenhelle Land;
Es war der Gram an ſeine muden Tritte
Und doch die Hoffnung auch an ſie gebannt,
Bis endlich er in jenes Waldes Mitte
Die edle Jungfrau plötzlich wiederfand:
Da ſank er hin, ſtumm, ſchweigend, ohne Worte,
Das Auge nur war ſeiner Seele Pforte.

123.

Ob ſie die Sprache ſeines Blicks empfunden,
Ob ſie verſtand ſein flammendes Geſicht,
Ob ſich ihr Herz dem ſeinen mild verbunden,
Aus ſtummern Munde dennoch Liebe ſpricht, —
Das quält auch mich in manchen bangen Stunden,
Und immer noch die Antwort weiß ich nicht:
Ich kenne nur des armen Jünglings Triebe —
Sprich Du, mein Volk, ſprich', fand er Gegenliebe!

124.

Bald merkt er nun die Schmach, die ſie erfahren,
Und wie ein Kind vor Schmerz hat er gebebt,
Weil viel zu ſchwach die jungen Kräfte waren
Für dieſes Netz, das Teufel ſelbſt gewebt.
Er rief zu Gott, zu allen Engelſchaaren,
Wohin nur jemals ein Gebet ſich hebt —!
Doch allzumächtig iſt die Kunſt des Böſen,
Denn nicht das Netz kann ihr der Ritter löſen.

125.

Da rief er laut mit fromm verklärten Mienen:
„Und kann ich Dich, Du Theure, nicht befrein,
So laß mich Dir als Deinen Knappen dienen,
Laß Deinen Mund mich, Deinen Beten ſein!
Denn Deine Augen leuchten noch: aus ihnen
Spricht noch der Sonne, ſpricht der Sterne Schein —
Den ſtummen Blick zu deuten werd' ich wagen
Und werd' ihn laut in alle Lüfte tragen!“ —

126.

Und alſo lernt' der Jüngling ſich gewöhnen,
Daß er ihr Mund, daß er ihr Bete war:
Sein Auge las im Angeſicht der Schönen,
Die tiefſten Räthſel wurden dort ihm klar;
Was ſie bewegt, er ſprach es aus in Tönen,
Die zieh'n wie Schwäne, leuchtend, wunderbar,
Und alle Welt ſteht ſtumm in mildem Schweigen,
Wo ſich der Jüngling und die Dame zeigen.

127.

So ziehn ſie noch, die Gläubigen, die Frommen,
Langſam und ſtill, wie ein Jahrtauſend ſchleicht;
Sie ſind wohl auch einmal zu Euch gekommen,
Ihr aber ſchmauſtet oder ſchlieft vielleicht,
Ihr habt das Lied des Jünglings nicht vernommen,
Nicht Euer Ohr hat ſein Geſang erreicht —
Sei's denn genug! Nichts blieb mehr zu erzählen,
Als Eines nur, vielleicht könnt' das auch fehlen.

128.

Denn als das Paar, durch Treue ſo verbunden,
Wie Treue je zwei Herzen nur verband,
Im heißen Brande mittäglicher Stunden
Einſt durch die Wüſte mühſam nur ſich wand,
Da hat der Jüngling einen Stein gefunden,
Auf dem ein Wort, ein hoffnungsreiches, ſtand:
Kaum hatten ſie die Theure Schrift geleſen,
Da fühlt' ihr Herz ſich kräftig und geneſen.

129.

Dies war die Schrift: „Der Helden, Unbenannten,
Die ſchweigend fliehn muß durch die weite Welt,
Dem Jüngling auch, dem treuen, oft verkannten,
Sei dieſer Stein zur Tröſtung aufgeſtellt!
Einſt fällt das Netz vom Munde der Verbannten,
Die Kette ſpringt, die ſie gebunden hält,
Es wird ein Blitzſtrahl leuchtend ſie zerſchmettern
Bleibt unverzagt! Gott ſelbſt ſchrieb dieſe Lettern.“

130.

Da ſind ſie betend auf ihr Knie geſunken,
Dankbare Thränen netzten dieſen Stein;
Vom Himmel her, ſo ſchien es, fiel ein Funken,
Ein morgenheller, roſenrother Schein,
Und ihre Seele wurde hoffnungstrunken;
Dann weiter ging es in die Welt hinein
Und auf den Degen falten' er die Hände
Und nun ade! mein Lied iſt ganz zu Ende.

Dem

Könige von Preußen.

Zum

Kölner Dombaufest

den 4. September 1842.

Gedicht

von

R. E. Prutz.

Leipzig,
Otto Wigand.
1842.

Mit Feſtgeläut, Standarten, Ehrenbogen
Den König grüßt der königliche Rhein:
Wie glänzt der Strom! wie drängen ſich die Wogen,
Wie ſchaun die Ufer ſtolz und froh darein!
Die Freude jauchzt aus tauſend muntern Kehlen
Und donnernd trägt der Wiederhall ſie fort.
Doch darf zum Guten nicht das Beſte fehlen:
Das iſt, o Herr, ein freies Wort!

Du kommſt, o Herr, zum Kölner Dombaufeſte,
Mit eigner Hand den zweiten Grund zu weihn.
Sie rührten Dich, der Vorzeit edle Reſte,
Es ſprach zu Dir das bröckelnde Geſtein.
Du winkſt, o Herr, und die Gerüſte ſteigen,
Sich wiederſpiegelnd in dem goldnen Strom,
Und was ſich auch für Wetterwolken zeigen:
Fortbaun willſt Du den Kölner Dom.

Fortbaun, fürwahr! da haſt Du es getroffen,
Das iſt ein Klang, der unſerm Ohr gefällt,
Das iſt es, das, was Deine Völker hoffen,
Das iſt die Loſung der verjüngten Welt!
Nicht Dome bließ, nicht Burgen und Paläſte,
Bau' fort, o Herr, an einem andern Haus,
Bau' fort, bau' fort an einer andern Veſte:
Den Dom der Freiheit, bau' ihn aus!

Fortbaun allein, Fortbauen heißt Erhalten!
Dieſelbe Huld, die Du dem Dom beſcheert,
O laß ſie auch im Vaterlande walten,
Auch dies, o Herr, iſt einen Grundſtein werth.
Dem Dome gleich, halb fertig, halb Ruine,
Erwartungsvoll, ſteht unſer theures Land:
Es ſchaut Dich an, es ſieht mit ſtummer Miene —
Auch ihm, auch ihm ein Wink der Hand!

Warum nicht ihm? warum nur Steine tragen,
Nur Heil'ge meißeln, Wölbungen erbaun?
Kein Herz wird Dir in dieſen Mauern ſchlagen,
Kein Auge wird aus dieſen Säulen ſchaun.
Dort aber kannſt Du Herzen Dir entzünden,
Zum Tempel dort kannſt Du Dein Volk Dir weihn —
O lockt's Dich nicht, den Tempel auch zu gründen?
Baumeiſter der Freiheit auch zu ſein?

Dem Kranze gleich dort auf des Thurmes Mauer,
Der regungslos manch ein Jahrhundert ſtand,
So ſteht die Preſſe, Herr! Sie ſteht voll Trauer,
Weil ſie noch nicht die volle Freiheit fand.
O laß auch ſie, auch ſie ſich neu bewegen,
Wie Du den Kranz ſich neu bewegen heißt,
Und wonnevoll, der ganzen Welt zum Segen,
Grüßt: Protectori! Dich der Geiſt.

Herr, zürne nicht! Wir wiſſen, was wir wollen,
Und daß wir's frei bekennen, das iſt Pflicht.
Herr, die Geſchichte drängt! Die Räder rollen!
Und wollt' es Gott, Gott ſelber hielt' ſie nicht!
Gieb frei den Weg! Fürwahr, es iſt das Beſte,
Du baust zugleich, o Herr, den eignen Thron:
So ſprich das Wort zum zweiten Dombaufeſte,
Sprich aus das Wort: **Conſtitution!**

Das iſt der Bau, zu welchem Du berufen,
Auf dieſen Säulen gründe ſich Dein Ruhm!
Hier knie Du mit uns auf denſelben Stufen!
Denn auch die Freiheit iſt ein Heiligthum.
Paläſte fallen, Dome können brechen,
Die Freiheit nur währt ewig, ewig fort,
Und ewig dann zu Deinem Ruhm wird ſprechen,
Das dent Dich grüßt, das freie Wort!

Gedruckt bei Fr. Frommann in Jena.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in 5 Akten

von

R. E. Prutz.

Manuscript
Eigenthum des Verfassers.

Der bloße Besitz dieses Abdrucks giebt, ohne Mitwissen und Erlaubniß des Verfassers, kein Recht zur Aufführung oder sonstigen Veröffentlichung des Drucks.

Gedruckt
auf Kosten des Verfassers.

1844.

Personen.

Karl der Fünfte, römischer Kaiser, König von Deutschland und Spanien.

Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, | die Häupter des Schmalkaldischen Bundes.
Philipp, Landgraf von Hessen, |

Sibylle von Cleve, Johann Friedrichs Gemahlin.
Moritz, Herzog von Sachsen.
Anna, seine Gemahlin, Tochter des Landgrafen Philipp.
Elisabeth von Rochlitz, Herzogin von Sachsen. (blind.)
Albrecht, Markgraf von Kulmbach.
Kardinal Granvella.
Selden, Kanzler des Reichs, Kaiser Karls vertrauter Rath.
Christoph von Carlowitz, Moritz' Kanzler.
Lukas Kranach, der Maler, Bürgermeister von Wittenberg.
Kunz von Rosenberg, [illegible]
Oberst von Heideck, Offizier des Moritz.
Ein kaiserlicher Hauptmann.

Hofherren und Hofdamen. Ritter. Soldaten. Dienerschaft.

Der 1. Akt spielt in Torgau; der 2. in Wittenberg; der 3. in Augsburg; der 4. in Insbruck in Tyrol; der 5. in Nürnberg und auf einem Schloß des Albrecht.

Beginn der Handlung: 1547.

Erſter Akt.

Saal im Schloß zu Torgau.

Erſter Auftritt.

Johann Friedrich und Landgraf Philipp, im Geſpräch, treten ein. Gefolge von Edelleuten, das im Hintergrunde zurückbleibt.

Friedrich. Er kommt nicht, ſag' ich Euch.
Philipp. Er kommt gewiß!
Hat meine Tochter mir's denn nicht geſchrieben
Und zugeſagt?
Friedrich. Hat Eure Tochter das?
Und warum Eure Tochter? warum nicht
Er ſelber? Wie?
Philipp. Weil er an einem Fieber
Darniederlag.
Friedrich. An einem Fieber? So?
Das wird wohl wieder ſolch ein Fieber ſein,
Wie dazumal, als wir nach Weimar ihn
Entboten hatten, auf Jacobi Tag,
Um in verſtändig brüderlichem Rath
Den traur'gen Stand des Evangeliums
Und unſrer Freiheit dringende Gefahr
Gemeinſam zu erwägen. Wißt Ihr noch?
Da ſchrieb er auch, er ſei am Fieber krank,
Er könne kaum die Feder mehr regieren;
Es thät' ihm leid, es bräch' ihm faſt das Herz:
Doch ſei es ihm unmöglich zu erſcheinen.
Und an demſelben Tage, wißt Ihr noch?
Zog er nach Augsburg, an des Kaiſers Hof,
Die Schleppe dort der Majeſtät zu tragen.
Gebt Acht, gebt Acht, er macht's noch einmal ſo!
Philipp. Ihr denkt zu bös von meinem Schwiegerſohn.
Friedrich. Bös, ſagt Ihr? Bös? Nun, beim allmächt'gen Gott!
So aus der Bruſt ſollt Ihr das Herz mir reißen,
So nur ein einz'ger Tropfen, Einer nur,
Von böſem Blut darin enthalten iſt!
Doch das empört mich, einen Mann zu ſehn,
An uns gebunden durch jedwedes Band,
Das heilig iſt vor Menſchen und vor Gott,
Deſſelben Stamms, wie wir, deſſelben Glaubens,
Von Einer Luft, von Einem Blut genährt —
Und er verläßt uns! er verräth uns! er,
Der ein Pilot uns ſoll im Sturme ſein,
Er ſteht dabei und lächelt, wenn wir ſinken! —
Seht Ihr das anders?

Philipp. Allerdings. Ich ſehe
Was, ſeit die Welt ſteht, alle Welt geſehn.
Die Jugend iſt ehrgeizig; Ehre wächſt
Am Nächſten bei der Macht: und darum unter
Die Fittige begiebt ſie ſich der Macht,
Nicht fragend nach dem Recht. Verdammt daher
Den Moritz, meinen Eidam, nicht zu raſch!
Von kleinem Anfang zögernd ging er aus
Und es iſt billig, daß das Kleine wächſt.
Nicht Ihr, noch ich, ſo ſehr ich ihn auch liebe,
Und ſo gerecht auch unſre Sache iſt,
Geſteht es ſelbſt! wir hätten dennoch nie
Zu jener Höhe ihn erheben können,
Auf welche jetzt, gleich wie mit Götterhänden,
Die ſtolze Gunſt des Kaiſers ihn geſtellt. —
(Zum Gefolge:) Seht Ihr noch nichts?

1. Edelm. Nichts, mein durchlaucht'ger Herr.

Friedrich. Gut, rühmt ihn nur, bald wird ſich zeigen, wer
Das Rechte traf, Ihr oder ich. Indeſſen,
Damit das Warten Euch nicht müde macht,
Schaut um Euch! ſeht, in welche Lage wir
Gekommen ſind durch Euren Schwiegerſohn.
Längſt, wißt Ihr, war der Kaiſer unſers Glaubens,
Wie unſrer Freiheit Feind; ſein ſpaniſch Herz,
Gewöhnt allein an ſchweigende Vaſallen
Und an der Heil'gen freudeloſen Dienſt,
Befreundete ſich mit dem unſern nie.
Wir wußten das; wir ſahen längſt voraus,
Daß wir ein Dorn in ſeinem Auge wären
Und daß ſchon längſt das Schwerdt geſchliffen war,
Das zwiſchen uns entſcheiden ſoll. Damals,
Weil Einigkeit die Mutter iſt der Macht,
Verbanden wir zu einem Bündniß uns,
Wir alleſammt, die wir dem neuen Lichte
Des Evangeliums uns zugewendet,
Und die wir feſt entſchloſſen ſind, nicht Einen
Fußbreit zu weichen vor dem Kaiſer. Damals
War Moritz auch dabei. Er war noch nicht
Der große Herr, der er ſeitdem geworden:
Er war ein kleiner, unberühmter Fürſt,
Der ſich ganz außerordentlich geehrt fand,
In unſern Bund zu treten. Iſt's nicht ſo?

Philipp. Nicht ganz; doch redet weiter.

Friedrich. Unſer Bündniß
Erſchreckte Seine Majeſtät; Sie wurden
Mit Einemmal ganz überaus leutſelig
Und ſtrichen uns mit Allerhöchſter Hand
Den Honigſeim gnädigſter Redensarten
Um unſern Mund. Wer war es damals, ſprecht,
Der ſich begierig in den falſchen Schimmer

Der kaiſerlichen Gnade ſtürzte? Wer verſtand es,
Sein Glück zu ſchmieden in demſelben Feuer,
Das ſeiner Freunde Wohlfahrt fraß? Wer ſagte,
Das Bündniß ſei nicht länger zeitgemäß,
Wir ſollten lieber uns zum Kaiſer halten
Und friedlich uns mit ihm verſtändigen?
So ward der Bund von Eurem Schwiegerſohn
Langſam zernagt, ſo wuchs die Macht des Kaiſers,
So brachen unſre Flügel — und ſo ſtehn
Heut Ihr und ich, im ganzen deutſchen Land
Die Einz'gen wir, der allerletzte Damm,
An dem vielleicht, ſo Gott uns nicht verläßt!
Die Fluth ſich bricht der kaiſerlichen Macht.
Wollt Ihr das auch entſchuldigen?

Philipp. Entſchuld'gen?
Es war niemals ſo völlig, wie Ihr ſagt:
Doch wär's geweſen, könnt' ich es begreifen.

Friedrich. Ich nicht, bei Gott! Begreifen kann nicht ich,
Wie man dem Teufel ſich verkaufen kann,
Wenn alle Engel, alle Seligen
Die Hände uns entgegenſtrecken! Nein,
Ich weiß recht gut, man ſchilt mich einen Thoren,
Ich ſei ein Schwärmer, ſagt man, ein Phantaſt,
Dem Gutes das Herz davonrennt mit dem Kopf —
Nun, wenn das iſt, ſo dank' ich meinem Gott,
Daß es ſo iſt! Ich will ein Schwärmer lieber
Und will ein Thor um Gotteswillen ſein,
Als daß der Mehlthau Eurer Klugheit je
Des Herzens reine Blüthe mir verdirbt!

Philipp. Ihr ſeid ein wackrer Herr, reicht mir die Hand.
Auch ſehn wir bald, woran wir ſind. Die Zeiten
Sind ernſter jetzt, als ſonſt; wir ſtehen auf der
Haarſcharfen Grenzmark der Entſcheidung jetzt,
Wo Schwarz von Weiß, der Morgen von der Nacht,
Vom Guten ſich der Böſe trennt. Ich hoffe,
Daß ernſter ihn die ernſte Zeit gemacht,
Und der in guten Tagen uns verließ,
Da wir ſein nicht bedurften, gebet Acht!
Jetzt in den ſchlimmen wird er bei uns ſtehn.
(Zum Gefolge:) Seht Ihr noch nichts von meinem Schwiegerſohn?

1. Edelm. Nichts, gnäd'ger Herr.

Philipp. Nun freilich, allerdings,
Der Weg iſt ſchlecht, die Tage ſind ſchon kurz,
Er reiſt mit ſeiner Frau, da geht's nicht raſch.

Friedrich. Du armer Landgraf, was bemüh'ſt Du Dich,
Mit linden Worten, die Du ſelbſt nicht glaubſt,
Dein eignes Herz zu täuſchen, das Dich warnt!?
Ja, geh hinaus! geh, ſtell Dich an den Weg!

Sieh Dir die alten müden Augen aus
Dein Moritz kommt nicht, sag' ich Dir!

1. Edelm. (rasch einfallend:) Ich sehe
Staubwolken auf der Straße —

(Man hört Hörnerklang, der sich wechselnd wiederholt und allmälig in einen lustigen Marsch übergeht.)

2. Edelm. Und das Horn
Des Thürmers schmettert —

1. Edelm. Herzog Moritz sprengt
Dem Zug voran —

2. Edelm. Sie reiten in den Hof —

Philipp. (Voll stolzer Freude:) Nun? sagt' ich's nicht?

1. Edelm. Der Herzog springt vom Roß —

2. Edelm. Und aus der Sänfte hebt er sein Gemahl —

Philipp. Mein wackrer Moritz! O ich sagt' es ja,
Hab' ich es nicht vorhergesagt?

1. Edelm. Sie kommen —

Philipp. Reißt auf die Thore! alle Thüren auf!
Mein wackrer Sohn (zum Kurfürsten:) Nun? und was sagt
Ihr nun?
Gelt? Schlaget ein: Ihr habt es gut gemeint —
Ich sagt' es ja, er ist mein wackrer Sohn, —
Da, schlaget ein —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. **Moritz** seine Gemahlin **Anna** am Arme führend. Gefolge. Wie sie eintreten, Tusch; dann schweigt die Musik. Allgemeine Begrüßungen; worauf sich das Gefolge zurückzieht.

Philipp. Mein Moritz! Theures Kind!

Anna. Mein theurer Vater! — Endlich, endlich wieder
In Eurem Arm, an Eurer lieben Brust —

Moritz. Ei grüß' Euch Gott, Herr Vater! Es ward spät,
Die Anna war heut früh nicht wach zu kriegen.
Nun grüß' Euch Gott, Herr Vater! — Werther Ohm,
Habt meinen Gruß! Wie geht's? Was macht die Frau,
Die treffliche Sibylle? Denn Ihr wißt,
Daß ich von alten Zeiten her ihr huld'ge
Mit ritterlichem Dienst — und meiner Frauen
Großgünstiger Erlaubniß. Aber, Oheim,
Ihr seid ein wenig alt geworden.

Friedrich. Wehe dem,
Deß Locke braun bleibt in so böser Zeit!

Moritz. Nehmt Euch in Acht, daß unsre Frauen das
Nicht hören, Oheim! — Aber Ihr, Herr Vater,
Ihr seht ja zwanzig Jahre jünger aus,
Als da wir uns zum letztenmal gesehn?
Wie gehts am Hof zu Kassel? Seid Ihr noch
Derselbe Jäger vor dem Herrn, wie sonst?

Philipp. Derſelbe, freilich. Doch ein andres Wild
Zu jagen giebt es —

Moriz. Wie verſteht Ihr das?
Ihr lacht? Ihr ſchweigt? Und Friedrich beißt die Lippe
Und zupft am Schwert? Laßt uns zur Sache kommen:
Es geht ein ſeltſames Gerücht im Land,
Das unerhörter Dinge Euch beſchuldigt:
Was iſt daran? Sprecht offen, werthe Herren:
Eur Name leidet unter dem Gerücht:
So ſtraft es Lügen, widerlegt es, ſprecht! —
Denn ſchrecklich wär' es, könntet Ihr das nicht.

Friedrich. Was das Gerücht Euch ſagte, weiß ich nicht:
Das aber weiß ich, daß wir Willens ſind,
Eur edler Schwiegervater und ich ſelbſt,
Auf offner Wahlſtatt, in gerechtem Krieg,
Das ſchnöde Joch des Kaiſers abzuwerfen —

Moriz. (raſch einfallend, mit dringender Wärme:)
Was für ein Joch? was wollt Ihr von dem Kaiſer?
Was that er Euch? Hat er das Vaterland
Nicht groß gemacht und ſeinen Ruhm erhöht,
Vom fernſten Norden bis gen Afrika,
Wie es nicht war ſeit Karls des Großen Zeit,
Ein andrer Er und noch ein größrer Karl?!
Die deutſche Krone, die verachtet war,
Ein ſchnöder Spielball fremder Raubbegier,
Glänzt ſie nicht wieder, ſeitdem er ſie trägt,
Als Mittelpunct und Sonne dieſes All?
Ja dürfen wir, ſeit Karl, als deutſcher König,
Die goldenen, die Zügel lenkt der Welt,
Nicht unſers Namens wiederum uns freun,
Und dürfen ſtolz ſein, daß wir Deutſche ſind?!

Friedrich. Allein an unſerm Glauben kränkt er uns
Und unterdrückt ihn —

Moriz. O mein guter Ohm,
Das ſind die Stimmen Eurer Geiſtlichen,
Die Ihr zu viel im Kabinete hört.
Was kümmern uns die theologiſchen
Spitzfindigkeiten? Diene Jeder ſeinem Gott,
Wie er's vermag und wie ſein Herz ihn treibt.
Doch wär's ein Jammer, wollt' ein Fürſt und Herr,
Die wir auf Ruhm und Thaten ſind geſtellt,
Mit dieſen Dingen ſeine Zeit verlieren.
Nein, Größres giebt es, und nach Einem erſt
Bei Allem frag' ich, was ich unternehme:
Das iſt mein Deutſchland, iſt mein Vaterland!
Beweiſt mir erſt, Karl wäre Deutſchlands Feind
Und göſſe Schmach, wie Macht und Ehre jetzt,
Auf unſers Vaterlandes heil'ge Stirn —

Beim ew'gen Gott! Der Erste will ich sein,
Der sich mit Euch zum Krieg verbinden wird;
Ja dieses Schwert, das er mir selbst verliehn,
Als ich in Welschland, im Franzosenkrieg,
Mit meinem Leibe blutend ihn gedeckt —
Ich rennt' es ihm mit Lächeln durch die Brust!
Doch ehe nicht. — Und darum warn' ich Euch
Und bitt' Euch drum, mein Vater: trauet nicht
Den ungestümen Worten meines Ohms,
Und der entsetzlich folgeschweren That,
Der unermeßlichen in die er Euch,
Verstricken will!

Philipp. (Der sich bisher meist mit seiner Tochter beschäftigt und erst gegen Ende des Gesprächs sich demselben zugewendet hat:)
O nun halt ein, mein Sohn!
Das geht nicht an, daß Du mich lehren willst,
Was meine Pflicht ist und mein Recht zu thun,
Und meine besten Freunde mir verklagen.
Ich bin ein alter Mann, mein Sohn! Hab' ich
Gewählt, siehst Du, dann hab' ich es. Der Krieg
Ist unvermeidlich: und so frag' ich Dich,
Mit runden Worten, ob Du theilen willst
Gefahr und Vortheil dieses Kriegs, zu dem
Dein Glaube Dich, das Beispiel Deines Hauses
Und minder nicht Dein eigner Nutzen treibt.
Doch willst Du's nicht, ja willst Du wirklich lieber
Hofjunker werden bei der Majestät
Von Spanien mit den geschlitzten Aermeln,
In die er unsre edlen Freiheiten,
Die Privilegien und Provinzen steckt:
Wohlan, mein Sohn — Doch nein! es geht ja nicht!
Du kannst ja nicht zum Schelme werden wollen
An Deiner Freiheit, Deinem Vaterland! —
Doch wie Du willst! Ich rede Dir nicht zu —

Anna. Mein theurer Vater — mein geliebter Mann —
Reicht Euch die Hand! Dies ist kein gut Gespräch,
Mit dem man sich beim Wiedersehn begrüßt —
Von etwas Anderem!

Moritz. (ohne auf sie zu hören:) Und wär' es so,
Und gäbs zu klagen über Dies und Jenes:
Habt Ihr den Born der Güte denn erschöpft?
Seid Ihr zu Rande? ganz hinausgestoßen
Auf diese letzte blutige Entscheidung?

Friedrich. Wir sind es: ganz.

Moritz. Ich glaub' es nicht, nein, nein!
Es kann nicht sein! Versucht es noch einmal,
Ich selber will für Euch zum Kaiser gehn —

Philipp. Ich danke Dir. Ich habe einen andern
Fürsprecher, welcher sichrer ist: mein Schwert.

Moritz. Allein bedenkt das Beispiel, theure Herrn,

Bedenkt die höchſt gefährliche, die Lehre,
Die Ihr den Völkern gebt. Ihr wißt es ſelbſt:
Die Welt iſt nicht die alte, wie zuvor.
Es giebt viel Unzufriedene, Viele giebt es,
Die neue Dinge ſinnen, die gerüſtet
Zu Bette gehn, ja die um Mitternacht
Vom Lager fahren und mit gier'gem Ohr
Hinaus ſich lehnen in die ſtumme Nacht,
Daß ſie die Lärmkanone nicht verſchlafen:
Und einer Pulverkammer gleicht die Welt.
Werft nicht Ihr ſelber, ich beſchwör' Euch drum!
O nicht den Funken werft Ihr ſelbſt hinein,
Der Euch und uns und das ehrwürd'ge Reich
In Einem Aufruhr in die Lüfte ſprengt!
Denkt an die Bauernkriege! Wie ſoll'n ſie,
Die Hungernden, die Bettler, die Geplagten,
Sie, denen nichts in Gottes Welt gehört,
Zu nichts geboren, als allein zur Qual,
Auf Nichts mehr hoffend, als allein den Tod,
Die Ausgeſtoßnen, die Elenden, welche
Der Zahn des Hungers, die Gewalt der Noth,
Das leiſe Wimmern ihrer Säuglinge
Mit unabweisbar zwingender Gewalt
Entgegenſtachelt wider das Geſetz —
Wie ſollen ſie das göttliche Gebot
Des Friedens halten, wenn Ihr ſelber es
Mit Füßen tretet! Ihr, zwei große Fürſten
Des Deutſchen Reichs, auf deren goldne Wiege
Der Ueberfluß ſein ſchwellend Horn geleert,
Die noch den Zwang der Armuth nie gefühlt,
Die nie der Sporn, der grauſame, der Nothdurft
Von des Gewinnes gradem Wege treibt?
Bedenkt es wohl, Ihr theuren Herrn! Bedenkt,
Wohin Euch dieſe Strömung reißt — und haltet,
Um Eurer Völker willen haltet ein!

Friedrich. Nein, umgekehrt! Grad' um der Völker willen
Erheben wir das Banner dieſes Kriegs:
Weil ſie ſo arm ſind, weil ſie nichts beſitzen,
Als ihren Gott, den der Hispanier
So gut, als uns, auch ihnen nehmen will,
Und weil ſie ſelber ſich nicht helfen können!
Wir ſind's für ſie, wir einzig, ihre Fürſten,
In deren Hand das künftige Geſchick
Der Völker ruht; wir ſind dazu berufen,
Wir höchſten Ritter unſers Volks, für ſie
Hinauszutreten auf den offnen Plan,
Und der gerechten Forderung unſrer Zeit,
Den ſtummen Bitten des gedrückten Volks,
Der unvernommnen Sehnſucht des Jahrhunderts

Den fürſtlichen, den ſtarken Arm zu leihn.
Was ſollt' ein Volk beginnen, das nicht länger
Auf ſeine Fürſten ſich verlaſſen kann!
Für deſſen Leiden ſeine Könige
Kein Auge haben! deſſen Todesſchrei
Kein Echo trifft in ſeiner Fürſten Bruſt!
Dann muß ſie, ja! dann muß ſie wiederkehren,
Mit der Du jetzt vergeblich uns bedrohſt,
Die ehrne Zeit der Bauernkriege! dann
Noch einmal muß zum Menſchenmorde ſich
Die Senſe ſchärfen! Dann noch einmal ſtehn
Armuth und Reichthum zähnefletſchend ſich
Gleich zween ergrimmten Hunden gegenüber,
Und ſtrommeis fließt das Herzblut unſers Land's!

Moriz. (Der Friedrich's Rede Anfangs unwillig, mit abgewandtem Geſichte, allmälig aufmerkſamer, mit ſteigendem Intereſſe zuhörte, ſich begeiſtert an ſeines Bruders Bruſt warf.)
Brav, guter Oheim! o beim Himmel brav!
Ich kann Euch ſonſt nicht leiden, guter Ohm,
Doch das beiſeit — denn was Ihr da geſagt —
Gott lohn' es Euch! es traf mich in mein Herz
Und hallt mit tauſend Stimmen donnernd nach!
O ich will auch ein ſolcher Heiland werden
Des armen Volks und der bedrängten Zeit!
Doch kann ich's beſſer werden, als daß ich
Die Spuren deſſen gehe, der der Größte
Von Allen iſt, die das Jahrhundert kennt,
Und der zum Wollen das Vollbringen hat?!
Mit ihm vereint, o welche Luſt wär' das,
Ein einig Deutſchland, ein verbundenes,
Und all' die Fürſten, groß und kleine Herrn,
Die Mißverſtand und Neid jetzt von ihm trennen,
Mit ihm vereint — die ganze Welt beim Himmel!
Erſtürmten wir und ganz Europa läge
Zu Deutſchlands Füßen, ein beſiegtes Weib!

Philipp. Und unterdeſſen für uns ſelber ginge
Recht, Freiheit und Religion verloren.
Nein, guter Sohn: Dein Flug geht mir zu hoch.
Entſcheide Dich und ſprich es einfach aus:
Biſt Du Schmalkaldiſch oder Kaiſerlich?
Und dann in Gottes oder Teufels Namen,
Thu, was Du magſt.

Moriz. Ich hab' es Euch geſagt:
Ich ſehe keinen Grund zu dieſem Kriege,
Den Ihr ſo keck, als wär' es goldne Frucht,
In unſers Landes heil'ge Fluren ſä't.
Ihr ſelber geht, ich ſag' es Euch voraus!
Daran zu Grunde und Deutſchland mit Euch.
Denn was iſt Schlimmres und Entſetzlicheres,
Als Bürgerkrieg?! Und der iſt Euer Werk,
Das ich aus Herzens allertiefſtem Grunde,

So wahr mir Gott im Tode gnädig sei,
Nicht billigen, noch theilen kann.

Friedrich. Nun denn,
So sind wir quitt und wissen, wie es steht:
Und zwischen uns und Euch entscheidet künftig
Das Schwert allein.

Anna. (Die das Gespräch mit steigender Aengstlichkeit, stummen Bitten ꝛc. begleitet hat.)
Nein, Oheim, weiter nicht!
Ich bitt' Euch drum, mein Vater! Endet hier
Dies unglückselig ängstliche Gespräch.
Nicht doch, Ihr Herrn, ist das ein Wiedersehn?
Kommt, geht zur Tafel! Laßt die Becher erst
Mit süßem Klang zur Einigkeit Euch laden.
Es thut nicht gut, daß Ihr so disputirt.
Mein theurer Morin! Sieh mich freundlich an,
Ich küsse Dir die liebe Stirn —

Philipp. (im höchsten Schmerz.) O fort
Hinweg von ihm, Du arm unschuldig Kind!
Ich kann's nicht sehn, daß Deine reine Lippe
Auf diesem Brandmal des Verräthers ruht —

Morin. (in heftigem innerem Kampf, sich aus dem Arme der Anna windend.)
Mann, fluch' mir nicht! Sieh mich nicht so entsetzlich
Mit diesen thränenschwangern Augen an — —
Was that ich denn? Ich bin ja auch ein Mensch,
So seid doch menschlich! reißt so stürmisch nicht
An diesem Herzen! Es empfindet auch,
Es hat auch Blut — begehret nicht von mir,
Was ich nicht darf erfüllen! Bin ich denn
In Eurem Fall? Bin ich nicht an den Kaiser
Durch jedes Band der Dankbarkeit gebunden?!
Verwachsen ihm durch jedes Äderchen,
Durch jeden Athemzug der Brust?! Was war
Ich ohne ihn? Wer hat mich groß gemacht?
Wer hat die reichen, kaiserlichen Gaben
Auf meinen armen Lebenspfad gestreut?
Beißt doch kein Hund den Herrn, der ihn ernährt —
(im heftigsten Schmerz, aufbrechend.)
Soll ich denn schlechter werden, als ein Hund?!!

Anna. O theurer Mann —

Morin. Weh' mir Unseligem!
In welchen Zwiespalt habt Ihr mich gestürzt!
Was that ich Euch? Was lockt Ihr mich hierher?
Und werft mir Gift in meinen klaren Wein?
O ich Unseligster von Allen! —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Elisabeth von Rochlitz**, blind, von zwei Kindern geführt, welche, nachdem sie in der Mitte Platz genommen, sich zurückziehen.

Elisab. Wer
Spricht hier so laut?

Moritz. Eliſabeth von Rochlitz?

Eliſab. Ich bin es, ja! Ich bin die alte, blinde,
Gebeugte Frau, die ſternenloſe Nacht,
Die dunkle Mutter Eures hellen Glücks —
War das nicht Moritz' Stimme?

Friedrich. Theure Frau!

Philipp. Gott ſegn' Euch, edle Frau! Wie geht es Euch?
Was führt Euch her?

Eliſab. Ah, Philipp! Immer noch
Der alte volle freigeborne Ton,
Der warm und mild ſich an die Seele legt —
Reicht mir die Hand — und Ihr, Herr Kurfürſt, auch:
Ei ſegn' Euch Gott, Ihr auserwählten Streiter
Des Evangeliums! Geſegn' Euch Gott!

Anna. O theure Ahnfrau! würd'ge Mutter!

Eliſab. Horch,
Das war das Silberglöckchen meiner Anna!
O Deine Stimme thut unendlich wohl,
Recht wie ein Alphorn in der reinen Luft,
Wie einer Lerche fröhlicher Geſang,
Die trillernd ſich auf gleichen Flügeln wiegt,
Indeſſen hoch von wolkenloſem Himmel
Aus ſel'gem Blau die goldne Sonne ſcheint —
Wie iſt's, mein Kind: ſcheint ſie da draußen auch?

Anna. Nein, gnäd'ge Frau, der Himmel iſt bewölkt.

Eliſab. Das ſind die Wolken der zukünft'gen Zeit,
Die drohend niederhangen. Sprecht, Ihr Herrn!
Denn aus dem öden Wittwenzimmer trieb
Allmächtig mahnend dieſe Sorge mich:
Wie ſteht's, Ihr Herrn? Wann ſchlagt Ihr los?
Wann ſchmettern
Schlachtmuthige Trompeten durch das Land,
Die Welt aufbietend wider Kaiſer Karl?
Denn dieſen haß' ich! Mit der äußerſten
Kraft meiner Seele dieſen! Daß ich dieſen
Nicht ſehen kann in ſeiner Todesqual,
Wenn ſich ſein blaſſes Angeſicht verzerrt
Und er umſonſt die hagern Arme breitet,
Das kümmert mich! Auslöſchen will der Kaiſer
Die heil'ge Leuchte unſers Glaubens! Blind
Will er die Menſchen machen — denkt Euch, blind!
Blind! Faßt Ihr das? Ich weiß es, was das heißt!
O nur nicht blind, die Welt nicht blind gemacht!
Nicht ausgelöſcht das ſegensreiche Licht,
Den heitern Quell des Lebens und der Luft!
In Flammen lieber, wenn es ſein muß, ſtehe
Ringsum die Erde — nur nicht Nacht! nicht Nacht! —

Verzeiht, Ihr Herrn! Ich bin geſchwätzig. Redet:
Wie weit ſeid Ihr? Wo ſtehen Eure Truppen?
Wer iſt im Bündniß? Und wann ſchlagt Ihr los?

Friedrich. Fragt Euren Enkel Moritz, gnäd'ge Frau:
Vielleicht kann er Euch ſagen, wann es ihm
Gefällig ſein wird, gegen uns zu ziehn
Und Schwert an Schwert zu meſſen mit dem unſern.
Denn Euer Enkel weigert ſich des Bund's.

Eliſab. Was hör' ich? Moritz, Moritz — was iſt das?
Soll ich noch wünſchen taub zu ſein, wie blind?
Wo biſt Du, ſprich? O man verläumdet Dich —

Philipp. Nein, werthe Frau: es iſt ſo, wie Ihr hört —

Eliſab. Was? Du bleibſt ſtumm? Du haſt kein winzig Nein,
Kein leiſes Wort, kein allerkleinſtes Nein
Für eine arme augenloſe Frau,
Die Dir ja nicht ins Angeſicht kann ſchauen,
Die nicht die Sprache Deines Auges, nicht
Das ſüße Lächeln Deines Munds kann leſen —
Ich bitte Dich: ſprich! ſage nein!

Philipp. (zu Moritz, der im heftigſten innern Kampf ſchweigend daſteht.) Wie nur?
Wo ſind ſie nun, die hochgeſchwollnen Wogen
Der Redekunſt, mit denen Du das bischen
Ehr' und Gewiſſen aus der Bruſt Dir ſpülſt?
Du ſchweigſt, Du kämpfſt — o Moritz! o mein Sohn!
Noch iſt es Zeit — kehr um! noch iſt es Zeit!

Anna. O geh zu ihr, mein Moritz, ſprich mit ihr!

Moritz. Ihr thut nicht gut, was macht Ihr doch aus mir?
So ſtehlt mir doch das Herz nicht aus der Bruſt,
Ich kann ja doch nicht anders — (wird von Anna zur Eliſabeth geführt, mit halbem Widerſtreben.)

Eliſab. Ja das biſt Du,
Das iſt das Zucken Deiner lieben Hand —
Beug' Dich zu mir! Knie neben mich, mein Kind,
Laß meine Hand mit ängſtlich leiſem Finger
In Deinem Antlitz forſchen, ob Du's biſt.
(Moritz, in heftigſter Aufregung, kniet neben ihr.)
O ſieh, mein Kind: als Du geboren wardſt,
Des kranken Vaters ſpätgeborner Sohn,
Mit Deiner Mutter Tode Du erkauft:
Da hob ich jauchzend in den Armen Dich,
Mein Auge damals, das ſeitdem erloſch,
Das damals noch in Gottes ſchöner Schöpfung
Sich ſpiegelte — mein Auge war das erſte,
Das Dich mit Liebe angeblickt! O Gott,
Ich ſeh' ja noch, wie Du da zappelteſt
Und mit den großen braunen Augenſternen
Mich durch und durch bis in die Seele faßt!
Und ſiehſt Du wohl? da ſind' ich alle noch

Die ſüßen Spuren Deines Angeſichts!
Das iſt die liebe Stirne — nein, nein, nein!
Nichts Böſes birgt ſich unter ſolcher Stirn!
Du bleibſt uns treu, Du kannſt nicht von uns gehn,
Es iſt nicht wahr, ich zeuge gegen Dich,
Die Schrift, die ew'ge, die der Schöpfer ſchrieb
In die erlauchte Bildung Deiner Stirn,
Sie täuſcht mich nicht! Ich habe nicht verlernt,
In ihr zu leſen — nein, Du bleibſt uns treu —
Sprich aus das Wort: bleib bei uns! ſprich es aus!

Moritz. (aufſtehend.) Ich muß ja wohl. — was macht Ihr denn aus mir?

Anna. Er iſt der Unſre wieder — mein Gemahl,
Mein holder Freund!

Philipp. Nun? ſchlägſt Du ein?
Eliſab. Still, ſtill —
Ich höre Tritte —

Moritz. (aufſpringend, der Thür zueilend.) Ha! beim ew'gen Gott!
Das iſt mein Freund, mein Carlowitz!

Friedrich. Ihn ſandte
Dein böſer Genius! —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. **Carlowitz.**

Moritz. Mein Carlowitz,
Mein theurer Freund, mein Retter!

Carlowitz. Gnäd'ger Herr —

Moritz. O nun iſt's gut, nun hab ich ſelbſt mich wieder!
Wo kommſt Du her? was bringſt Du, ſprich?

Carlowitz. Ich komme
Von Nürnberg, von des Kaiſers Hof.

Friedrich. Sieh da,
Vom Hof des Kaiſers! Alſo immer noch
Den Botenläufer macht Ihr, der die Freiheit
Des Deutſchen Reichs und meines Neffen Ehre
An Spanien verkuppelt? Nun gebt Acht,
Daß Euch zuletzt der Kuppelpelz nicht fehlt!

Carlowitz. (ſich verbeugend.) Ich bin der Diener meines Herrn, nichts mehr,
Und meine Ehre iſt die ſeinige.

Moritz. Und wie verließ'ſt Du Seine Majeſtät?
Denkt er an mich mit der gewohnten Gnade
Und gönnt mir noch, wie ehemals, den Platz
An ſeinem Herzen?

Carlowitz. Seine Majeſtät
Entbieten Euch in Gnaden Ihren Gruß:
Sie wüßten wohl, in dieſen böſen Zeiten,

Mit welchen Künſten Euch die Welt verſucht,
Und welches Gift des Argwohns und des Neides
Man auf die Blume kaiſerlicher Gunſt
Zu ſtreuen ſucht. Allein Sie wüßten auch,
Was Sie an Euch gethan, und welche Bande
Der Dankbarkeit, der Ehre und der Pflicht
Euch feſſelten an Sie. Sie wüßten ferner,
Welch reiches Kleinod ritterlicher Tugend
In Eures Herzens keuſcher Tiefe ruht,
Und daß vom Himmel eh' die Sonne weicht,
Als Ihr vom Pfad der Ehre. Demgemäß,
Gleich wie ein Vater ſchaut auf ſeinen Sohn,
So ſchauen Seine Majeſtät auf Euch:
Der Degen Ihr, der ſeine Schlachten kämpft,
Ihr ſollt der Schild ſein, der ſein Herz bedeckt.

Moritz. Sagt' ich es nicht? Der Kaiſer liebt mich — o
Ihr kennt nur nicht den hochgebornen Mann,
Der wie ein Halbgott wandelnd durch die Welt
Noch mit dem Abglanz ſeines Ruhmes meine
Farbloſe Jugend goldig überſtrahlt!
Ihr kennt ihn nicht, wie ich! Darum noch einmal
Gönnt ihm ein Wort der Liebe! Rufet auch
Mit Freundesgruß ein Echo in ihm wach,
Das mit des Friedens ſeliger Verheißung
Die Welt, die dankbar horchende, erfüllt!

Eliſab. Weh mir, weh mir! Mein eigner Enkel wirbt
Für meinen Feind!

Friedrich. (zu Carlowitz) Und habt Ihr weiter nichts?
Vollendet nur und ſcheut Euch nicht vor uns:
Packt aus das Gold, die Titel, die Provinzen,
Für welche Euer Herzog ſich dem Kaiſer
Verſchachert hat — packt aus! Wir wiſſen doch,
Wie es mit uns und mit dem Moritz ſteht!

Carlowitz. Nein, mein durchlauchtiger Herr! Von anderm Inhalt
Iſt meiner Botſchaft trauervoller Reſt —
Höchſt trauervoll —

Philipp. Ihr meint für uns? Ei Lieber,
Wir ſind gewöhnt an Schwerter und an Kugeln,
Und darum denk' ich, Eure Worte werden
Uns auch kein Loch in unſre Wämſer machen.
So ſprecht es aus — und dann zum Schluß!

Moritz. Sprich, ſprich!

Carlowitz. Ihr habts gewollt —

Friedrich. O bitt Euch, ſprecht heraus!
Es wird mir ſchwül in Eurer Nachbarſchaft.
Macht kurz, ich bitt Euch! und dann friſch zu Pferde!
Denn dieſe Wölbungen erſticken mich.

Carlowitz. (nach einer kleinen Pauſe.) Und doch glückſelig, über deſſen Haupt
Das ſichre Dach, das gaſtliche, des Freundes
Sich wölben darf! Den von des Freundes Seite,

Von ſeines Weibes, ſeiner Kinder Bruſt,
Kein gellend Hifthorn der Verfolger ſchreckt!
Dem nicht der Athem in der Kehle ſtockt,
Wenn hinter ihm ein Fußtritt hallt! Nicht Jedem
Ward es ſo gut: auf obdachloſer Haide,
Das Kainszeichen auf der bleichen Stirn,
Dem Dolch des Mörders wehrlos Preis gegeben,
Irrt der Geächtete —

Moritz. Weh, was wird das?!

Anna. Mein Vater! —

Eliſab. Wehe, weh den Lebenden!

Carlowitz. Ich ſprech' es aus; doch Bote bin ich nur: —
Philipp von Heſſen, Friederich von Sachſen,
Weil ſie des Aufruhrs ſich vermeſſen haben,
Sind in der Acht des Kaiſers; —

Anna. Ew'ger Gott! — —

(Stammelt Entſetzen. Nach einer kleinen Pauſe.)

Philipp. Nun? weiter nichts? Seht mich doch an — ich bin
Noch ſo geſund, wie vorher. Dieſer Schlag iſt kalt,
Er trifft mich nicht.

Carlowitz. (zu Moritz) So fährt der Kaiſer fort,
Und ſpricht zu Euch durch mich: Höchſt ungern nur
Mit zauderndſchmerzzerriſſner Seele, hat er
Zu dieſem letzten Schritte ſich entſchloſſen.
Auch jetzt noch ſoll der ausgeſprochne Fluch
Nicht mit der ganzen fürchterlichen Schwere
Auf die verfehmten Häupter fallen; offen
Soll auch noch jetzt das Thor der Gnade ſtehn
Und ſelbſt das Unvermeidliche ſoll noch
So ſanft geſchehen, als geſchäh' es nicht.
Darum an Euch, mein Herzog, geht ſein Ruf!
Wie durch Geſetz und Lehnspflicht Eurem Kaiſer,
So durch des Blutes fromme Bande ſeid
Ihr den Geächteten verwandt; gleichmäßig
Theilt Euer Herz ſich zwiſchen Beiden. Euch
Daher, mein Fürſt, ernennt er zum Vollſtrecker
Der traurigen, der kaiſerlichen Acht —

Moritz. Mich ſelber, was? In dies mein eigen Fleiſch
Soll ich den Degen bohren?

Anna. (ſich zwiſchen Moritz und Philipp werfend) Ueber mich!
Erſt über mich der Weg zu meinem Vater!

Eliſab. Weh, weh dem Moritz! weh dem Tage, weh,
Da ich zuerſt ihn in die Arme nahm!

Carlowitz. Der Kaiſer hofft zu Euch, daß Ihr mit Sanftmuth
Und eingedenk verwandtſchaftlichen Blutes,
Des herben Auftrags Euch entled'gen werdet,
Dem er die Hälfte ſeines Stachels nimmt,
Indem er ihn in Eure Hände legt.
Ihr ſollt demnach ſogleich ein Heer verſammeln

Und ungeſäumt, in kaiſerlichem Namen,
Beſitz ergreifen, bis auf Weiteres,
Von Land und Gütern der Geächteten,
Damit kein Andrer ſich daran vergreift.

Friedrich. Nun? zaudert Ihr? hier iſt des Aechters Haupt:
Werft Euer Schwert auf die verfehmten Scheitel —

Philipp. Gemach, gemach! Es iſt was an dem Ding:
Und wenn Dein Herz einmal entſchloſſen iſt,
Den heil'gen Kampf der Freiheit nicht zu theilen,
So rath' ich ſelber, übernimm die Acht!
Denn Andre werden, und nicht Beſſ're! ſonſt
Zu dieſem Werk die gier'gen Hände bieten:
Längſt auf mein ſchönes Heſſen wirft der Nachbar
Sein lüſtern Auge — übernimm die Acht!
Und da Du doch nicht unſer Freund willſt ſein,
Wohlan, mein Sohn, ſo ſei uns ſolch ein Feind,
Der von der Feindſchaft nur die Maske trägt,
Mehr ein Vermittler, als ein Feind.

Anna. Nein, nein!
Zu Deinen Füßen lieg' ich — theurer Mann,
O ſieh nicht fort! blick her! es iſt dieſelbe,
Die Du mit liebeglüh'nden Armen einſt
An Deine ritterliche Bruſt gezogen —
Dein Weib, Dein All! — O Gott, Du kannſt ja nicht,
Kannſt nicht das Herz mir brechen wollen!

Eliſab. Komm,
Komm Du zu mir, Du unglückſelig Weib!
Heut meine Nacht, wie paßt ſie doch für Dich!
Denn auch für Dich verlöſcht die Sonne heut.

Friedrich. (zu Moritz, der im heftigſten Kampf ſchweigend daſteht.)
Nun? ſeid Ihr ſtumm?

Anna. Mein Moritz!

Moritz. (nach langem Kampf plötzlich gewaltſam ausbrechend.)
Fort! hinweg!
Mein Pferd! mein Pferd! Ich übernehm' die Acht!

(Gruppe. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Augſt Gemach, als Gefängniß eingerichtet. Im Hintergrunde Wachen, die jedoch meiſt hinter den Couliſſen bleiben, und nur hin und wieder auf Augenblicke, wie auf- und abmarſchirend, ſichtbar werden.

Johann Friedrich, Sibylle, ſeine Gemahlin, in Trauerkleidern, und **Lucas Kranach.**

Friedrich. Das iſt der Wechſel menſchlichen Geſchicks,
Der auch die Hochgebornen nicht verſchont:

Und gern und freudig will ich ihn ertragen,
Weil ihn mein Heiland über mich verhängt.
Um Dich, mein Weib, um Dich nur thuts mir leid:
Du, gestern noch im weichen Schooß des Glücks,
Von tausend süßen Hoffnungen umgaukelt,
Gestützt auf Deines Mannes wackres Schwert
Und den gerechten Vortheil unsrer Sache —
Heut nur ein Gast, ein kaum geduldeter,
In des Besiegten traurigem Gefängniß —
Und Wittwe morgen, eh' die Sonne sinkt.

Sibylle. (leidenschaftlich.) Nein, nein, das nicht! Er kann nicht so unmenschlich
Nicht so undenkbar unbarmherzig sein,
Der stolze Kaiser, der mit ehrnem Fuß
Den gramgebeugten Nacken uns zertritt!
Was fürchtet er? was kannst Du ihm noch schaden?
Was droht dies arme Restchen Leben ihm,
Dies Einzige, das von dem Traum der Herrschaft,
Vom kurzen Wahnbild unsrer Macht uns blieb?
Ist nicht Dein Heer geschlagen und zerstreut?
Der Bund zerstoben? Landgraf Philipp selbst
In Unterhandlung? Ja die letzte Stadt,
Die unser war, dies theure Wittenberg,
Der heil'ge Boden, welchen Luther einst,
Zu unsers Glaubens Aufgang weihete
Und der jetzt fühllos unsre Thränen trinkt —
Hab' ich sie nicht dem Kaiser auch ergeben?
Gefangner bist Du in der eignen Stadt,
Ich ein ohnmächtig unverständig Weib,
Und von den Freunden, die in guten Tagen
In unsrer Hofburg sich versammelten,
Blieb Niemand uns (Kranach die Hand reichend) als dieser letzte Freund.

Friedrich. (gerührt.) Mein wackrer Freund!

Kranach. Ich kann es noch nicht fassen,
Wie es so kam, und wie ein solches Heer,
So wohl versehn, von solchem Mann geführt,
Zertrümmert ward in einer einz'gen Schlacht.
Ein Märchen dünkt mich's, doch ein trauriges.

Friedrich. Wohl, hört mich an: es ist ein Trost des Elends,
Ein leidiger, daß es geschwätzig macht,
Und daß wir gern in trauervoller Klage
Den Ursprung unsers Jammers wiederholen.
Der Kaiser zog, verstärkt durch Herzog Moritz,
Den ungerathnen Sprößling unsers Stamms,
Von Böhmen her mit großer Uebermacht
Auf mich heran. Ich zählte nicht die Köpfe,
Die Lanzen nicht, noch Roß und Reisige:

Ich maß die Inbrunſt meines Herzens nur
Und meiner Seele flammende Begier,
Für Gott zu ſtreiten. Darum hielt ich Stand,
Wiewohl der Landgraf fern von dannen war,
Das eigne Land zu decken und mit ihm
Des Heeres beſte Hälfte. Ja mir war
Es lieb beinah, daß ich der Einz'ge wäre,
Zu ſiegen hier, und, ſollt' es ſein, zu ſterben:
(nachdenklich nachſinnend.) Denn Philipp liebt Gott doch nicht
ſo, wie ich.
Bei Mühlberg, weißt Du, wo in trägem Lauf
Die Elbe zögernd unſre Fluren netzt,
Ward ich vom übermächt'gen Feind ereilt.
Den Sonntag war's — vielleicht der letzte, den
Beim Klang der Glocken ich begrüßen werde!
Ich aber nahm es als ein gutes Zeichen
Und in der Kirche weiht' ich mich zum Kampf,
An Gott und Dich, mein Weib, gedenkend. Plötzlich,
Gleich wie auf des bewegten Waſſers Rücken
Mit tauſend Funken ſich die Sonne wiegt,
So plötzlich ſah von Harniſchen und Helmen
Man das geduld'ge Waſſer überdeckt,
Und ſtolze Roſſe, erzne Männer ſtiegen
Durch die verrätheriſch preisgegebne Furt,
Gleich Meeresungeheuern, an den Strand.
Was weiter folgte und geſchah: zuerſt
Die todesſchwangern Grüße der Kanonen,
Das heiſre Echo der Commandorufe
Und der Trompeten ſchmetterndes Signal —
Staubwolken dann, Geſchrei der Fechtenden —
Dann dumpfe Stille, Roſſe, deren Reiter
Mit bleichem Mund die blut'ge Erde küſſen,
Zerbrochne Schwerter, ſinkende Standarten —
Und dann zuletzt, gleichwie mit wildem Toſen
Ein zürnend Weltmeer ſeine Dämme bricht,
So dann zuletzt in dichtgedrängten Fluthen
Die unaufhaltſam allgemeine Flucht:
Du haſt es oft im Scheingefecht geſehen
Und halb in Angſt und halb in Neubegier
An dem gewalt'gen Schauſpiel Dich gefreut:
Doch ernſte Wahrheit war es jetzt geworden,
So ernſt, ſo wahr — daß ich in Feſſeln bin.

Kranach. Es iſt 'ne Prüfung, die Euch Gott geſandt;
Mir ſagt mein Herz, daß ſie zum Guten führt.

Sibylle. Und unſer Vetter, nahm er Theil am Kampf?

Friedrich. Nein, keinen Theil: jenſeit des Stromes hielt er,
Des Kaiſers Rücken deckend.

Kranach. Schad' um ihn,
Unendlich Schade, daß auf dieſen Abweg

Sich ſeine tapfre Seele hat verirrt!
Denn ſei's mit Gunſten meines Herrn geſagt:
Ich habe niemals anders ihn gekannt,
Als groß und gut, von ritterlichem Geiſt.

Sibylle. Nicht anders ich: und darum hoff' ich auch,
Daß er beim Kaiſer ſich für uns verwendet.

Friedrich. Nein, eh' den Tod, als Gnade, welche mir
Aus des Verräthers Händen wird geboten!
Nichts mehr von ihm! Ich lade ihn vor Gott,
Gericht zu halten zwiſchen mir und ihm.
Doch ſtill — die Riegel klirren —

Sibylle. (Unterbrechend.) Hal es iſt
Der Cardinal!

Zweite Scene.

Die **Vorigen.** Cardinal **Granvella** mit **Gefolge.**

Granvel. (Kalt, wortkarg, auf die Churfürſtin deutend, zur Wache:)
Weiß ſeine Majeſtät
Von dem Beſuch?

Wache. Ein Brief vom Kanzler Selden
Befahl den Zutritt —

Granvel. Geht. (Verweilend.) Es wäre beſſer,
Durchlauchtʼge Frau, Ihr miedet dieſen Ort;
Er ziemt nicht Euch, noch Euren Ohren Das,
Was ich zu melden habe.

Sibylle. (In gewaltiger, zitternder Spannung, ſich gewaltſam verſtellend.)
Sprecht es aus —
Sprecht, werther Herr — ich bin ja ſtark — ganz ſtark —

Granvel. Führt ſie beiſeit.
(Während Kranach um die Sibylle beſchäftigt iſt, die mit erbebender Spannung an dem Munde des Cardinals hängt, wendet ſich Kaiſer vermittelnd zum Churfürſten.)
Friedrich zu Sachſen, ehmals
Churfürſt des heilʼgen römʼſchen Reiches, jetzt
Gefangner Seiner Majeſtät des Kaiſers,
Auf Leib und Leben peinlich angeklagt
Um Hochverrath und offne Rebellion,
In welcher man, die Waffen in der Hand,
Auf freiem Feld Euch aufgegriffen hat:
Zur Strafe deſſen, von gerechten Richtern,
Seid Ihr verurtheilt worden, mit dem Schwert
Geköpft zu werden, morgen Mittag um
Die zwölfte Stunde.

Sibylle. (Aufſchreiend, zuſammenſinkend.) O, allmächtʼger Gott!
(Pauſe; die Umſtehenden verhüllen ihr Antlitz.)

Friedrich. (Gefaßt, ernſt.) Der Kaiſer iſt mein Herr; er kann mich ſtrafen,
Es iſt ſein Recht. Allein erinnert ihn,
Daß er den Leib nur tödtet, nicht den Geiſt:
So tödt' er mich — wenn das noch Tödten heißt!

Granvel. Empfehlt Euch Gott: und haltet Euch bereit
Auf morgen früh um zwölf.
(Ab mit Gefolge. Nach einer kurzen Pause, die Augen aufſchlagend, ihre Umgebung anſtarrend, mit traumähnlicher Ruhe.)

Sibylle. Nicht wahr? ich ſchlief
Und träumte bloß — o lieber — träumte bloß,
Daß mein Gemahl im Kerker wäre — und —
Und ich bei ihm — und da (mit hellem Lachen) o toller Traum!
Da kam ein Mann, — ein bleicher, blut'ger Mann —
Und kam — und ſagte —
(Die Worte lang anſtarrend, dann gewaltſam in höchſter Verzweiflung ausbrechend.)
o allmächt'ger Gott,
Es iſt ja Wahrheit! Wahrheit!! und kein Traum!

Friedrich. Nein, faſſe Dich, es war gewiß ein Traum —
(Bald fortfahrend.) Ganz ſolch' ein Traum, wie alles unſer Leben,
Und das Erwachen iſt im Tod allein.

Sibylle. Nein, täuſch' mich nicht — es war ja doch kein Traum —
Das ſind ſie ja, die nackten Kerkerwände,
In die man Dich, den fürſtlichen, verſtieß —
Das iſt der Wachen dumpfer Schritt — und hier (noch anſtarrend) Wie kämen Thränen in die Augen hier?
Wahr, ſchrecklich wahr!! —

Kranach. (ihn ermannend) Faßt Euch, durchlaucht'ge Frau:
Die Kerkerluft, die beißt mich in die Augen —

Sibylle. (ins Anſchauen ihres Gemahls verſunken.) O ſeine Augen, ſieh nur hin, wie klar,
Wie fromm ſie ſehn! Gott grüß' Dich, theurer Mann!
Du holdes Haupt, Ihr Augen, meine Sterne —
(auffahrend.) Ah! morgen früh! und dieſes Haupt fällt hin,
Kalt, blutend, in den aufgeworfnen Sand,
Und die geliebten Augen ſtarr'n mich an,
Zum letztenmal, weit aufgeriſſen, weit — (ſie hält erſchöpft inne.)

Friedrich. (Kranachs Hand preſſend.) O welch' ein Schmerz!

Sibylle. (auffahrend.) Was? kommt der Morgen ſchon,
Und heulen ſchon die Glocken von dem Thurm,
Und wirbeln ſchon die Trommeln durch die Stadt?!
Nein, nein, o nein! Ich laſſe Dich nicht los,
Um Deinen Nacken ewig ſchling' ich mich — (ihn umklammernd, die Augen zugreifend.)
Hau zu, hau zu! Denn erſt, erſt triffſt Du mich! —

Friedrich. (ſie ſanft beſchwichtigend, mit mildem Ernſt.)
Genug, mein Weib! Nun faß und ſammle Dich!
Das Unvermeidliche muß Jeder tragen,
Gezwungen ſelbſt der Widerſtrebende;
Doch wer es willig trägt, der macht ſich frei
Und unterjocht ſein feindliches Geſchick.
Nicht weinen ſollſt Du, freuen Dich vielmehr,
Daß mir der Himmel einen Tod vergönnt,
Um welchen mich das Leben muß beneiden:
Den Tod für meinen Glauben und mein Recht!

Nun geh Du heim, und ruh' Dich kurze Stunden;
Bleib bei ihr, Kranach — und dann sendet mir
Etwelche Diener des erhabnen Worts,
Daß ich mich läutre in Gebet und Beichte.

Sibylle. Nein, laßt mich los! Der Sand verrinnt, hinweg!
Zum Kaiser will ich — will die Hände ihm,
Die Sohlen küssen und den Staub vom Fuß —

Kranach. Bleibt, theure Frau. Schon heute morgen war
Die Bürgerschaft in kläglichem Gewand
Bei Seiner kaiserlichen Majestät,
Die Freiheit unsers Herren zu erflehn.
Allein sie ward nicht vorgelassen.

Sibylle. (begehrt.) Ah,
Das wart nur Ihr, nur Fremde, rauhe Männer,
Die nicht die Qualen eines Weibs verstehn
Und keinen Laut in ihrem Munde haben
Für den gewalt'gen Jammer meiner Brust —
Ich aber, siehst Du, ich — ich bin sein Weib!
Ich geh' zu ihm: der Kaiser muß mich hören!
Und wär' aus Marmor die gewalt'ge Brust,
Und wär' ein Stein darinnen statt des Herzens —
Er kann ja doch ein Weib nicht bitten lassen,
Ein Weib! ein Weib!! um ihres Gatten Haupt!

Friedrich. Bleib, sag' ich Dir! Ich bin an meinem Ziel,
Und habe diesen Tod verdient, zwar anders,
Als ihn die Macht der Menschen mir erkennt;
Und doch verdient gewißlich hab' ich ihn.
Denn ich vermaß in meinem Herzen mich,
Als wäre ich der Lieblingsstreiter Gottes,
Sein Held und Rüstzeug — und das büß' ich nun.
Drum gehe nicht! Du aber (zu Kranach.) Freund: willst Du
Mir einen Dienst, den letzten thun, von vielen —
Die Du gethan —
(ihn bestürzt fahrend auf Sibyllen deutend.)
Geh, führe sie nach Haus,
Betrüge sie, bered' sie, wie Du kannst —
Denn ich — nicht wahr? Du hast verstanden — ich —
Ich (sein Antlitz verhüllend) will mein Weib nicht wiedersehn.
(zur Sibylle, sehr mild.) Nun geh,
Mein holdes Weib! — Wir sehn uns wieder, geh!
Und bleiben eine ew'ge Zeit beisammen —

Sibylle. (mit gebrochner Kraft, bald träumerisch, bittend, weich und zärtlich.)
Mein theurer Herr, — und ists auch ganz gewiß?

Friedrich. (sie umschlingend.) Was wäre Scheiden ohne Wiedersehn?
Nacht ohne Morgen, Winter ohne Lenz,
Ein endeloser, fürchterlicher Tod —
Es giebt kein Scheiden ohne Wiedersehn!

Sibylle. (an seinem Halse hängend.) Kein Scheiden giebt es ohne Wiedersehn!

Der goldne Morgen scheucht die dunkle Nacht,
Dem Winter folgt des Frühlings Blüthepracht,
Ein Cherub schmettert Auferstehungslieder —
Leb wohl, mein Herr, leb wohl: wir sehn uns wieder!
(Lange, innige Umarmung.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Moritz, in zerstörter Tracht, verwildert, außer sich, die Wache gewaltsam beiseite schiebend, hereinstürzend, auf die Gruppe zueilend.

Moritz. Fort! fort da! Platz! Ah wohl — da ist er noch —
Er lebt! er lebt!! für diesmal, Cardinal,
Hätt' ich Dir noch die Beute abgejagt!
(Friedrichs Hände fassend, sie in krampfhafter Freude schüttelnd, ebenso zur Sibylle.)
Mein edler Oheim! theure, liebe Frau! — —

Friedrich. (nach einer Pause, während der er ihn ernst und nachdrucksvoll mit Blicken gemessen.)
Nein, Moritz, nein! Dich wollt' ich nicht mehr sehn,
Nicht Dein unheilig Antlitz sollte sich
Im Nachtmahlkelche dieses Abschieds spiegeln!
Geh, heb' Dich fort! Du bist der böse Geist,
Der schadenfroh mich in dies Netz verstrickt,
Verräther Du an Freunden und an Gott —

Moritz. (mit einem leisen Anflug von Gereiztheit.)
O haltet ein, ich bitt' Euch, guter Ohm:
Dies ist ein Punkt, der läßt sich nicht so rasch
Und nicht in diesem Augenblick erörtern,
Wo Wichtigers und — Besseres uns drängt.
Denn eben ich, den Ihr Verräther scheltet,
Ich mit dem sündhaft bösen Angesicht — (in reiner Freude.)
Nun Gott sei Lob! ich bring' Euch —
(eine Schrift emporhaltend, frohlockend.)
Eure Rettung!

Sibylle. (die Schrift an sich reißend, ans Herz drückend, will dem Moritz zu Füßen fallen, mit jauchzendem, krampfhaftem Lachen).
Ich küsse Deine Knie —

Friedrich. (sie gewaltsam aufrichtend.) Weib, heb' Dich auf:
Es ist der Feind des Evangeliums,
Vor dem Du kniest!

Moritz. (mit herzlicher Rührung, ohne Vorwurf, in reinster Freude.)
Und doch — so kniet' ich auch
Und tiefer noch, und neigte mein Gesicht —
Ja, für mich selbst, da hätt' ichs nicht gethan!
Allein es galt das Leben meines Ohms
Und meines Schwiegervaters ganzes Glück:
Und darum willig kniet' ich in den Staub.

Sibylle. (herzlich.) O habe Dank! mehr Dank, als dieser Mund,
Der stammelnde, Dir jemals sagen kann —
(in Thränen ausbrechend.) Ich danke Dir!!

Kranach. Und welchen anderen
Beſchluß hat Seine Majeſtät erlaſſen?

Moritz. (nach einer kleinen Pauſe begütigend.)
Das Leben iſt des Lebens höchſtes Gut;
Zu athmen nur, zu wandeln iſt ein Glück!
Es giebt kein andres Unglück als den Tod,
Weil er allein unwiederruflich iſt,
Ein allerletzter, äußerſter Beſchluß.
Drum Alles, mein' ich, was vom Tode uns
Loskauft, iſt köſtlich, ſei es bitter auch
Und bös an ſich, weil es das Leben uns,
Die holde Luſt des Daſeins uns erhält.

Friedrich. (bitter.) Ein weiſer Anfang, welchen Ihr vermuthlich
Bei einem heidniſchen Poeten laſt.
Doch denkt nicht Jeder ſo: und darum bitt' ich,
Sagt mir den Fortgang — und dann bleibe mir
Die freie Wahl.

Moritz. Ihr ſollt Gefangner bleiben,
Von Land und Leuten abgeſetzt, ſo lange,
Wie Seine Majeſtät es nöthig halten
Dem allgemeinen Frieden dieſes Reichs.
Mein Schwiegervater hat ſich auf dieſelben
Bedingungen geliefert und geſtellt.
Doch hat der Kaiſer heilig mir geſchworen,
Daß Eure Haft nicht ewig währen ſoll.
Auch hat er Eurer fürſtlichen Gemahlin
Ein reichlich Leibgedinge ausgeſetzt,
Wie es ſich ziemt ſolch hochgeborner Frau,
Bis Eure Freilaſſung ſie wiederum
Mit Euch vereint.

Sibylle. So ſoll ich ſeinen Kerker
Nicht theilen dürfen?

Moritz. Gute Muhme, nein,
Dies Eine hat der Kaiſer Euch verwehrt.
Und ſeht, mich dünkt, wo ſo viel holde Gnade
Herniederträuft, gleich ſüßem Himmelsthau,
Da nimmt man ſchon ein Tröpfchen Wermuth mit.

Friedrich. (im ſchmerzlichen Nachſinnen.)
Gefangenſchaft — o ſie iſt mehr als Tod!
Tod löſt des Leibes ſüße Bande nur,
Löſcht unſern Blick, macht kalt das warme Blut:
Doch ach! das Elend der Gefangenſchaft,
Der öde Jammer unſrer Einſamkeit,
Löſt uns lebendig doch vom Leben ab,
Löſcht das Gedächtniß unſers Namens aus,
Und macht der Freunde warme Herzen kalt! —
Welch' Unterpfand habt Ihr mir ausgewirkt,
Daß mich der Kaiſer wirklich ledig läßt
Nach einer leiblichen und kurzen Haft?

Moritz. (reicht) Sein Kaiſerwort — und obenein, ſo ſetz' ich,
Die eigne Ehre Euch zum Pfande, daß ich
Nicht ruhen will noch raſten, bis ich Euch
Und meinen Schwiegervater ausgelöſt!

Friedrich. Und wer wird zur Geſellſchaft mir verſtattet,
Daß er die Leiden meines Kerkers theilt?

Moritz. Von Euren Leuten, Einer oder zwei,
Wer Euch gefällt —

Friedrich. (zu Kranach, der mit ſtummer Bitte an ihm gehangen, ihm die Hand reichend.)
Du haſts errathen; Du,
Kein Anderer, ſollſt mit mir ſein!

Sibylle. O wie
Beneid' ich Dir das traurig ſüße Amt!

Kranach. Mein theurer Herr — o gebt nur Acht, ich kann
Ein übermüth'ger, luſt'ger Burſche ſein,
Ein alter Fatler, voller Schwänk' und Märchen:
Und wenn Ihr winkt, dann komm' ich, wie ein Staar,
Und flöt' Euch lächelnd meine Weiſen ab.
Und Bilder malen woll'n wir, groß und klein!
Holdſel'ge Frauu mit ſüßen Angeſichtern,
Und Eure dunkle Einſamkeit beleben
Mit heitern Bildern, bunten Schöpfungen —

Moritz. So kommt denn nun, ein beſſeres Gefängniß,
Ein würdigers für ſolchen hohen Gaſt,
Das ich für Euch verlangte, zu beziehn.
Geht es nach mir, bleibt Ihr nicht lang darin.

Sibylle. O Vetter Moritz, als Ihr jünger wart,
Ein Jüngling kaum, ja halb ein Knabe noch,
Da nanntet Ihr im Scherz Euch meinen Ritter,
Mich Eure Dame: o ſo ſeid mirs nun
Und nehmt Euch freundlich der Verlaſſ'nen an
Und meines Gatten, welcher keines beſſern
Fürſprechers ſich verſehen darf, als Euch.

Moritz. (ihre Hand küſſend.) Gott ſchütz' Euch, theure Frau! und Euer Ritter,
In Ernſt und Scherz, will ich wahrhaftig ſein.
Auch ſetzt' ich meine Ehre ſchon zum Pfand
Und wiederhol's noch einmal, wenn Ihr wollt,
Daß ich die Freiheit der Gefangenen
Zu theuer nie, ja — (nachdrücklich.) müßt' es ſein, ſogar
Mit meinem Blut erkaufen will! Auch manches
Seh' ich jetzt anders, als ich früher that;
Die Welt iſt böſer, als ich mir gedacht.
Doch bleibt das Herz nur auf den rechten Pfaden,
Dann, wie ſie ſei — was will die Welt uns ſchaden?!

(Alle ab.)

Verwandlung.

Großer Saal im Schlosse zu Wittenberg, seitwärts im Vorgrund der kaiserliche Thron.

Vierte Scene.

Trompeten. Der Kaiser, in Begleitung zahlreichen Gefolges, darunter, in der nächsten Umgebung des Kaisers, Granvella, Kanzler Selden und Markgraf Albrecht. Später Moritz.

Kaiser. (zu Selden, der ihm zunächst geht.)
Ich hatt' es anders mir gedacht, dies Wittenberg,
Mit stolzen Domen, prächtigen Palästen:
Gleichsam wie Rom, das ew'ge Haupt der Welt,
Mit welchem diese arme, kleine Stadt
Des unerhörten Kampfs sich unterzogen.
Liegt Luther nicht in dieser Stadt begraben?

Selden. Ja, gnäd'ger Herr.

Albrecht. (sich in das Gespräch mischend, verlegt mit derdem Eifer.)
Und gar nicht schaden würd' es,
Wenn Ihro kaiserliche Majestät
Ein glänzendes Exempel statuirte,
Und die Gebeine des verruchten Ketzers
Aus ihrer Gruft ließ' auf den Anger werfen.

Kaiser. (ihn langsam messend, nach einer Pause, mit Hoheit.)
Wer sprach da? Ihr? Wart Ihr nicht einmal auch
Von dieser Ketzerkrankheit angesteckt?
Und seid erst kürzlich in den Schooß der Kirche
Zurückgekehrt? —
(Da Albrecht sich beschämt zurückzieht, fortfahrend.)
Nein, das verhüte Gott,
Daß wir die Ruhe stören dieses Manns!
Ich führe Krieg mit den Lebendigen,
Nicht mit den Todten — (sich besinnend.) Friede seiner Gruft!
(Er besteigt den Thron. Die Versammlung ordnet sich, die Herolde gebieten Stille. Der Kaiser, vom Thron aus, die Versammlung begrüßend.)

Die Versammelten. (unter Trompetenschall.)
Hoch, hoch dem Kaiser! hoch dem Sieger! hoch!

Kaiser.
Habt Dank, Ihr Herrn. — So ist nunmehr der Friede
Zurückgekehrt in die bedrängte Welt,
Und frei aufathmet das erschöpfte Land.
Die trotz'gen Uebertreter des Gesetzes
Sind überwunden: und so dürfen wir,
Wie wir es längst aus Herzensgrund gewünscht,
Das Eisen legen aus der strengen Hand,
Die zaudernd nur, bewältigt durch die Noth,
Es aufgehoben zum verhaßten Kampf.
Jetzt endlich wird es uns gestattet sein,
Was uns zunächst am Herzen liegt zu fördern:
Die Einigkeit und Wohlfahrt dieses Reichs.

Ich läugn' es nicht, es iſt was krank im Reich,
Ein neuer Geiſt, gleich einem irren Schatten,
Wankt durch die Welt und ſtört mit leiſem Pochen
Die holde Ruhe der Lebendigen.
Helft mir ihn bannen! Laßt es nicht geſchehn,
Daß der verwegne Muth der Leidenſchaft
Die heil'gen Schanzen des Geſetzes ſtürmt! —
Ich will das Gute: doch ich bin ein Menſch:
So ſteht mir bei, daß es geſchehen kann.
Was dieſe Spaltung der Religion
Betrifft, aus deren aufgedecktem Grunde
Die böſe Schlange dieſes Krieges kroch,
So ſeh' ich ein, es iſt nicht Alles ſo,
Wie es ſein ſollte, und ich rechne drauf,
Daß ein gemeinſam chriſtliches Concil,
Wie ich es längſt, doch ſtets umſonſt verſucht,
Den alten Schaden heilen wird. Bis dahin,
Ihr werthen Herren, laßt den Hader ruhn!
Zaum und Gebiß legt Euren Herzen an,
So will ich Euch ein gnäd'ger Kaiſer bleiben.
(Nach einer kurzen Pauſe.) Wo iſt der Herzog Moritz?

Selden. Eben tritt
Er in den Saal —

(Moritz in feſtlichen Kleidern, tritt ein: vor dem Thron ſich verneigend.)

Moritz. Der Dank, mein hoher Kaiſer,
Der jauchzende des Hochbegnadeten,
Und meiner Muhme ſtammelndes Gebet,
Schwebt auf den Lippen mir als treuem Boten;
Doch allzureich beladen, kann ich nicht
Des holden Auftrags mich entledigen,
Und mein Verſtummen ſei Beredſamkeit.

Kaiſer. (nach einer Pauſe langſam.) Es braucht das nicht; ich that es nicht um Dank,
Noch Weiberthränen. Doch damit die Welt
Erkennen mag, mit welchem Maß die Gnade
Des Kaiſers mißt und daß die Dankbarkeit,
Und wär' ſie ſonſt auch aus der Welt verbannt,
Doch noch am Throne Eures Kaiſers wohnt:
Moritz! ſo geb' ich Euch für treue Dienſte
Um Reich und Thron daſſelbe Land zum Lehn,
Das Euer Oheim durch die Acht verwirkt,
Noch größern Dank der Zukunft vorbehaltend.

Moritz. Nein, gnäd'ger Herr, ich darf nicht! Nimmermehr!
Nehmt Euer gnädiges Geſchenk zurück!
Ich darf mich Eurer Huld nicht freun, ſo lange
Die fürchterliche Wolke Eures Zorns
Auf den Gefangnen laſtet. Denket ſelbſt,
Durchlaucht'ger Herr! Die Stimme meines Blutes müßte

Mich bei mir ſelbſt verklagen, daß ich lebe
Und bin im Glück und freue mich der Gaben,
Mit denen Ihr mich ſegnend überſchüttet,
Indeſſen ſie, die Nächſten meines Bluts,
Die hochgebornen Fürſten meines Stamms,
Im Kerker liegen! Nur dies Eine ſei,
Wenn anders ich ein wenig Dank verdient,
Die holde Blüthe Eures Dankes, daß
Ihr die Gefangenen befreit!

Kaiſer. Gewiß,
Es ſoll geſchehen; aber noch iſt es
Nicht Zeit dazu. Vertrau Du Deinem Kaiſer!
Laß nicht den wüſten Taumel dieſer Zeit
Auch unſrer klaren Seelen ſich bemächt'gen —

Moritz. O gnäd'ger Herr, die Welt denkt bös von mir —

Kaiſer. Laß ſie, mein Freund! Das iſt nun unſer Loos,
Tu wir die Saat zukünft'ger Thaten ſtreun,
Daß uns das ungeduld'ge Volk verkennt.
Man muß auch dies ertragen lernen. Lächelnd,
Dein Ziel im Aug', des eignen Gottes voll,
Von Haß und Liebe unbeſtochen, wandle
Hoch über ihren Häuptern Deinen Weg!
Du biſt noch jung; ſo halte feſt an mir,
Und bleib' mir treu! Laß nie die böſe Saat
Des Mißtrauns wachſen zwiſchen Dir und mir!
Vergiß es nie, daß Deine Jugendblüthe
An meinem Stamme ſich emporgerankt,
Daß meine Huld die Sonne, die ſie nährt,
Und daß ſie nicht gedeih'n kann ohne mich!

Moritz. O holder Wohllaut kaiſerlichen Worts!
Wohl iſt mein Kaiſer, wie die Sonne mir
Und folgen will ich, wie der Schatten ihm,
Geboren erſt, geworden durch das Licht.
Giebt's einen Schatten, losgelöſt vom Licht?
So bin auch ich, in meinem tiefſten Kern,
Nur ein Geſchöpf der kaiſerlichen Huld
Und will als ſolches treulich mich erweiſen.

Kaiſer. Sei's, wie Ihr ſagt; des Menſchen Wille ſchwankt
Und nur in Gott iſt ewige Befeſt'gung.
Und alſo laden wir nach Augsburg Euch
Wohin der Reichstag ausgeſchrieben iſt,
Euch feierlich, vor allem Volke, dort
Mit dem Kurhut von Sachſen zu belehnen. —
Ade, Ihr Herrn, auf fröhlich Wiederſehn!
Und daß mir Niemand meinen Frieden ſtört!

(Während der Kaiſer vom Thron ſteigt, und der Rückzug ſich ordnet, unter feſtlicher Musik, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

In Augsburg.

Prächtiger Saal mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren.

Erſte Scene.

(Beim Aufziehen des Vorhangs hört man von außen Trompetenruf und Jubelgeſchrei. Carlowitz aus der Mittelthüre rechts kommt einen Augenblick, wie berechnend, ſtillſtehend; dann vortretend, ſpricht er:)

Carlowitz. Es iſt erreicht! Beim Klange dieſer Hörner
Wird ihm der Kurhut auf ſein Haupt geſetzt.
Der größte nun von allen deutſchen Fürſten,
Der Nächſte nach dem Kaiſer, — 's iſt erreicht! —
Nun wehe weiter, Wind des Glücks, und führe
Mit vollen Segeln uns dem Hafen zu!
Die Welt zwar denkt, wir wären ſchon am Ziel,
Ich aber weiß, daß es der Anfang iſt.

(Von außen wiederholtes Jubelgeſchrei und Muſik. Gleich darauf, in feſtlichem Schmuck, den rothen Kurhut auf dem Haupte, tritt Moritz ein. So wie er den Carlowitz erblickt, eilt er in freudigſter Aufregung auf ihn zu.)

Moritz. Mein Carlowitz, mein Theurer!

Carlowitz. (das Knie beugend.) Gnäd'ger Herr!

Moritz. (ihn aufrichtend, in die Arme ſchließend.) Nein, Carlowitz! das iſt die Stätte nicht,
Die Dir gebührt! An dieſe Bruſt, o komm,
Komm an dies fröhlich glückgeſchwellte Herz,
Und theil', mitfühlend, ſeinen ſtolzen Schlag! —
Ja, Carlowitz, mit dieſem rothen Hut,
Der jetzt die jugendliche Stirn mir ſchmückt,
Grüßt mich die Röthe eines neuen Tags.
Nicht mehr derſelbe bin ich, der ich war,
Ein kleiner Herzog, kleine Gaben bettelnd
Vom Augenblick: jetzt aufgenommen unter
Die Mächtigen, die Wähler dieſes Reichs,
Die gleich den erdbeherrſchenden Planeten
Sich um des Weltalls heil'ge Mitte drehn,
Den Höchſten jetzt, den Beſten zugeſellt,
Fühl' ich von tauſend ahnungsvollen Träumen
Mein Herz geſchwellt! Schon wie mit Liebesflammen
Weht mich der Athem der Geſchichte an,
Der Kuß der Zukunft brennt auf meiner Stirn,
Und ſehnſuchtvoll, gleichwie ein Bräutigam
Sich in die Arme der Geliebten ſehnt,
So lechzt mein Herz nach einer großen That!
Ja, Carlowitz! wir wollen Thaten thun!
Rechtfertigen durch eigenes Verdienſt
Woll'n wir den ſchönen Irrthum unſers Glücks:
Und ſelbſt der Neid, der mit ohnmächt'gem Zahn
An unſers Mantels goldner Schleppe nagt,
Von Scham entwaffnet, ſoll er eingeſtehen,
Daß unſer Glück, wie groß es ſei, doch nicht
Zu groß für uns! Sieh, als ich niederkniete

In dieſem Centrum ird'ſcher Herrlichkeit,
Von allen Fürſten, allen, allen ich
Der Einzige, auf welchen alle Blicke
Gerichtet waren; als der Kaiſer ſich
Der Herr der Welt, von ſeinem Stuhl erhob,
Mit eigner Hand mir dieſen Purpurhut
Auf's Haupt zu ſetzen; als ein leiſer Schauer
Der Majeſtät ſogar den Unterſten
Im Volk durchlief und es ſo ſtille ward,
Daß ich das Schlagen meines Bluts vernahm —
Und dann auf Eins das Schmettern der Trompeten,
Der Donner des Geſchützes und der Ruf,
Der hunderttauſendſtimmige, des Volk's:
Da, Carlowitz, da that ich einen Schwur — —

(Indem er bemerkt, daß Carlowitz, während ſeiner Rede ſich allmählig abgewendet und in tiefes Nachſinnen verloren hat.)

Allein Du hörſt ja nicht — Du kehrſt Dich ab?
Was haſt Du, ſprich?

Carlowitz. O nichts, mein theurer Fürſt,
Ich dachte nur — Verzeiht, wenn es Euch kränkt —

Moritz. Ich will es, ſprich!

Carlowitz. Ein Nichts, mein gnäd'ger Herr.
Ein bloßer Traum, ein flüchtiges Erinnern,
Das wie ein Dieb, inmitten meiner Freude,
Mich überlief. Verſunken, gnäd'ger Herr,
In dieſen Anblick Eures Glücks, verloren
In Eurer Zukunft blüthereichen Traum,
War mir's, als ſtänden zwiſchen ihm und Euch,
Gleich zween vermummten, warnenden Geſtalten,
Die dunkeln Schatten (nachdrücklich) Eures Schwiegervaters,
Und Eures Oheims, die in Feſſeln ſind.

Moritz. (Die Hände ſchmerzlich vor die Augen preſſend, nach einer Pauſe tonlos, allmälig heftiger.)
Weh mir, 's iſt wahr! Ich hätt' es gern vergeſſen,
Nur Einen Tag, nur eine einz'ge Stunde
Den Nektar meines Glücks in vollem Zug
Rein zu genießen! Doch es darf nicht ſein,
Gedenken muß ich der Gefangenen,
Bei Tag, bei Nacht, ich muß ihr Elend ſchleppen,
Dicht hinter mir, gleich wie ein armer Sklave,
Den man zu Leichen angeſchmiedet hat:
Denn meine Ehre ſteht für ſie zum Pfand!
(einige Schritte auf- und abgehend, dann ſtill ſtehend, gefaßt und würdig.)
Ich weiß es wohl, die Menſchen tadeln mich,
Und halten mich für einen Fürſtendiener.
Denn ſie verſtehn nicht die geheimnißvolle
Bewunderung die meine Seele kettet
An die erlauchten Spuren dieſes Kaiſers,
Des einz'gen Mannes in ſo kleiner Zeit!
Nur Eines gäbs, (mit fallender Stimme.) das löſte die Bezaubrung —

(lang hinſtarrend.) Doch dieſes Eine wird er ja nicht thun. — —
Auch Niemand ahnt, wie mich das Schickſal meiner
Verwandten kränkt, mit welchen Bitten, welchem
Gebeugten Knie ich Seine Majeſtät
Um ihre Freilaſſung gebeten. Immer,
Von Tag zu Tag, ward ſie mir zugeſagt,
Und immer wieder ſacht hinausgeſchoben.
Jetzt drängt die Zeit; der letzte Kriegesfunken
Iſt ausgelöſcht, und keinen Grund mehr giebt es
Zu längerer Gefangenſchaft. Ich habe
Ein letztes dringendes Geſuch um die
Freilaſſung meiner fürſtlichen Verwandten
Beim Kaiſer eingereicht. Es iſt vielleicht
Nicht ganz in dem gewohnten Styl, nicht ganz
Verbrämt mit den beliebten Förmlichkeiten
Der ſpaniſchen Kanzlei; allein es iſt
Die Sprache meines Herzens. Seine Majeſtät
Kann ſie unmöglich mißverſtehn; er weiß,
Wie ich ihn liebe: doch er weiß wohl auch
Daß auch die Liebe ihre Grenzen hat,
Wo ſie mit Thränen, aber dennoch, dennoch!
Den Degen bohrt in das geliebte Herz.
(Nach kurzem Auf- und Abwandeln, ſich dicht vor Carlowitz ſtellend, ihn faſſend.)
Haſt Du die Schriften wieder durchgeleſen,
Die Frankreich uns geſendet?

Carlowitz. (ruhig, feſt.) Ja, mein Fürſt:
Ich habe ſie geleſen und geprüft.

Moritz. Und Deine Meinung?

Carlowitz. Daß ſie wahrer ſind,
Als für den Ruhm des Kaiſers, wie zum Glück
Des Vaterlands ich wünſchen darf und muß.

Moritz. So ſollte wirklich —?

Carlowitz. Außer Zweifel iſt es
Und wird durch gilt'ge Schriften dargethan,
Daß Seine Majeſtät im Willen haben,
Die Ordnung dieſes Reichs, im Guten oder
Gewaltſam, anzutaſten, und die Krone,
Entgegen dem einſtimmigen Beſchluß
Der wahlberufnen Fürſten, ſeinem Sohn, (mit leiſer Bitterkeit.)
Dem ſpaniſchen Don Philipp, zu vererben.

Moritz. Das wollte Gott nicht, daß Don Philipp je
Auf ſeiner finſtern, frühgefurchten Stirn
Die freie Krone dieſes Reiches trägt!
Zu einer ſpaniſchen Provinz würd' er
Das holde Deutſchland machen.

Carlowitz. Es könnte ſein.

Moritz. (näher tretend, vertraulich.) Ich will Dir ſagen, aber insgeheim:
Ich ſprach zum Kaiſer neulich, ſo im Scherz,
Als wär's zum Zeitvertreib, von dieſen Dingen,

Und neckte ihn. Er aber sah mich lange
Durchbohrend an, mit eisernem Gesicht;
Dann, mit den Fingern trommelnd, sprach er ruhig
Von etwas Anderem. — Sag', wenn es wäre,
Welch Recht dagegen haben wir, die Fürsten
Des deutschen Reichs?

Carlowitz. (mit einer Verbeugung.) Sie dürfen protestiren
Und den Protest zu Protokolle geben.

Anm. Während des ganzen Schlusses dieser Scene, bei den verschiedenen Aufstehen ꝛc. muß Moritz höchst zerstreut sein und innerlich mit andern gewaltigen Dingen beschäftigt. Daher die Erschöpfung in der nächsten Scene.

Moritz. (zurücktretend, heftig.)
Nein, nein, bei Gott! nicht dazu bin ich Fürst! —
Geh, schreib' an Frankreich, sag' ihm meinen Dank,
Ich bäte sehr, mir Fernres mitzutheilen;
Doch möchte man zu keinem Schluß mich drängen,
Eh' nicht die eigne Ueberzeugung reif.
Inzwischen wollt' ich offne Augen haben.
Geh', schreibe das —
(zaudernd, da Carlowitz sich empfehlen will, ihn zurückrufend, geheimnißvoll.)
und — höre Du — noch Eins:
Du könntest auch an Oberst Heideck schreiben,
Daß er mein Heer der Grenze näher führt.
's ist bloß, 's ist bloß — (mit bitterem Lachen.) nun ja zum
Protokoll.
Und auch an Albrecht schreib! Das ist ein Mensch,
Veränderungssüchtig, tollkühn, stets bereit,
Zu jedem Ding für das man ihn bezahlt.
Nun geh', mein Freund, und richt' es sorgsam aus,
Und frag' auch nach beim Cardinal Granvella,
Ob noch vom Kaiser kein Bescheid erlassen
Auf mein bewußtes, dringendes Gesuch.
Ade, mein Freund! (ihm die Hand mit Nachdruck pressend, ihn lange ansehend. Carlowitz ab.)

Zweite Scene.

Moritz allein.

Moritz. (Den Hut abreißend, erschöpft.) Da, liege dort! Du hast
Mich doch getäuscht, du sitzst nicht ganz so weich,
Als ich gedacht: erst für die Morgenröthe
Des Glückes hielt ich dich — und nun, o Gott!
Als Dornenkrone drückst du meine Stirn!
(Er geht einige Male auf und ab, dann still stehend.)
Die Zeit ist krank, ich selber kranke mit —
O meine Anna, wärest Du bei mir!
Dein keusches Herz, gleich einer Seherin,
Die in der Zukunft dunkelm Grunde liest,
Hat nicht umsonst gezittert, nicht umsonst
Vor diesen finstern Wegen mich gewarnt —
Ich will zu ihr! An ihre reine Brust
Will ich mein Herz, mein unruhvolles legen,

Will in den Frieden ihres Auges schaun,
Daß er auch mich mit Frieden überthaut —
Ich will zu ihr! Und wie aus Kindermund
Die Wahrheit sich, die ew'ge offenbart,
So soll auch sie —

Dritte Scene.

Moritz. Anna, in Trauerkleidern, aus der Seitenthür links.

Moritz. (sie erblickend.) Ha! was ist das?! Sie selbst!
Anna, mein Weib! Es ist mein Weib! mein Weib!!
(eilt auf sie zu, sie zu umarmen.)

Anna. (abwehrend, mit tonloser Stimme.) Zurück von mir! Berühre nicht die Hand,
Die ewig heut sich aus der Deinen löst —

Moritz. (ihre beiden Hände haltend, in ihren Anblick versunken, mit schmelzender Rührung.)
O meine Anna, o, ist dies ein Traum,
So laß mich ste[illegible] dem süßen Traum!
Du bist es, ja, d[illegible] Dein holder Mund,
Das ist das Herz, [illegible] dem ich mich gesehnt —
Ja, meine Anna, ganz gewiß! es muß
Noch Engel geben, gute Genien,
Hilfreiche Geister, die mit holdem Flug
In unsrer schwärz'sten Stunde uns umwehn,
Und jeden Wunsch und jedes leiseste
Gebet der Seele wird durch sie erhört!
Glaub' mir, mein Weib: ich habe mich unendlich
Nach Dir gesehnt — und o, nun bist Du da!
Ich halte Dich, ich küsse Deinen Mund,
Ich schaue in den Himmel Deines Blicks —

Anna. Zurück! zurück! Dies ist die Stunde nicht
Zu süßem Liebsgespräch —

Moritz. (erschreckt, sie anstarrend.) Du kehrst Dich ab?
Was hast Du nur? und siehst so ernst, so bleich,
Als wie ein Geist, ein zürnendes Gespenst —

Anna. (tonlos, wie in der ganzen Scene: mit resignirtem Schmerz.)
Ich komme aus dem Kerker meines Vaters —

Moritz. (sich abkehrend.) O ew'ger Gott! —

Anna. Siehst Du? Nun schreist Du auf;
Nun weißt Du schon, was mein zerschmettert Herz
Im stummen Abgrund seiner Qual verbirgt:
Denn Dein Gewissen hat es Dir gesagt.

Moritz. (mit großartiger, freier Herzlichkeit, ihre Hand fassend.)
Nicht mein Gewissen! Rein ist es, wie Deins;
Doch bohrt Dein Schmerz auch mir in meine Brust:
Und darum klag' ich — (mit einem Seufzer, abgewandt:) und um Andres noch,
Das höchst entsetzlich wäre, höchst entsetzlich — — (in Gedanken verloren.)

Anna. So hör' mich an! Nur eine kurze Frist
Ist uns verstattet —

Moritz. (aufbrechend.) Ich verſteh' Dich nicht?

Anna. (mit ſchmerzlicher Bitterkeit.) Verſtehſt mich nicht? Und biſt doch ſonſt ſo klug,
Und kannſt nicht faſſen, daß ein Weib aus ihrem
Herzen die Liebe reißt, reißt ihr Gemahl
Aus ſeiner Bruſt die Ehre? —

Moritz. (aufbrausend, doch gleich beſonnigt.) Ha!! — Du biſt
Ein Weib, mein Weib: darum verzeih' ich Dir.

Anna. (zwiſchen Bitterkeit und Rührung ſchwankend.)
Ja wohl, verzeih' mir: und verzeihe auch
Das andre Alles, was ich ſagen muß:
Und wenn vor Schmerz, die Seele mir zerbricht
Und wenn ich ſterbe, o verzeih mir's auch —

Moritz. (feſt, mit mildem Ernſt.) Genug, mein Weib: ſchweig jetzt und ruhe Dich
An meiner Bruſt, in meinen Armen aus —

Anna. Nein, ſchweige Du! und denk' an jene Zeit
Da ich umſonſt vor Dir die Hände rang,
Umſonſt vor Dir in Thränenbächen ſchmolz,
Von Deinem Bündniß mit dem Kaiſer Dich
Zurückzuhalten! Du vernahmſt mich nicht,
Du zogſt hinweg — die Roſſe wieherten
Die Speere funkelten im Sonnenlicht —
Ich ſah Dir nach, ich wußte, wem es galt!
O Moritz, Moritz, was empfand ich da! —
Da ſaß ich nun im einſamen Gemach,
Von wüſten Bildern meiner Angſt umgaukelt:
Da ſaß ich nun allein mit meiner Qual,
Und ſah im Schmerzzerrütteten Gehirn
Den Vater kämpfen mit dem Gatten — —

Moritz. (hebt ſich ab.) Still!

Anna. Ich war unſäglich einſam und verwaiſt.
Die Menſchen mieden mich — trat ich ans Fenſter,
So traf ein Spottlied mein erſchrocknes Ohr,
Sie nannten Dich den Fürſtenknecht und ſpieen
Bei Deinem Namen aus. — Ich floh zurück.
Ich ſchämte mich, Dein Weib zu ſein —

Moritz. (verſchwindet.) Weh! weh!!

Anna. Und endlich kam die Nachricht von der Schlacht
Bei Mühlberg, wo der Kaiſer ſeinen Sieg
Durch Deines Beiſtands Uebermacht errungen.
Zum Tod verurtheilt war Dein edler Ohm —
O Moritz, Moritz, hätte damals lieber
Das Beil des Henkers über Dir geſchwebt!
Er war beglückt, der doch im Elend war,
Ihn prieſen ſie und bauten ihm Altäre
In ihrer Herzen andachtsvollem Grund:
Du warſt im Glück, Du triumphirteſt — Dich
Verfluchten ſie! — Wie oft um Mitternacht

Vom öden Bett bin ich emporgeſtiegen
Und habe meine Hände aufgehoben
Und habe zum Allmächtigen gefleht,
Daß eine Kugel Dich zerſchmetterte! — —

Moritz. (In tiefem Schmerz.)
O Du haſt Recht! Ich wollt', ich wäre todt
Und alle Zweifel endeten! —

Anna. (Fortfahrend.) Und wieder
Ein Bote kam, und ſchluchzend ſagt' er mir,
Daß auch mein Vater, überredt durch Dich,
Bethört von Deinem hinterliſt'gen Rath,
In die Gefangenſchaft des Kaiſers ſich
Ergeben hätte —

Moritz. Nein, halt ein! halt ein!
Bei meiner Seelen Seligkeit: ich bin
Unſchuldig an dem Schickſal Deines Vaters!
Ich wußte wahrlich keinen andern Rath,
Man täuſchte mich, ich ſah das nicht voraus —

Anna. (Fortfahrend.) Ich mußte fort, es ließ mir keine Ruh;
Zu meinem Vater zog mich's, nicht zu Dir!
Ich kam zu ihm, ich kaufte mir mit Gold
Den Weg in ſein Gefängniß — ſeine Tochter:
Und kaufte mir mit Gold denſelben Weg,
Den Dir Dein Eiſen hätte frei gemacht!
Ich kam zu ihm, ich ſah ihn —
(Abbrechend, die Hände vor die Augen preſſend.)
Still! ganz ſtill!

Moritz. (In ängſtlicher Spannung.) Nein! rede weiter —

Anna. (Mit leiſer, zitternder Stimme, die Thränen herunterpreſſend.)
Hinter Eiſenſtäben,
In einem engen, traurigen Gemach,
So nackt, ſo kahl, kein Bauer wohnt ſo ſchlecht,
Auf einer armen, kleinen Schütte Stroh,
An einen Stein das theure Haupt gelehnt —
Da lag der Mann, der mir das Leben gab!
Ein halbzerbrochner Krug ſtand neben ihm,
Ein Stückchen Brod, ſo hart, ſo winzig klein,
Nie ſeinem Jagdhund gab er es ſo ſchlecht!
Lag halb verzehrt in ſeiner müden Hand.
Er ſah mich nicht — ich bog mich über ihn —
(Zuſammenſchaudernd.) Moritz — mein Vater iſt recht alt geworden!
Alt! ach ſo alt!! Sein braunes Haar iſt weiß,
Weit hängt das Haupt, das er ſo ſtattlich ſonſt
Auf ungebeugtem Nacken trug, ſein Auge
Iſt ſtrahlenlos, wie ein erloſchner Stern,
Und ſeine volle Stimme wurde hohl.
Ich ſage Dir — er geht dem Grabe zu —
Er ſtirbt (Aufſchreiend.) — er ſtirbt!!

Moriz. (in Verwirrung) Nein, bei dem Gott da droben,
Der meines Herzens tiefſte Falten kennt:
Dies iſt zu viel! halt ein! dies iſt zu viel!
Was? ſolch Gefängniß einem ſolchen Mann?
Und ſo getäuſcht bin ich und hintergangen?!

Anna. Weil er auf Flucht geſonnen hatte, darum
In einen ſolchen Kerker warf man ihn.

Moriz. 's iſt gut, 's iſt gut — ich rede mit dem Kaiſer —
Dein Vater wird befreit — gleich — dieſe Stunde —
Ich ſag' Dir — dieſe Stunde — oder — oder —
(mit dem Knie ſtampfend.)
Es wär' entſetzlich — — (abbrechend.) doch dann muß
es ſein.

Anna. Gelobe nichts: ich weiß, wie du es hältſt:
Dies iſt vorbei. Und wär' es auch und löſte
Der Riegel ſich, der ihn gefangen hält:
Er iſt doch nicht der Alte, der er war,
Er iſt ein ſchwacher, ein gebrochner Greis,
Dem Du die Wurzel ſeiner Kraft geknickt —
Ade, leb' wohl! Von meinem Vater haben
Sie mich verbannt, man warf die Thüren zu:
Und jetzt von Dir verbanne ich mich ſelbſt!

Moriz. (in Leidenſchaft, mit ſtockendem Athem.)
Bleib', Anna, bleib'! noch Eine Stunde, Eine!
Der Sand verrinnt — die Körner ſind gezählt —
Bleib' ſag' ich Dir! Ein Wetter rückt heran —
Die Erde bebt — die Felſen ſtürzen ein —
Und etwas Ungeheures will ſich
Gebären — Bleib!!

Anna. Umſonſt! Du rufſt umſonſt!
Mein Herz hat ſich von Deinem Ruf entwöhnt —
(ſtreift den Ring vom Finger ziehend.)
Da, nimm den Ring — es thut nicht ſanft! nimm hin!
Es iſt derſelbe kleine goldne Reif,
Den Du mir einſt an dieſe Hand geſteckt —
Derſelbe Reif!
(In wehmüthig ſtille Betrachtung des Ringes verſunken.)
Ich weiß es noch wie heut,
Es war ein Sonntag, da ich ihn empfing:
Die Glocken läuteten, ich ging im Garten,
Du trafſt mich an: ich weiß nicht, was Du ſprachſt:
Nur daß es ſüß war, o unendlich ſüß,
Das weiß ich noch! und zogſt mich an Dein Herz
Und ſteckteſt mir den Ring hier an die Hand —
(aufblickend, ihm den Ring aufdrängend.)
Es iſt vorbei! vorbei! und heute wieder
Mit dieſem Ringe ſcheid' ich mich von Dir!

Moriz. (ſie umfaſſend.) Ich halte Dich — ich laſſe Dich nicht los —

Anna. (ſich ſeinen Armen ſanft entwindend.)
Du läßt mich los! Du haſt es ſchon gethan,

Längst schon von mir hat sich Dein Herz verirrt —
So lebe wohl! Zum letzten mal, leb' wohl!
Als wärst Du ein Gestorbener und über
Dir schlösse sich der Deckel Deines Sarges —
Noch diesen Kuß (von Liebe überwältigt, ihm heftig in die Arme stürzend.)
O Moritz! Moritz!
Wie hab' ich Dich geliebt! Mein armes Herz,
Gleichwie mit hunderttausend kleinen Wurzeln
Ein grünes Hälmchen an der Erde hängt,
So hing mein Herz an Deinem! Niemand hätte
Mich Dir geraubt — (sich entrichtend.)
Du selber hast's gethan.

Moritz. Nein, fliehe nicht! Mit ungeheuren Dingen
Gehn die Minuten schwanger — fliehe nicht!
Entziehe nicht mir unglücksel'gem Mann
Die holde Sonne Deines Angesichts!
Bleib! steh mir bei! Ich siege — steh mir bei!

Anna. (an seiner Brust ruhend.) Es geht nicht, nein! und wenn ich selbst es wollte,
Ich darf ja nicht! O wohl, es ruht sich sanft,
Unendlich sanft an Deiner lieben Brust —
(sich losreißend.) Leb' wohl! Leb' wohl! Denn zwischen Dich und mich,
Gleich einem nächtlich irrenden Gespenst,
Stellt sich das Elend meines Vaters! Will ich
Die Lippe Dir, die schwellende, berühren,
Muß ich gedenken an den Scheidekuß
Den meines Vaters bleicher Mund mir gab.
Das scheidet uns — leb' wohl! und möge Gott
Dir gnädig sein!

Moritz. (in hoher Entschlossenheit.) Wohlan denn! lebe wohl!
Doch nicht für ewig! Eine Stunde kommt,
Da wir uns wiedersehen — lebe wohl!
Den Ring behalt' ich; doch ich lös' ihn aus,
Und sollt' es auch mit meinem Herzblut sein!
Geh' zur Elisabeth von Rochlitz, sag' ihr —
Nein, sag' ihr nichts! Denn Dinge seh' ich kommen,
Die schrein von selber so entsetzlich laut,
Daß Todte selbst aus ihren Gräbern steigen
Und alle Welt ein einzig Schlachtfeld wird!
Leb! wohl! Leb wohl! Das Schlachthorn hör' ich tönen:
Dich soll mein Schwert, Dich soll mein Tod versöhnen!
(Er begleitet die Anna bis zur Seitenthüre. Anna ab. Dann zurückkehrend.)

Vierter Auftritt.

Moritz allein; später **Carlowitz** und **Granvella**.

Moritz. Nun Ihr
Allmächtigen, die Ihr in dunklem Schooß

Die ernsten Würfel unsers Schicksals mischt,
Nun steht mir bei! Nun etwas muß geschehn —
Vielleicht, vielleicht! es könnte sein — ein Etwas,
Vor dem mein Herz, gleich einem scheuen Roß,
Sich schaudernd bäumt. — He, Carlowitz!

(Carlowitz tritt ein.)

Begieb Dich
Sogleich zu Seiner Majestät! Begehre
Antwort auf meine Schrift —

Carlowitz. Der Cardinal
Granvella bittet um Gehör; vermuthlich
Bringt er die Antwort, welche Ihr begehrt.

Moritz. Der Cardinal?! O nun, nun faß Dich, Herz!
Nun fällt der Wurf!

(Carlowitz ab. Gleich darauf Granvella, bei dessen Eintritt Moritz sogleich auf ihn zueilt, mit großer Heftigkeit.)

Wie steht's, Herr Cardinal?
Was haben Seine Majestät beschlossen?
Bringt Ihr die Schlüssel des Gefängnisses,
Wie ich verlangt —

Granvel. (langsam, lauernd, mit spöttischer Höflichkeit.) Ihr seid sehr aufgeregt,
Mein gnäd'ger Herr. Es thut mir leid, daß ich
Nichts Bessres bringe —

Moritz. Besseres? Wie das?

Granvel. Es ist ein Nachhall Eurer eignen Worte,
Womit der Kaiser mich belud; es wird Euch
Begreiflich sein, wenn er nicht freundlich klingt.

Moritz. Es gilt mir gleich, ob freundlich oder nicht!
Wenn Ihr nur die Gefangenen befreit.

Granvel. Das ist der Punkt, Durchlauchtigster! Der Kaiser
Ist ganz erstaunlich überrascht, daß Ihr
Euch eines solchen Briefes unterfangen;
Er hätte Bessres sich von Euch versehn,
Als daß Ihr ihm mit Diensten solcher Art
Die Huld erwiedert, die er Euch geschenkt:
Das sei die Art nicht, wie man dankbar ist —

Moritz. Doch meine Ehre —

Granvel. (mit einem Lächeln.) Eure Ehre, Herr? —
Dies ist der Kern des Auftrags: Seine Majestät
Wird die Gefangnen, Eurem Brief zum Trotz,
Nach seinem Will'n befreien oder nicht,
Heut oder morgen, über ein Jahr oder
Auch über zehn: ganz, wie es ihm gefällt —

Moritz. Sind dies die Worte Seiner Majestät? Unmöglich
Hat er Euch dies gesagt —

Granvel. Doch, gnäd'ger Herr!
Dies und noch mehr. Er sagte, wenn Ihr mir
Gestatten wollt, es Euch zu wiederholen:
Ihr wärt noch viel zu jung, mein theurer Fürst,
Noch viel zu rasch, noch viel zu unerfahren,

Als daß Ihr ſchon die tiefdurchdachten Pläne
Der kaiſerlichen Majeſtät begreift.
Er räth Euch drum, als Kaiſer und als Freund,
Daß Ihr noch erſt ein wenig warten wollt;
Vielleicht — vorausgeſetzt, daß es dem Himmel
Gefällig iſt — kann er ein andres mal,
Falls er Euch fragt, ſich Eures Raths bedienen.

Moritz. Ha dies iſt Hohn! Beim Himmel, dies iſt Hohn!
Führt mich zum Kaiſer —

Granvel. Seine Majeſtät
Haben die Stadt bereits verlaſſen
Und die Gefangnen mit ſich fortgeführt.

Moritz. Was? ohne Abſchied? ohne Audienz?
Ich bitt' Euch —

Granvel. (tückiſch) Was befiehlt mein gnäd'ger Herr?

Moritz. Sagt mir in Ernſt: iſt dies der ganze Auftrag,
Die ganze Antwort Seiner Majeſtät?

Granvel. Die ganze? Nein! Es mangelt etwas noch:
Ihr möchtet Euch erinnern, bittet er,
An den zweideut'gen Urſprung Eures Glücks.
Gehorſam war es, der Euch groß gemacht:
Doch Ungehorſam, ſagt man, mache klein!

Moritz. Ha Peſt und Tod! Was ſoll mir dies? Bin ich
Nicht Fürſt des Reichs? Was? Kennt Ihr dieſen Hut?!

Granvel. Wie ſollt ich nicht? Ihr ſeid ja auch wohl nicht
Mit ihm geboren, mein durchlaucht'ger Herr:
Und überdies, ſo werden Zeiten kommen,
Wo ſolche Hüte etwas billig werden
Und Euer Hut nicht mehr als andre gilt.

Moritz. (höhniſch) So? werden ſie? Vermuthlich wohl, wenn Philipp
Die deutſche Krone trägt?

Granvel. (gleichmüthig, lauernd) Es könnte ſein;
Doch bin ich nicht in Alles eingeweiht,
Und nur der Himmel kennt das Künftige —

Moritz. Ja wohl, der Himmel — und das Künftige.'
Das Künftige!! — — 's iſt gut, Ihr könnt jetzt gehn —

Granvel. Gott ſegne Euch und alle Heiligen,
An die Ihr zwar nicht glaubt, mein gnäd'ger Herr!
(ab.)

Fünfter Auftritt.

Moritz allein. Gleich darauf **Carlowitz**, der während des vorigen Geſprächs ab und zu im Hintergrunde erſchienen iſt.

Moritz. Gott ſegne Euch! — Gott oder Satanas!
(zu Carlowitz, der ſich auf dem Hintergrunde nähert.)
O Carlowitz, man treibt ſein Spiel mit mir!
Was? weiter nichts? Und alles war umſonſt,

Was aus den tiefſten Quellen meiner Seele
Ich ausgeſtrömt gleich einer Thränenfluth?
Haſt Du's gehört? — O in der That, man treibt
Sein Spiel mit mir! —

Carlowitz. Mein theurer Fürſt —

Moritz. Allein
Sie irren ſich — ich ſage Dir, ſie irren!
Ich bin der Mann nicht, welcher dies erträgt
Und nur allein mit Tinte proteſtirt —
Blut! Blut, wie Oel! Das ſänftige mein Herz!

Carlowitz. Faßt Euch, mein Fürſt —

Moritz. 's iſt gut, ich bin gefaßt.
Laß ſatteln, Augenblicks. Ein Abgrund muß
Ausdehnen jetzt ſich zwiſchen Karl und mir —
Und Leichen nur, nichts Andres, füllt ihn aus!

Carlowitz. So wollt Ihr wirklich —?

Moritz. Was ich muß.

Carlowitz. Ihr wollt —?

Moritz. Was meine Ehre, was mein Vaterland,
Das man zur ſpaniſchen Provinz will machen,
Und die gekränkten Rechte meines Bluts
Gebietriſch, unvermeidbar mir befehlen.
Er hat mich lang genug getäuſcht, wohlan!
So täuſch' ich ihn. Ich reiſe jetzt. Du ſelber
Mußt nach Paris — o pfui! Dies Eine nur,
Dies thut mir leid, daß ich zur deutſchen Sache,
Zur köſtlichen, der Rettung meines Landes
Und meines Rechts, den Fremdling brauchen muß!
Was iſt der Preis?

Carlowitz. Drei Perlen deutſchen Reichs,
Die alten Städte Toul, Verdun und Metz,
Sollt Ihr abtreten —

Moritz. (ſtreitiſch, leichtfertig.) Aber doch wohl nur
Auf dem Papier? Bin ich mit Karl erſt fertig,
Dann, meine Herrn Franzoſen, kommts an Euch!
(ernſt.) Und ſterb' ich eh', und hindert mich der Tod,
Nun denn, ſo laß ich künftigen Geſchlechtern
Die heil'ge Pflicht, die unauflösbare,
In beſſern Zeiten wieder einzubringen,
Was ich von Deutſchland, Deutſchland zu erretten,
Jetzt in die Schanze blindlings ſchlagen muß:
Und mehr iſt Freiheit, als ein Fetzen Land!

Carlowitz. Ich bin bereit —

Moritz. (im Abgehen ſich plötzlich umwendend, langſam bis in den Vordergrund gehend, mit innigem Schmerz.)
O Karl! O Karl! Mein Kaiſer!
Held meiner Jugend, Sonne meines Glücks —
(ſein Herz niederpreſſend.)
Nein, zucke nicht! Du mußt ihn laſſen, fort!
Ich reiß' ihn aus — ich werf' auch ihn, auch ihn
Auf unſrer Zukunft flammenden Altar!

Carlowitz. So eilt, mein Fürſt. Die Stunden ſind gezählt,
Ein Werk, wie Eures, braucht der Schnelligkeit.

Moritz. Es war das Letzte, ſo! — Nun iſt es gut,
Nun nimm mich hin, mein Vaterland! Schiffbrüchig,
Verarmt an Liebe, meiner Ehre baar,
Des beſten Freundes durch mich ſelbſt beraubt:
So nimm mich hin! Die alten Sterne ſinken,
Ein neuer ſteigt, ein flammender Komet,
An meinem Himmel fürchterlich empor —
Aus blut'ger Erde keimt die junge Saat:
(Das Schwert ziehend.)
Sonne der Freiheit, leuchte meinem Pfad!

Vierter Akt.

Innsbruck in Tyrol.

Ein enges alterthümliches Gemach, mit einer gewölbten Mittelthür, rechts eine kleine Seitenthüre, links ein Fenſter.

Erſter Auftritt.

Der **Kaiſer**, mit dem **Narren** Schach ſpielend, im Vorgrund.

Narr. Euer Spiel ſteht ſchlecht, Gevatter. Was meint Ihr? Nicht wahr? Es ſpielt ſich leichter mit Menſchen, als mit Schachfiguren? Die Menſchen — die werft Ihr um, rennt ſie über den Haufen, ſchlagt ſie todt, piff, paff, von oben, von unten, wie Ihr könnt und mögt; der Gewinn iſt für Euch, und der Todtengräber für Alle. Aber die Schachſteine, das iſt hartnäckiges Volk, die halten auf Regeln und Geſetz und Recht — o Gevatter, wenn ich ein Kaiſer wäre, ich ſchaffte das Schachſpiel ab. Schach!

Kaiſer. Noch halt' ich es: ich geb' den Bauern Preis.

Narr. Den Bauern? Straf mich Gott, Gevatter: es iſt doch das Dümmſte, was man ſein kann, ein Bauer zu ſein. Ein Narr iſt wenig — wiſſt Ihr warum? Weil wir unſer gar zu Viele ſind. Die Familie iſt zu groß; das ſchöne Capital der Narrheit muß in gar zu kleine Portionen getheilt werden, damit nur ein Jeder etwas kriegt — Ihr auch, Gevatter, Ihr auch! und es ſollte mich nicht wundern, wenn Ihr ſogar den Löwentheil bekommen; es wäre nur ſo in Verhältniß zu dem Uebrigen. Aber dennoch lieber ein Narr, als ein Bauer! Als Narr bin ich Eines Menſchen Narr und weiß es; aber der Bauer iſt der Narr für Alle und weiß es nicht. Aber nun gebt Acht, Gevatter! Dieſer Bauer hatte ein zartes Fell, Ihr tragt die Stiefel, die

Ihr Euch aus seiner Haut geschnitten habt, nicht weit: Schach! wieder Schach! und — matt!

Kaiser. Ich sah den Läufer nicht, der hat die Schuld.

Narr. Ja wohl, Gevatter, und zwei mal zwei ist vier. Aber soll ich Euch einen guten Rath geben? Ich soll: Denn wozu wäre ich ein Narr, als zum Rath geben? Und also dies ist mein guter Rath: nehmt Euch in Acht, Gevatter, vor den Läufern! Versteht Ihr mich? Vor den Ueberläufern, den Vor- und Nachläufern, die den Mantel nach dem Winde drehn, hungrige Bursche, die so lange neben Eurem Pferde laufen, bis sie Euch ein Allmosen abgebettelt haben — und dann recken sie die Zunge und werfen mit Steinen hinterdrein. Ihr versteht mich doch, Gevatter?

Kaiser. Nein, guter Narr.

Narr. Nun, Gott segne Eure Weisheit, gnäd'ger Herr. Es ist eine kaiserliche Weisheit, nicht zu wissen, was alle Welt weiß. Ihr habt zu lange Hände und zu kurze Ohren, da liegt's. — Schaut her: wenn dies Schachbrett das deutsche Reich wäre und Eure Königin wär ein Kaiser —

Kaiser. O guter Narr, nur nichts von Politik!

Narr. Ha, Politik!
Es ist nun 'mal die Lieblingskost der Welt
Und auch der Narr will seinen Theil daran!
Die Welt hat sich ein wenig übergessen
Am Kinderbrei der Häuslichkeit; sie hungert
Nach den Fleischtöpfen der Historie.
Hörst Du die Magen knurren? Sieh Dich vor!
Das Volk hat einen grimm'gen Appetit
Und eine schamlos bäurische Verdauung.
Pass' auf, Gevatter! Sieh, es geht nicht gut,
Ich darf's Dir sagen! Denn ich bin ein Narr:
Das Volk braucht Viel — gieb ihm ein Weniges,
Zwei Bissen nur, nur ein Paar dürre Krumen
Vom Abhub Deines Mahles — gieb sie ihm!
Und satt und stumm, schweifwedelnd, kriecht der Hund
In seine kalte Hütte und schläft ein.

Kaiser. Narr, sieh Dich vor, daß Du nicht selbst zuerst
Empfindest, wie die Hundehütte thut.

Narr. (mit einem Anflug von Bitterkeit.) Es wäre nicht das erstemal, würde nicht das Letzte bleiben. Narren und Patrioten müssen auf Schlimmeres gefaßt sein — und jetzt bin ich ein Narr und ein Patriot dazu, also ein zweifacher Narr. Stroh oder Seide — Ich sah eine Leiche, die hatte seidene Hosen an — und puh! was stank sie! Im Stroh nisten Flöhe, die beißen, in der Seide nisten falsche Freunde, die beißen noch ärger. Und darum sag'

ich Euch: nehmt Euch in Acht vor den Ueberläufern!
Nehmt Euch in Acht vor Eurem Freunde Moritz —

Kaiſer. (lachend.) Auch Du, mein Narr? Die Tonart iſt nicht neu,
Ich habe ſie von Andern ſchon gehört
Und bis zum Ueberdruß gehört. O Narr,
Du wirſt zu fett, Dein Witz wird mager, — geh,
Leg' Dich ins Bett und nimm zu Schwitzen ein!

Narr. Noch nicht, gnäd'ger Herr. Ich warte bis Ihr vor Angſt ſchwitzt, dann ſetzen wir uns Beide zuſammen. Ach Gevatter, Gevatter! Es wird doch hübſch ſein, wenn Alles ſo kommt, wie ich es Euch ſage — und dann ſetz' ich mich vor Euch und ſeh' Euch an und ziehe die Augenbrauen über die Stirn hinauf und räuſpre mich und ſtemme die beiden Ellenbogen breit auf und ſage: Nun? Nun, ſag' ich? hab' ich es Euch nicht vorhergeſagt? Ach Gevatter, das wird hübſch ſein — ſo hübſch, daß es mir ſchon jetzt in die Augen ſteigt.

Kaiſer. Pfui, guter Narr, Du wirſt ſentimental?

Narr. Sentimental? Nein, Gevatter, das hab' ich abgelegt, ſeit ich mir zum erſtenmal meine Hoſen allein zuknöpfte — und dazwiſchen iſt mehr Zuſammenhang, als Ihr denkt. Sentimental? Mein Herz iſt ein Igel, der ſeine Stacheln nach außen kehrt. Gebt Acht, Gevatter: wenn Ihr weint, ſoll mein Herz Euer Kopfkiſſen ſein — und dann ſagt noch, daß ich ſentimental bin. Aber im Uebrigen bleibt's dabei: es gehen böſe Gerüchte über Moritz; man ſpricht von verborgnen Bündniſſen, geheimen Plänen, heimlichen Rüſtungen — nehmt Euch in Acht!

Zweiter Auftritt.

Die **Vorigen.** Cardinal **Granvella.**

Kaiſer. Ah Cardinal, Du kommſt zur guten Stunde:
Der Narr fällt Dir ins Handwerk: vor dem Moritz,
So wohl beredt, mit ſolch allmächtigem
Stirnrunzeln warnt' er mich, daß mich bedäuchte
Als hört' ich Dich.

Granvel. So wird das Sprichwort wahr,
Daß Narrenmund die Wahrheit redet.

Kaiſer. Wie meinſt Du das?

Granvel. Uns habt Ihr nie geglaubt,
Wenn wir Euch baten, auf der Hut zu ſein
Vor Eurem Moritz: wohl! ſo glaubt denn jetzt
Der allgemeinen Stimme des Gerüchts!
So glaubt dem ängſtlich zögernden Verdacht,
Der nächtlich ſchon das bange Land durchzieht
Und Moritz' Namen an die Pforten ſchreibt —

Narr. Soll ich Licht anmachen, Gevatter? Es iſt bloß, damit Ihr beſſer leſen könnt.

Kaiſer. Ich glaub' an kein Gerücht. Ich hab' erfahren,
Aus welchem Nichts die ſchnöde Lüge ſich
Zuſammenballt; ich weiß, wie gern die Schlange
Des Neides ſich auf unſre Lorbeern legt,
Und unſre liebſten Blüthen uns begeifert.
Der hat ſich ſelbſt verloren, der dem Urtheil
Der blöden Welt Gewalt giebt über ſich
Und an des Pöbels Hirngeſpinſte glaubt.
Ich ſage Dir, ich glaub' an kein Gerücht.

Narr. Und ich an jedes, da glauben wir beide gleich viel.

Granvel. Nun denn, mein Fürſt! So glaubt der Wirklichkeit,
So glaubt den Thaten, die er ſelbſt gethan!
Denkt an den Brief, den Ihr in Augsburg jüngſt
Von ihm bekamt! Denkt an den Ungeſtüm,
(Obwohl es Schlimmres war, als Ungeſtüm)
Mit dem er mich, den Boten ſeines Kaiſers,
Entlaſſen hat!

Kaiſer. Das iſt es, ſiehſt Du wohl?
Du biſt ihm böſe, weil er Dich etwas heftig
Entlaſſen hat! Und doch im Grunde war es
So unrecht nicht. Er hatt' es gut gemeint,
Er wird gedrängt von Freunden und Verwandten;
Ich hätt' ihm wohl ein wenig gnädiger
Antworten ſollen, und es thut mir leid,
Daß ich zu willig Deinem Rath gefolgt.
Auch kenn' ich Deine Art, Du haſt vermuthlich
Noch einen ſchlimmeren Beſcheid gegeben,
Als Du ihn ſelbſt aus meinem Mund empfingſt:
Du mußt nach Spanien, zur Inquiſition.

Granvel. Ich lieb' ihn nicht —

Kaiſer. (mit Heftigkeit, doch mürdig.) Ich aber thu' es, ich!
Dein Herr und Kaiſer! und ich will, daß man
Nichts Böſes mehr von ihm mir hinterbringt!
(Aufſtehend, einige Schritte auf- und abwandelnd, dann ſtillſtehend.)
Es iſt was Seltnes, daß man Menſchen findet,
Urſprünglich, kraftvoll, wie die ewige
Natur ſie ſchuf. Die Meiſten ſind verhunzt,
Nicht erſt durchs Schickſal, meiſt ſchon durch ſich ſelbſt,
Weil ſie den Muth nicht haben, das zu ſein,
Was ſie zu ſein gelüſtet: arme Nullen,
Die man halbwegs mit naſſem Finger löſcht.
Er aber iſt als Liebling ausgezeichnet
Des ew'gen Schickſals, daß er offnen Aug's,
Mit ſicherm Tritt und aufgehobnem Haupt,
Auf Pfaden geht, wo Andern ſchwindlig wird:
Er, von dem Gift der Menſchen unberührt,

Noch ohne Runzeln auf der Stirn und ohne
Falten im Herzen, unbekannt mit den
Verhängnißvollen Windungen des Lebens,
Und mir mit freier Liebe zugethan.
Als sich die Fürsten Deutschlands wider mich
Empörten, wem verdank' ich es, als ihm,
Daß dieser wüste Sturm der Leidenschaften
Doch meines Thrones heil'ge Vesten nicht
Erschüttert hat? Und darum glaub' ich ihm,
Und biete trotz dem Zischeln der Verläumdung!

Granvel. Doch wißt Ihr auch, daß er ein Heer versammelt?

Kaiser. Ich weiß es; denn ich selbst befahl es ihm.
Zu meinem eignen Beistand soll es sein,
Um mit Gewalt, wenn's nicht in Güte geht,
Die Aenderung des Reiches durchzusetzen,
Die ich bezwecke. Wenig Tage noch
Und meines Strebens Gipfel ist erreicht.
Was Wahlgesetz! Was Capitulation!
Auf eigne Pfeiler bau' ich meinen Thron,
Den Thron der Welt! Gott hat ihn mir beschieden:
Die Welt für mich! dann für die Welt der Frieden!

Granvel. So ist Euch auch vermuthlich dies bekannt,
Daß diese Truppen, welche Moritz führt,
Sich schon der Grenze nähern von Tyrol?

Kaiser. (rasch.) Der Grenze von Tyrol? Du sprichst im Traum.

Granvel. Es giebt bedeutungsvolle Träume, mein
Durchlaucht'ger Fürst. Denkt, dieser sei davon!
Ihr seid allein, in einem fremden Land,
Nichts ahnend, ungerüstet —

Kaiser. Heda, Narr,
Sing' mir ein Lied! Mir thun die Ohren weh.

Narr. Gleich, Gevatter. Was für ein Lied wollt Ihr haben? Ich kann viele schöne Lieder: aber für Ohren, die weh thun, kann ich keins, da müßt Ihr Kastraten singen lassen, oder Hofleute. Aber hört zu, Gevatter: das ist ein Lied, so weich wie Oel, aber Euch wird es doch krahen.

(Singt.)

Wenn die Sonne scheint,
Wenn die Sonne scheint,
Schmilzt der Schnee;
Wenn mein Mädel weint,
Wenn mein Mädel weint,
Sag' ich Ade!
Rothe Rosen, rothe Rosen,
Warum welkt ihr doch so bald?
Warme Herzen, warme Herzen,
Warum werdet ihr so kalt?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Selden, in großer Eil' eintretend.

Selden. (auf den Kaiser zueilend.) Mein gnäd'ger Fürst —

Kaiser. Was hast Du? Du bist bleich?

Narr. Gebt Acht, Gevatter: das ist der zweite Vers von meinem Liede, der nun kommt —

Selden. Wie, gnäd'ger Fürst? führt hier der Narr das Wort,
Indessen schon der Donner der Entscheidung
Mit dumpfer Stimme aus den Wolken spricht?
Moritz von Sachsen —

Kaiser. O ich bitt' Dich, schweig!
Du hast wohl auch wo zwei Gevatterinnen
Oder 'nen armen Lanzenknecht behorcht,
Der aufgeregt von seinem Stübchen Wein,
Ein Schelmenlied auf meinen Moritz sang?
Ich kenn' die Quellen Eurer Politik.

Selden. Nein, theurer Herr. Entschieden hat die That!
Zerrissen ist von Moritz' eigner Hand
Das unglückselig künstliche Gewölk,
Das unsre Sinne trügerisch umwob.
Der Blinde selbst wird sehend, frei zu Tage
Liegt die entsetzliche Geburt der Nacht:
Moritz hat Euch verrathen!!

Kaiser. Nein! nein! nein!
Es kann nicht sein: und wenn es könnte, dennoch —
Es soll nicht sein! es soll nicht, sage ich!

Narr. Du sollst aber nicht, sagte die Maus zur Katze. Ei freilich sollt ich nicht, antwortete die Katze — aber es schmeckt mir.

Selden. Es ist, mein Kaiser! Dieses Haupt zum Pfand,
Daß ich die Wahrheit melde! Wie von Flügeln
Der Nacht verhüllt, hat Moritz seine Truppen
Bis an den Eingang von Tyrol geführt;
Schon ist von Waffen jeder Paß gesperrt,
Schon in den stillen Thälern dieses Landes
Entfaltet sich das Banner der Empörung!
Und westwärts drängt raubgierig der Franzose,
Mit welchem Moritz sich verbündet hat —

(Der Kaiser verhüllt schweigend sein Haupt.)

Granvel. Doch welchen Grund zum Aufruhr giebt er an?

Selden. Die Haft der Blutsverwandten, die gedrohte
Veränderung des Reichs, vor Allem aber,
Weil er die Freiheit, sagt er, retten muß.

Kaiser. (nach einer Pause, langsam, schmerzlich, aber groß, wie hier überhaupt alles weichherzige Gejammere zu vermeiden ist.)
O Freiheit, Freiheit, lockende Sirene,
Die Du die Herzen meines Volks verführst:
Wer bist Du denn, die Du mit Schmeichelworten
Den liebsten Freund von meiner Brust mir stiehlst?

Was ich gebaut, Du ſtürzeſt es in Trümmer,
Was ich geſät, Dein Feuer frißt es auf —
Komm, zeige Dich! Ich fühle ein Gelüſte,
Dein viel beſungnes Angeſicht zu ſehn!
Iſt ſolch ein Ding, wie Du — Komm! tritt herein!
Ich bin ein Greis — mein Haupt wird kahl — ich wanke
Dem Grabe zu — tritt her! ich wage dennoch
Mit Dir den letzten, ungeheuren Kampf
Um den alleinigen Beſitz der Welt!

Granvel. Denkt nicht an Kampf, denkt erſt an Sicherheit —
(Sturmglocken.)

Selden. Horch da, ſie läuten —

Granvel. Es iſt Sturm —
Der Himmel ſteht in Glut —

Kaiſer. Es iſt der Abend,
Die Sonne ſank, mein holder Tag erloſch:
Ich denke wohl, es wird der Abend ſein!

Selden. Nein, dies ſind Flammen einer Feuersbrunſt —
O gnäd'ger Herr —
(Kanonen.)

Granvel. Die Lärmkanone kracht —

Narr. Wer nun eine Pelzkappe hätte, Gevatter. Aber es iſt doch nicht ſo leicht, ein Narr zu ſein, als ich dachte.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein kaiſerlicher Hauptmann.

Hauptm. Der Feind! der Feind! Auf, rettet Euch, mein Fürſt!
Die Ehrenberger Schanzen ſind geſtürmt. —
Befehlt, wohin der Rückzug gehen ſoll:
Denn allzuſchwach ſind wir zum Widerſtand.

Selden. Nichts da von Rückzug! Hier iſt Euer Platz —
Schwach oder ſtark: wer hält ſein Blut zu theuer,
Es hinzugeben für die Sicherheit
Des Kaiſers, unſers Herrn?

Hauptm. Wie Ihr befehlt.
Die Straße nach Italien iſt frei; die Loſung
Für uns iſt Tod! Gott ſegne Eure Flucht!
(ab.)

Narr. (ihm nachrufend.) He, Du, beſtell mir einen Platz im Himmel, ich glaube, Du wirſt Dir heute zwei verdienen.
(Hörner hinter der Scene.)

Selden. Das ſind die Hörner unſrer Feinde! fort!

Granvel. Ihr müßt entfliehen, mein Durchlaucht'ger Herr —

Kaiſer. Ich fliehe nicht! Ich will nicht überleben
Dies klägliche, dies Ende meines Glücks!

Selden. Es giebt noch Schlimmres, als den Tod allein,
Mein Kaiſer: wollt Ihr als Gefangner leben?

Granvel. Friſch, faſſet Muth! Entfliehet! Gönnt dem Verräther
Nicht dieſe volle Freude des Triumphs —

Selden. Ihr müßt, mein Kaiſer: Fackeln! Fackeln her!
Die Riegel vor!
(durch die Mittelthüre treten Bewaffnete mit Fackeln.)

Granvel. Doch wohin lenken wir
Des Trauerzuges unglückſel'ge Spur?

Selden. Nach Villach zu, dort iſt der Weg noch frei.
(der Hauptmann in die Mittelthüre tretend mit gezogenem Schwert.)

Hauptm. Sie ſtürmen ſchon die Brücke — rettet Euch!
Bald iſt der letzte Mann von uns gefallen!
Fort, rettet Euch!

Granvel. (ab.) Die Kugeln pfeifen an
Die Mauern, fort!

Kaiſer. Was macht Ihr? Laßt mich hier?
Hier ſank mein Stern — ich ſinke mit — o Moritz,
Moritz, mein Sohn! Du haſt mir weh gethan!

Selden. (zu den Bewaffneten.) Kommt! tretet dicht an Euren Herrn heran!
Zieht Eure Schwerter! Mann für Mann! Wir ſchirmen
Das Allerhöchſte Haupt der Chriſtenheit!

Granvel. Kommt, theurer Kaiſer!

Selden. Kaiſer?! Still! ein Traum!
(Alle, in tumultuariſchem Gedränge, mit wehenden Fackeln, vorgehaltenen Schwertern, durch die Seitenthür ab; bis auf den Narren, der allein zurück bleibt.)

Fünfter Auftritt.

Der Narr allein. Später Moritz, Albrecht, Carlowitz und Soldaten. Hinter der Scene abwechſelndes Schießen und Hörnerklang, der ſich immer mehr nähert.

Narr. Ich will nicht mit gehn, ich will hier bleiben. Ich mag es nicht ſehen, wie ſie einen Kaiſer lebendig zu Grabe tragen. O großer, großer Kaiſer! — Und ich bin ja nur ein Narr; ſie würden fragen, was der Narr will, wo ſie für ihren Kaiſer ſterben. Denn es giebt auch eine Ariſtokratie des Todes. Pah, (ſich in den Lehnſtuhl werfend.) dieſer Stuhl iſt weich: der Kaiſer geht zu Grabe und der Narr wird des Kaiſers Erbe. Nun kommt her zu mir, Ihr Thorheiten der Erde! Der Narr iſt Kaiſer und Euer luſtiges Regiment beginnt. Nun komm, fuchsſchwänzelnde Schmeichelei — Du wedelſt? Gut, Du ſollſt Miniſter werden. Und Du mit der nackten Bruſt, Lüſternheit, Verbuhlte! ah, Du ſollſt mein Bettmeiſter ſein, und wenn wir alt werden, warte nur, dann bauen wir Kirchen mit einander. Mummenſchanz, Würfelſpiel: Ihr ſollt Volkslehrer werden! Ihr erzieht gehorſame Unterthanen, friſch zu! und die Weichlichkeit und

das Gliederdehnen — ah, ich werde ein glückſeliger Kaiſer ſein!

(Hinter der Scene:)

Moriz. Ergebt Euch!

Albrecht. Schlagt ſie todt!

Eine andre Stimme. Zurück!

Eine vierte. Marſch! Marſch!

(Degen klirren hell vor der Thür.)

Albrecht. Schlagt ſie in Stücke! brecht die Thüren ein!

(Die Mittelthür bricht ein.
Albrecht, nach ihm Moriz, mit Soldaten, dringen fechtend ein.)

Albrecht. Halloh! halloh! Wo iſt der Kaiſer? (auf den Narren eindringend.)
Fahre
Zur Hölle, Schuft! (ſticht ihn.)

Narr. (zuſammenbrechend.) Ah, mein Kaiſer! Gute Nacht, Narr! Der Kaiſer iſt entflohen. Ich bin der Narr — und Du biſt (mit gellendem Lachen.) angeführt — (Stirbt.)

Albrecht. Ein Narr! Ein bloßer Narr!

Moriz. (hinzutretend.) Wozu dies Blut? Pfui, ſteck den Degen ein,
Das war kein ritterlicher Streich von Dir. —
Todt, armer Narr? Ich hab ihn wohl gekannt:
Er war was Beſſres werth — und dennoch, dennoch,
Was will er mehr? Er ſtarb 'nen guten Tod. — —
Tragt dieſen armen Schelm hinaus: und ſorgt,
Daß ihm ein ehrliches Begräbniß wird.

(Carlowitz tritt ein.)

Wie ſteht's mein Freund?

Carlowitz. Sieg, mein Durchlaucht'ger Herr!
Der letzte Mann des Kaiſers deckt den Sand,
Wir haben keinen Feind mehr zu bekämpfen;
Er ſelber hat gen Villach ſich geflüchtet.

Moriz. Schnell! laß die Kerker öffnen! führe die
Gefangenen, die Freunde meines Bluts,
Die langvermißten, an mein Herz zurück!
Mit dieſem Auftrag lohn' ich Dein Verdienſt.

Carlowitz. Ich eile, gnäd'ger Herr.

(ab.)

Moriz. (in hoher Freude.) O Albrecht, Albrecht!
Komm an mein Herz! Das ſind ſie, ja! da kränzen
Sie duftig und die kampferglühte Stirn,
Die Lorbeern dieſes märchenhaften Zugs!
Die Macht des Kaiſers iſt geſprengt; ich habe
Die Augen eingedrückt, damit ich nur
Die theuren Banner nicht erblickte, denen
Ich ſonſt gefolgt und die ich heut bekämpft.
Es iſt vorbei — ich habe Blut gekoſtet:
Mein ſchwellend Herz, gleich einem jungen Leu'n,
Hat ſich in Freiheit, wie in Blut berauſcht —

Albrecht. Ei was Phantaſt! Laß mir die Kehle los!
Was kümmern mich die Freiheit und Dein Herz?

Ich will mal erſt ein wenig plündern gehn —
Kommt, wackre Jungens! ſteckt das Neſt in Brand!

(Ab mit den Soldaten, durch die Seitenthüre. Gleichzeitig durch die Mittelthür treten Philipp und Johann Friedrich ein, in einfacher, faſt ärmlicher Tracht, von Gerlewip und andern Edelleuten ehrfurchtsvoll begleitet, die ſich beim Beginn des folgenden Geſprächs zurückziehen.)

Moritz. (ihnen entgegeneilend ſie umarmend.) Mein theurer Vater! mein geliebter Ohm!
Ihr ſeid befreit, ich küſſe Euch die Hand —
Befreit durch mich! O nun iſt Alles gut,
Nun lächelt mir auch meine Anna wieder —

Philipp. Ein ſchöner Herr — ich glaub ich kenne ihn,
Doch weiß ich nicht mehr, wo ich ihn geſehn —
Mein alter Kopf! Sagt, waret Ihr das nicht
Der ſeinen Schwiegervater im Gefängniß
Vermodern ließ? Es war ein wackrer Mann,
Man nannt' ihn Philipp — ich bin ſein Geſpenſt —
Was wollt Ihr mit Geſpenſtern?

Moritz. (erſchrecken, zweifelnd.) Ew'ger Gott —
Was iſt dies, Oheim? Wie verſteh' ich dies?

Friedrich. Das frag' ich Euch. Erklärt uns erſt dies Blut,
Sagt erſt, von wannen dieſe armen Leichen,
Die wider Euch empor zum Himmel ſchrein —

Moritz. Wohl, hört mich an —

Friedrich. O nein, ich weiß es ſchon:
Zuerſt dem Kaiſer habt Ihr uns verrathen,
Nun an den Kaiſer kam die Reihe ſelbſt.
Gelt, es geht gut? Ich hab es mir gedacht,
Ihr würdet wohl das Handwerk weiter treiben —

Moritz. Was meint Ihr, Oheim? Sagt Ihr das zu mir?
Was thu' ich denn, als was Ihr auch gethan?
Beſinnet Euch, ich wandle Euren Pfad —

Friedrich. Nein, nicht den unſern! Unſer Weg war grad,
Vom heitern Angeſicht des Tags beſchienen,
Wir kämpften einen ehrlich offnen Kampf:
Du ſchleichſt auf krummen Pfaden durch die Nacht,
Die Wurzel Deiner Lorbeern heißt Verrath:
Wir haben warlich keinen Theil an Dir!

Moritz. Nun denn, bei dieſem blutbefleckten Schwert!
Ward ich Verräther, ward ich es um Euch!
Ihr ſeid der Preis, den ich mit tauſend Aengſten
Von meiner Seele rang! Um Euretwillen
Hab' ich mich blind in dieſen Kampf geſtürzt!

Friedrich. Ich dank' Euch nicht. Lieber die Kette trag' ich,
Als daß ich frei will werden durch Verrath.

Moritz. Ihr dankt mir nicht? Es ſei, ich bins gewohnt,
Ihr habt mir ja auch damals nicht gedankt,
Als ich dem Beil des Henkers Euch entriß.
So dankt mir nicht! Es ſei kein Dienſt geweſen,
Den ich erwies, es ſein nur eine Schuld,

Die ich bezahlte. Dies iſt abgemacht.
Allein noch giebt es einen andern Preis,
Der neben Euch, ja mehr ſogar, als Ihr,
Zu dieſem Kampf mein zaudernd Herz geſpornt.
Schlagt ein, Herr Vater! reicht die Hand, mein Ohm!
Es iſt die Rettung, die gemeinſame,
Des allgeliebten, theuren Vaterlandes
Von fremdem Unrecht, ſpan'ſcher Tyrannei —

Philipp. Wie iſt mir doch? O Schade, mein Gedächtniß
Wird ſchwach. Mir iſt, als hätt' ich ſelber dies
Einmal geſagt —

Friedrich. Ich nehme keinen Theil,
An einem Werk, das mit Verrath begann.

Moritz. Ich bitt' Euch, Herr: ſo denkt doch nur zurück!
Es gab 'ne Zeit, da batet Ihr mich ſo,
Wie ich jetzt Euch —

Friedrich. Und baten Euch umſonſt,
Und büßten es, daß wir umſonſt gebeten,
Mit jahrelanger, unerhörter Haft —
Nun fühlt auch Ihr ein wenig, wie das thut,
Wenn man umſonſt ein eiſern Herz beſchwört!

Moritz. Wohl denn, Herr Ohm: wollt Ihr mich züchtigen —
Ihr habt's erreicht! Ich bin beſchämt: doch nun
Laßt's auch genug ſein! Ich war jung, leichtgläubig,
Die Menſchen hielt ich beſſer als ſie ſind,
Und dachte noch, man könnte rein ſich halten
Vom Peſtgeruch der todeskranken Zeit —
Ich thu' es nicht mehr! Eine ernſte Schule
Hat mich belehrt: ſo laßt mich nicht entgelten,
Daß ich nicht gleich als weiſer Mann zur Welt
Gekommen bin. Schlagt ein! Es gilt der Freiheit
Und unſerm Recht! — Es gilt dem Deutſchen Reich!

Philipp. Was iſt das Reich? Mich hat es arm gemacht,
Nun laßt die Reichen ſorgen, ich bin müd.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. **Carlowitz.** Später der **Oberſt v. Heideck.**

Carlowitz. Ein Abgeſandter Seiner Majeſtät
Erſucht Euch um Gehör —

Moritz. Heiß ihn verziehn —

(Carlowitz ab.)

Und war dies wirklich Euer letztes Wort?
Soll ich der Stunde fluchen, da für Euch
Mein gutes Schwert aus ſeiner Scheide flog?!

Friedrich. Ihr habt's gehört — Geht! ſucht Euch Bundesgenoſſen,
Die nicht erröthen, neben Euch zu ſtehn —

(Hinter der Scene Waffenklirren. Obrist v. Heideck, mit gezogenem Degen, kurzt herein. Die ganze Scene, bis zum Schluß des Akts, muß rasch und energisch gespielt werden.)

Heideck. Zu Hilfe, gnäd'ger Herr! Das Regiment
Von Reifenberg hat sich empört —

Moritz. O Freiheit!
Freiheit! So lohnst Du meine Opfer mir!
(Moritz mit Heideck ab.)

Friedrich. Was wollt Ihr thun?

Philipp. Je nun, was soll ich thun?
Ich will nach Cassel und will Hasen jagen;
Es ist mir fast, als wär' ich alt geworden.

Friedrich. Ich bleibe hier, bis mich ein Spruch des Kaisers
Aus meiner Haft befreit.

Philipp. Wie's Euch gefällt:
Ich wollte nur, ich wäre erst zu Haus
Und hätt' das Alles einmal ausgeschlafen.
(Beide ab.)

Siebenter Auftritt.

Moritz. Carlowitz. Albrecht. Später Selden.

Moritz. (im Hereintreten.) An die Kanonen! Legt die Lunten auf!
Und wer sich rührt im Gliede, wird gehängt!

Albrecht. Du bist zu streng, das duldet kein Soldat;
Wer kämpfen soll, der muß auch plündern dürfen.
Das ist Soldatenrecht.

Moritz. (ohne auf ihn zu hören.) Ruft den Gesandten
Des Kaisers mir herein!
(Carlowitz ab.)

Albrecht. Was soll dies? He?

Moritz. Will Friede schließen.

Albrecht. Friede? Sieh Dich vor:
Du darfst nicht Friede schließen ohne mich!
Ich will noch keinen Frieden — sieh Dich vor!
(Selden in Carlowitz' Begleitung, tritt ein.)

Moritz. (verneigt.) Willkommen, werther Herr. Wir sehen uns
In einer Weise, die wir nicht gewohnt.
Die Sterne gehen ihren Gang — es thut mir leid —
Was bringt Ihr, werther Kanzler?

Selden. Seine Majestät,
Wiewohl im tiefsten Herzen schwer verletzt,
Wünscht Unterhandlung —

Albrecht. Unterhandlung? Pah!
Wem sagt Ihr das, lebend'ges Tintenfaß?
Ich will und mag mit Euch nicht unterhandeln —

Selden. Noch ich mit Euch. Nur Euch, (zu Moritz.) Durchlaucht'ger Herr,
Läßt meines Kaisers Majestät ersuchen,

Daß Ihr nach Paſſau einen treuen Mann
Entſenden wollt, zum Tag der Himmelfahrt,
Um über dieſen jammervollen Krieg
In Eurem Namen gütlich zu verhandeln.

Albrecht. Nichts da von Güte! Ich verwehr' es Dir,
Du darfſt es nicht! Ich bin Dein Bundsgenoß —

Moritz. Nach Paſſau ſchick' ich. Bis zur Himmelfahrt
Sei Waffenſtillſtand. Sagt dies Eurem Herrn,
Und lebet wohl.

(Selden ab.)

Albrecht. Pfui Dir, das iſt nicht brav!
Willſt Friede machen ohne mich? Iſt das
Der große Vortheil, den Du mir verheißen?
Iſt das die Freiheit, die Du mir gerühmt?
Du dachteſt wohl, ich ſei Dein Affe nur,
Der Bruder Narr in Deinem Puppenſpiel,
Den Du am Faden lenkſt, wie Dir gefällt?
Nein, ſag' ich Dir! ſo war das nicht gemeint:
Ich fleh' für mich! und werfe Dir den Handſchuh
Ins Angeſicht und kündige Dir Krieg,
Krieg bis ans Heft, Du treulos falſcher Freund!

Moritz. Schweig, hör' mich an.

Albrecht. Nichts da, ich will nichts hören!
Ich haſſe Deine Politik! ich haſſe
Dies feige tintenkleckſende Geſchlecht!
(auf den Degen deutend.) Das iſt die Feder, die die Welt regiert!
Mit dieſer wird mein Friedensſchluß dictirt!
Ins Feld! ins Feld! Laß ſehen wen es trifft:
Deins oder meins — Blut ſei die Unterſchrift!

(ab.)

Moritz. (nach einer kurzen Pauſe, in ſchmerzlichſter Zerknirſchung.)
O Carlowitz, ich hatt' es gut gemeint —
Und doch, nicht wahr? Wir haben uns (ſeinen Schmerz unterdrückend, tonlos.) geirrt!

(Gruppe. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

(Kaiſerliches Zimmer in Nürnberg.)

Erſter Auftritt.

Der Kaiſer. Selden, am Arbeitstiſch. Es brennt Licht.

Kaiſer. Iſt der Vertrag mit Moritz aufgeſetzt?

Selden. Ja, Majeſtät. Ihr ſichert Seiner Gnaden
Vergeſſenheit des Vorgefallnen zu,

Beſtätigt die Freilaſſung der Gefangnen
Und nehmt die ausgeſprochne Acht zurück.
Die traur'ge Spaltung der Religion
Wird anerkannt, als ein berechtigt Ding,
Und gleich in Zukunft wiegen die Partei'n,
Bis daß ein einig chriſtliches Concil,
(Vorausgeſetzt, daß je dergleichen ſich
Verſammeln wird) den alten Zwiſt verſöhnt
Die Ordnung dieſes Reichs wird nicht verändert;
Die Krone erbt Eu'r Bruder Ferdinand,
Dazu berufen durch der Fürſten Wahl,
Und Spanien bleibt ohne Theil am Reich.
Die Abtretung von Toul, Verdun und Metz,
Beſtätigt Ihr, bis daß in beſſern Zeiten
Glück oder Schwert ſie wieder löſen wird —
Und gebe Gott, daß dieſe Zeit nicht fern!
Dies iſt die kurze Summe des Vertrags,
Nichts fehlt daran, als Eure Unterſchrift.

Kaiſer. Reich' her das Blatt: wie weit iſt's in der Nacht?

Selden. 's iſt Mitternacht —

Kaiſer. Da trennt ſich Tag von Tag,
Und ſo mit dieſem Einen Federzuge
Trennt ein Geſchlecht ſich von dem andern heut,
Daß weit hinaus, bis in die fernſten Zeiten,
Der finſtre Abgrund dieſer Stunde klafft.
O dieſe Lettern werden mir ſo ſchwer!

Selden. Ihr ſchenkt der Welt den Frieden, gnäd'ger Herr.

Kaiſer. Den Frieden, ja: auf künft'gen Krieg gebaut.
Ich höre ſchon, wie künftig alles Elend,
Das aus der Zwietracht der Parteien keimt,
Auf dieſe Stunde ſich berufen wird,
Wo ſie der Kaiſer ſelber anerkennt;
Ich höre ſchon, wie Schwert an Schwert ſich wetzt,
Und blut'ge Bilder künftiger Gefechte
Seh' ich auf dieſem kleinen Blatte ſtehn!
Mein ganzes Leben hab' ich dran geſetzt,
Daß eine Stunde nicht, wie dieſe, käme;
Nun iſt ſie da, nun fordert ſie ihr Recht!
Wohlan, es ſei — da ſteht mein Name, ſo:'
Das war das Letzte, das ich unterſchrieben —

Selden. Das Letzte? Wie, mein Fürſt? Verſteh' ich recht?
So ſeid Ihr ganz entſchloſſen, ganz bereit,
Den letzten Schritt, den äußerſten, zu thun?
Entſagen wollt Ihr der gewohnten Macht,
Hinunterſteigen von dem goldnen Thron,
Dem köſtlichſten der ganzen Chriſtenheit —?

Kaiſer. Ich muß, mein Selden. Meine Zeit iſt um.
Ein neuer Geiſt erfüllt die alte Welt,

Ein andrer Thron erhebt ſich über mir,
Ein andrer Gott zieht in den Himmel ein:
Und keinen Raum mehr hat die Welt für mich.

Selden. Ihr ſeht zu trüb. Den Doppelſinn des Glücks
Habt Ihr erfahren. Faſſet Muth.

Kaiſer. Ich klage
Das Glück nicht an: mein Schickſal war ich ſelbſt.
Ich kämpfte mit dem Willen des Jahrhunderts
Und wollt' es zwingen, meine Bahn zu gehn:
Ein Gott im Himmel, Eine Kirche, Ein
Kaiſer auf Erden, Ein allwaltender —
Das war die ſtolze Wurzel meiner Kraft.
Und ſie zerbrach! 's iſt Phaetons Geſchick:
Die Sonnenpferde der Geſchichte ſchleudern
Aus meiner Höhe bäumend mich herab!
Zerſchmettert lieg' ich! brauſend über mir
Geht der Triumphzug einer neuen Zeit —

Selden. Verſucht's noch einmal, theurer Herr. Die Welt
Gehorcht am Liebſten der gewohnten Hand.
Springt auf noch einmal! Greift noch einmal wieder
In die gewalt'gen Speichen des Geſchicks —

Kaiſer. Umſonſt! umſonſt! Es wälzt ſich über mich:
Ich bin beſiegt. So ſcheid ich, ohne Schmerz.
Denn freudlos war das Leben, das ich führte:
Auf meinem Thron, wie ſtand ich ſo allein!
In meinem Glück, wie war ich ſelbſt ſo arm!
Glaub mir, mein Freund: kein allerärmſter Sklave
Hat es ſo ſchlecht gehabt, wie ich. Frohlockend
Jetzt von mir werf' ich dieſe goldnen Laſten
Der Majeſtät: ich bin ein Leben ſatt,
Deß beſter Inhalt doch ein Irrthum war.

Selden. Es iſt das Loos des Menſchen, daß er irrt.

Kaiſer. Ja: und an ſeinem Irrthum untergeht.
Drum laß mich ſcheiden. Mögen Andre beſſer
Den Athemzug der jungen Zeit verſtehn!
O ich beſchwör' Euch, künftige Regenten,
Die Ihr in Eurer zugeſchloſſnen Hand
Das Schickſal künft'ger Millionen tragt:
Verſäumt es nicht, mit liebevollem Neigen
Das Ohr zu legen an die Bruſt des Volks!
Verkennet nicht das ungeduld'ge Hüpfen
Der ungebornen Freiheit! Ueberhört
Das leiſe Flüſtern in den Zweigen nicht,
Wenn ſie der Athem der Geſchichte rührt!
Ich hab's gethan, ich büße meine Schuld. —
So lebe wohl! Es iſt zum letzten Mal:
Reich' mir die Hand — leb' wohl und denk' an mich!
Viel trübe Nächte haben wir durchwacht,

Viel heiße Tage mühsam überwunden
Und manche Noth und manchen Schmerz getheilt:
Ich danke Dir! Du warst ein treuer Freund.

Selden. Mein theurer Herr —

Kaiser. Nun gute Nacht, mein Selden.
Ist Niemand hier? Sieh her, der Page schläft:
So leucht' ich selber Dir hinab.

Selden. Mein Fürst —

Kaiser. Laß ein Gedächtniß diese Nacht Dir sein
Von unsers Glückes flücht'gem Unbestand.
Ich, jüngst noch Kaiser, Herr der halben Welt,
In dessen Reich die Sonne niemals sank,
Hab' Keinen jetzt, der mir die Kerze trägt.
Vergiß es nicht: Dein Kaiser hat's gethan!
Und siehst Du Menschen in des Lebens Pracht,
Vom Volk vergöttert, angestaunt vom Neid:
Denk an den Kaiser, der die Kerze trägt!
(Der Kaiser begleitet Selden an die Thür: Nimmt Abschied. Dann zurückkehrend, ans Fenster tretend.)
Welch milde Nacht! Leis wallend, durch die Luft,
Gleich den Gedanken eines Betenden,
Die goldnen Sterne wandeln ihre Bahn
Und schaun mich hell mit Friedensaugen an,
Als sagten sie: Wie nun, Du armer Mensch?
Was grämst Du Dich? Du häuftest Tand auf Tand
Und bautest Thorheit über Thorheit auf —
Was grämst Du Dich? Hier oben wandeln wir,
Und wissen nichts von Deinem kleinen Schmerz! —
Glückselige Sterne! ewig ungetrübt,
Neidlos ausgießend das geliebte Licht,
Fühllos sogar, nicht wissend, daß sie sind —
Ich muß vergessen, daß ich Kaiser war! — —
(vom Fenster zurücktretend.)
Ich weiß ein Kloster in Hispanien:
Aus nacktem Fels, aus starrendem Gebirg,
Ein Felsen selber, thürmt es sich empor,
Schmucklos und kahl, mit dunklen Wölbungen,
Gleich einem riesenhaften Sarg. Das sei
Mein künftig Reich! In diesen Mauern ende
Sich ernst und schweigend meines Lebens Rest!
Lebendig dort, doch ein Gestorbener,
Todt für die Welt, nur lebend meinem Schmerz —
O Friede Gottes! Friede meiner Brust!

Zweiter Auftritt.

Der **Kaiser**, in Nachdenken versunken. **Moritz** ist, ihm unbemerkt, eingetreten; nach einer kleinen Pause, in der er ihn voll Innigkeit betrachtet hat, hervortretend, das Knie beugend.

Moritz. Mein Fürst! mein Herr!!

Kaiſer. (Ihn lang anſtarrend, taſtet, bebet, nicht zornig.) Was willſt Du?
Heb' Dich fort,
Ich habe Dich nicht rufen laſſen — Geh!

Moritz. Nein, ſieh mich an! Du biſt mein Herr und Fürſt,
Frei ſteh' ich Dir und friedlich gegenüber
Und ſcheu den Blitzſtrahl Deines Auges nicht:
So neig' Dich zu mir, höre mich!

Kaiſer. (immer abgewandt.) Was willſt Du?
Ich habe Dir das Feld geräumt; der Krone
Hab' ich entſagt, der Herrſchaft goldnen Stab,
Den ich geführt, da Du ein Kind noch warſt,
Mit Kreiſeln Du, wie ich mit Kronen ſpielend,
Um Deinetwill'n hab' ich ihn abgelegt:
Ich bin ein Mönch, ein Bettler, weiter nichts,
Der nichts beſitzt, als einzig ſeine Gruft —
Was willſt Du noch?

Moritz. Abſchied zu nehmen komm ich.
Es iſt mir nicht genug, daß unſre Schreiber
Frieden geſchloſſen auf dem Pergament:
Laß auch die Herzen wieder ſich verſöhnen!
Wir haben Jeder unſre Schuld gebüßt,
Es iſt kein Grund mehr, daß wir zürnen ſollen.
Du gehſt in's Kloſter, in die Schlacht geh' ich,
Wohin mich Albrecht ruft, der Feind des Reichs,
Feind des Geſetzes und des heil'gen Rechts,
Das ich vertheid'gen muß vor ſeinem Grimm!
Denn räuberiſch, ein losgelaſſner Wolf,
Durchzieht er plündernd das geliebte Land,
Brandſchatzt die Städte, ſchändet den Altar,
Ja ſelbſt mein Weib hat er als Geißel mir,
Ja meines Oheims Weib und die Urahne,
Die blinde Mutter meines Stamms entführt —

Kaiſer. Was ſchiltſt Du ihn? Er war Dein Bundsgenoß,
Von Dir hat er gelernt, wie man verräth:
So duld' es nun, trifft ſein Verrath Dich ſelbſt.

Moritz. Nein, nicht von mir! Zu dieſen Thaten nicht
Ward er durch mich genöthigt noch verführt!
Wo iſt das kleinſte Stückchen Land, o ſprich!
Der Baum, der Strauch, das Stäubchen in der Luft,
Das ich für mich in dieſem Krieg gewonnen?
Nicht für mich ſelber: für die neue Zeit,
Für die bedrohte Freiheit meines Volks
Hab' ich gekämpft — gekämpft, ſelbſt gegen Dich!
O glaube mir: es wurde mir nicht leicht!
Hätt' ich's vermocht, fürwahr! ich hätte lieber
Mein ſiedend Blut in Deines ausgeſtrömt,
Mit Jugenddrang Dein altes Herz zu wärmen!
Du haſt es nicht gewollt. Du ſelber haſt

Gewaltſam mich, den Zögernden, gezwungen
Und haſt das Schwert mir in die Hand gepreßt —

Kaiſer. Wohl es mag ſein: ich hatte dies verdient,
Doch nicht um Dich! Dies Eine thut mir weh:
Ich liebte Dich, den Einz'gen Dich von Allen,
Und baut' auf Dich — und Du, Du wirſt mein Feind!

Moritz. Niemals Dein Feind war ich! Du warſt mein Kaiſer,
Ich diente Dir, ich folgte Deinem Wink,
Die Spuren küſſt' ich, welche Du gegangen:
Doch biſt Du nicht der Erde höchſter Herr,
Biſt nicht der Geiſt, der ew'ge, der Geſchichte!
So zürne nicht und ſchilt mich nicht Verräther,
Weil ich ihm williger gedient als Dir!

Kaiſer. Doch glaubſt Du wirklich an die neue Zeit
Und an den Sieg, den endlichen, der Sache,
Für die Du kämpfſt?

Moritz. So wahr aus jenen Sternen
Das holde Licht zu uns herniederfließt,
So wahr mein Herz hat aufgeſchrien vor Qual,
Da mich das Schlachthorn mahnte wider Dich —
Ich glaube dran!

Kaiſer. (ſtille) Ich zürne nicht; leb wohl.

Moritz. Nein, reich die Hand, daß ich ſie küſſen darf.
Es iſt der letzte Abſchied, den wir nehmen,
Und niemals werden wir uns wiederſehn.
Wer kennt das Nächſte?! Ja vielleicht ins Rohr
Schon rollt die Kugel, die mich tödten ſoll —
Ich brauch' den Segen eines Manns, wie Du!

Kaiſer. Ich zürne nicht, in Frieden ſcheide, geh.

Moritz. Nein, reich die Hand mir, ich beſchwöre Dich:
Bei jenem Tage, welcher kommen ſoll
Und welchen Du nicht ſehen wirſt noch ich
Und den wir dennoch Beide ausgeſät,
Du widerſtehend, aber kämpfend ich:
Beim künft'gen Heil der kommenden Geſchlechter,
Bei Deines Namens Unvergeßlichkeit —
Reich mir die Hand! vergieb mir! ſegne mich!!

Kaiſer. (in hoher Faſſung.) Der Du die Seele mir zerbrochen haſt
Und haſt das Schwert mir auf die Bruſt geſetzt:
Doch in der Qual der fürchterlichſten Stunde,
Da ich von Dir mich hintergangen ſah,
Da ging der Stern mir der Erkenntniß auf
Und ich empfand es, daß die Krone nicht
Und nicht die Macht, die goldne, ſondern einzig
Der freie Geiſt, das iſt der Herr der Welt!
Ihm beug' ich mich: mit meinem Blute zwar,
Doch haſt Du mich gelehrt und unterwieſen

Und freudig ſteig' ich in's lebend'ge Grab:
Ich weiß ja doch, daß Einer bleiben wird,
Unſterblich Einer, der die Welt regiert,
Wenn Du und ich in Nichts längſt zerfielen:
Es bleibt der Geiſt, der heute mich entthront! —
Und alſo ſegn' ich Dich —

Moritz. (auf die Knie ſtürzend.) Mein Fürſt! mein Vater!

Kaiſer. Ich ſegne Dich — auf ewig: lebe wohl!
(Beide weich ab, nach entgegengeſetzten Seiten.)

Verwandlung.

Thurmgemach. Seitwärts ein Fenſter.

Dritter Auftritt.

Eliſabeth von Rochlitz. Sibylle. Anna, in Trauer, krank.

Eliſab. Man ſchließt uns ein, und legt die Riegel vor —

Sibylle. Faſt glaub' ich, daß ein Heer im Anzug iſt
Uns zu befreien. Die ganze Nacht ringsum
Von Feuern war der Horizont erhellt —

Eliſab. (mit innerem Beben.) Was mehr, mein Kind? die Städte waren das,
Die Dörfer, Schlöſſer, ja die Kirchen ſelbſt,
An deren Gluth ſich Albrechts Seele labt!
Denn dieſes danken wir dem Moritz auch,
Er hat die wilde Meute losgebunden,
Die mit gefräßig fürchterlichem Zahn
Jetzt in der Freiheit Namen uns verdirbt!
Das iſt die Frucht des doppelten Verraths,
Daß uns ein Albrecht überwältigen darf
Und darf gefangen halten deutſche Frauen!
Wer hindert ihn? Ich bin ein blindes Weib:
Friedrich iſt fern: Dein Vater iſt geſtorben —

Anna. (in ſchmerzlichem Nachſinnen.) Geſtorben — ja! Verwelkt vielmehr, verkümmert,
Als er ſein heimathliches Schloß betrat.
Die Kerkerluft, die ware, die hatte ihm
Das ſtolze Herz zerbrochen und zernagt,
Daß ſelbſt der Freiheit köſtliche Arznei
Es nicht mehr heilen konnte. Er iſt todt:
Ich hab' ihm nicht die Augen zugedrückt —
Bei ihm zu ſein, das wäre meine Luſt!

Eliſab. Das iſt nicht recht, daß Du den Tod Die wünſchſt —

Anna. Gut, gnäd'ge Frau, ich wünſch' ihn nicht: ich will
Geduldig ſein, um Eures Lächelns willen.
Und doch, und doch: ich fühle was hier innen,
Das unabläſſig, wie ein Todtenwurm,
An meinem gramzerknickten Herzen nagt —

(man hört einen Kanonenſchuß, dem bald, in Zwiſchenräumen mehre folgen. Die ganze Scene hindurch eines lebhaften und kräftigen Zuſammenſpiels.)

Sibylle. Ha, was war das?

Eliſab. Ein Schuß: vermuthlich hält
Albrecht Bankett, und gießet Wein, wie Blut,
In ſeinen Schlund.

Sibylle. (iſt ans Fenſter getreten) Die Wälle ſind beſetzt —

Anna. (in ängſtlicher Spannung) O laß mich ſehn —

Sibylle. Und dort, o Luſt! o Glück!
Dort aus dem Walde traben Reiter her —
O das ſind Moritz Farben!

Anna. (zuſammenſinkend.) Ah, mein Herz!

Sibylle. (immer am Fenſter.) Das iſt der Markgraf, ſieh! Auf hohem Roß,
Die Eiſenreiter führt er in die Schlacht —

Anna. Und ſiehſt Du nichts — nichts von dem Andern?

Sibylle. Nichts:
Die Kurfürſtlichen halten hinterm Wall —

Anna. Laß mich ans Fenſter!

Eliſab. Was? iſt das Dein Muth?
Iſt das der Haß, den Du ihm zugeſchworen
Bei Deines Vaters bleichendem Gebein?

Anna. O zürne nicht! es iſt doch mein Gemahl —

Eliſab. Er war's einmal: ein zwiefacher Verräther
Hat keinen Raum mehr in des Weibes Bruſt.
Laß' ihn dem Schickſal! wende Dich zu mir!
Verſchließ Dein Ohr dem Donner der Kanonen!
Es iſt nicht Dein Gemahl, es iſt Dein Feind,
Wir haben ihn verworfen und verflucht —

Anna. (hat ſich aufgerafft, iſt hinter Sibylle ans Fenſter getreten, aufſchreiend.)
Ha, dort! ich kenn' ihn noch — ſieh dort! o dort!

Sibylle. Du meinſt den Reiter mit dem ſchwarzen Buſch?
Er iſt der Vorderſte, ſein Schimmel dampft,
Jetzt von dem Roſſe ſpringt er und zu Fuß
Ins dichteſte Getümmel ſtürzt er ſich —

Eliſab. Es freut mich nicht, daß Moritz uns befreit.

Sibylle. Ringsum Getümmel! Pulverdampf! ein Knäuel
Von Fechtenden! Sie ſind hart an einander —

Anna. (in höchſter Bewegung knieend.) Geiſt meines Vaters: wenn ich Unrecht thu,
Daß ich für den, um deſſen armes Haupt
Die Kugeln jetzt, die mörderiſchen, fliegen
Mein zitterndes Gebet gen Himmel richte —
Geiſt meines Vaters! wenn ich Unrecht thu,
Daß noch ein letztes kleinſtes Fünkchen Liebe
In dieſem leergebrannten Herzen glüht:
Verzeih' mir! zürne nicht! Ich muß ja doch,
Es iſt ja doch, es iſt ja mein Gemahl —
O ew'ger Himmel, ſchütz' meinen Gemahl!

Eliſab. Ich kann für ihn nicht beten —

Sibylle. Betet! betet!
Er war es ja, der meinen Friedrich mir
Errettet hat — o schütz' ihn, gnäd'ger Gott!
(von außen steigender Schlachtlärm.)

Anna. O gebt mir Flügel! Flügel! Laßt mich fort!
Ich muß ja auch sein, wo mein Moritz ist!

Elisab. Ich bete nicht —

Sibylle. Die Brücke fällt — Sieg! Sieg
Der Markgraf weicht —

Elisab. Ich wollt', es wäre anders —

Sibylle. Er sinkt! er fällt!

Anna. Wer? Wer?

Elisab. Dein Moritz —

Anna. (umstürzend, im Todesschrei.) Ah!

Sibylle. Er rafft sich auf — die Thore stürzen ein —
Der Schloßthurm brennt —
(sich zur Anna umwendend.) O armes, theures Kind!
Sie stirbt! sie stirbt!! Weh, welch ein Wiedersehn!

Vierter Auftritt.

Die **Vorigen. Moritz**, verwundet, die Schärpe vor der Brust zusammenpressend, mit gezogenem Degen, stürzt herein; ihm nach **Carlowitz, Heideck, Soldaten.**

Moritz. Anna! mein Weib! wo bist Du? Meine Anna!!

Sibylle. (auf die Hingesunkene deutend.) Sie war es —

Moritz. (neben ihr hinstürzend.) Todt?! Was? Meine Anna! Todt?!!

Sibylle. Ihr brach das Herz, da sie Dich sinken sah.

Moritz. (verzweifelnd.) Es darf nicht sein: nein, lebe, sprich!!

Anna. (sich langsam aufrichtend, ihn mit unendlicher Liebe ansehend, mit brechender Stimme.)
O Moritz —

Moritz. Nein, stirb noch nicht! noch brich nicht, theures Herz!
Noch sinket nicht, Ihr himmelssüßen Augen!
Anna, mein Weib — ich bitt' Dich, sieh mich an:
Du lächelst, ja! ich weiß, Du bist versöhnt!
Da, nimm den Ring! o bitte, nimm den Ring,
Du kennst ihn, nimm! damit der Tod uns traut.

Anna. (sich aufrichtend.) Ich bin versöhnt: hier meine kalte Hand:
An Deiner Brust — Dein Weib — bis in den Tod!

Sibylle. Sie sinkt, sie stirbt —!

Moritz. (sich neben der Leiche erhebend, die Schärpe, die seine Wunde bedeckt, abreißend, mit Entschlossenheit und gesteigerter Kraft.) Nun denn, so strömet hin,
Ihr warmen Bäche meines Bluts! — Der Tod
Löscht alle Schuld: Reicht mir die Hand, Ihr Alle,
Die Ihr dies ernste Leichenbett umsteht:
Ich habe nicht vollendet, was ich wollte,
Und mitten nun im Laufe sterb' ich selbst.
Und doch ich weiß, daß ich die deutsche Freiheit
Gerettet habe und das Vaterland,

Auf neue Stätten neuer Macht gestellt!
Was ich gefehlt, vergebt mir: lasset nicht
Den Unverstand an meinem Namen nagen!
Denn wie ich war, ich war doch Deutschlands Sohn.
Du aber wachs' empor aus meinem Blute,
O wachs' empor und rage durch die Welt,
Dann unsrer Freiheit, theures Vaterland! —

(zur Sibylle und Elisabeth.)

Lebt wohl — verzeiht mir! Anna — Anna —

(über ihrer Asche zusammenbrechend.)

Ich folge Dir! — —

Elisab. (sich erhebend, zu den Leichen hinsinkend, ihre Stirnen berührend, horchend.)

Still! Alles still! kein Athem — sie sind todt.

(Gruppe: Die alte Blinde über den beiden Leichen, hinter ihr Sibylle, zu den Seiten Carlewitz und Heideck, die Augen bedeckend, im Hintergrunde die Soldaten, ihre Gewehre umkehrend, die Fahnen neigend. Die Sturmglocke läutet und von der Feuersbrunst draußen fällt ein rother Schein auf die Bühne, während der Vorhang langsam sinkt.)

Gedruckt bei M. Pitz in Halle.

Moritz von Sachsen.

Von

R. E. Prutz.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in fünf Akten

von

R. E. Prutz.

Mit Einleitung und Anhang.

Zürich und Winterthur.
Verlag des literarischen Comptoirs.

1845.

R[obert] E[dmund]

Goc 2411

Inhalt.

Seite

Einleitung: Ueber das deutsche Theater . . . IX

Moritz von Sachsen, Trauerspiel 1

Anhang: Einige Aktenstücke, betreffend das Verbot des Moritz von Sachsen in Preußen. . . 111

Ueber das deutsche Theater.

Das deutsche Theater, nachdem es mehr als ein Menschenalter hindurch den Mittelpunkt unsers geselligen, wie literarischen Lebens gebildet hatte, war, etwa seit dem zweiten Decennium des laufenden Jahrhunderts, mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Dieselbe Bühne, der noch wenige Jahre zuvor die vorzüglichsten Geister der Nation ihr Talent und ihren Fleiß wetteifernd gewidmet hatten, wurde bald darauf, zwar nicht ohne Klage, sogar nicht ohne Selbstverhöhnung, wohl aber ohne thatsächlichen Widerstand, der handwerksmäßigen Nachahmung der Fremden, den Trillern der Sänger, den Luftsprüngen der Tänzer, den Capriolen der Affen und Hunde überlassen. Die Dichter hielten es für vornehm, sich um das Theater so wenig, wie möglich, zu bekümmern; wo sie ja in ihren Dichtungen sich der dramatischen Form bedienten, da gingen sie geflissentlich über alle Bedingungen der wirklichen Bühne hinaus, ja es fehlte wenig, so wurde ein Stück um so geistreicher und vortrefflicher gehalten, je weniger es darstellbar und praktisch möglich

war. Die Wiſſenſchaft, ſtatt das Bewußtſein der Dichter ſowohl, wie des Publikums über die eigentliche Sachlage aufzuklären und dadurch den Weg zu neuen Fortſchritten anzubahnen, wandte ſich in ekler Vornehmheit gleichfalls von der Bühne ab; ſie vergaß, daß ſelbſt ein Leſſing es nicht unter ſeiner Würde gehalten hatte, Theaterrecenſionen zu ſchreiben, vielmehr ſie gab es geduldig zu, daß die Kritik der Bühne in erkaufte und unreine Hände überging. Was wär natürlicher, als daß unter dieſen Umſtänden auch die Schauſpieler erlahmten und daß jenes Geſchlecht großartiger Künſtler, von denen unſere Väter mit Entzücken erzählten, in kurzer Zeit und unbeerbt dahinſtarb? Der Schauſpieler wurde für nichts in Anſpruch genommen, als für Schöpfungen der Ohnmacht und der Lüge: was Wunder, daß Ohnmacht und Lüge auch die darſtellende Kunſt ergriffen und daß auch hier die Caprice mit dem Anſpruch der Originalität, die rohe Empirie mit dem Anſpruch des Genies auftrat? Das Publikum endlich, deſſen Begriff und Recht es iſt, den Augenblick zu ergreifen, wie es kann, und, in naiver Genügſamkeit, das Schlechte, das es hat, unbedenklich höher zu ſchätzen, als das Beſſere, das es nicht hat: das Publikum gewöhnte ſich, wie an Alles, ſo auch an dies. Es gewöhnte ſich an die ſchlechten Stücke, es gewöhnte ſich an die mittelmäßigen Schauſpieler, es gewöhnte ſich (und das war von Allem das Schlimmſte), die Bühne zu verachten, indem es ſie beſuchte.

Mit Einem Wort: das deutſche Theater war vogelfrei, es war die anerkannte und zugeſtandene partie honteuse der deutſchen Literatur, und man ſprach davon, nur um es zu verſpotten.

In dieſem Zuſtand der Dinge ſcheint in neueſter Zeit eine Aenderung eintreten zu wollen. Einige jüngere Schriftſteller, das romantiſche Dogma von dem Vorzug der unaufführbaren Stücke von ſich ablehnend, haben ſich, wenn auch vorläufig erſt in vereinzelten Verſuchen, der praktiſchen Bühne zugewendet. Die Schauſpieler, in dem richtigen Gefühl, daß nur eine Erneuerung der dramatiſchen Poeſie auch der Kunſt der Darſtellung einen neuen Inhalt und neue Kraft verleihen kann, haben dieſe Stücke zum Theil mit Vorliebe gegeben. Das Publikum, von der Idee einer nationalen Bühne entwöhnt und daher nicht recht wiſſend, was es mit Stücken anfangen ſoll, die ſich nicht blos als Theaterſtücke ſchlechthin, ſondern zugleich als Anfänge eines modernen Dramas ankündigen, hat ſie ohne Enthuſiasmus, mit einer gemiſchten, wir möchten ſagen, argwöhniſchen Stimmung, dennoch aber nicht ohne Intereſſe und zum Theil ſogar nicht ohne Beifall aufgenommen.

Wie nun aber ſtellt die Wiſſenſchaft, wir meinen die wiſſenſchaftliche Kritik, das Urtheil des Aeſthetikers und des Literarhiſtorikers, ſich zu dieſen Verſuchen? Seltſam genug! Dieſelbe Wiſſenſchaft, die es ſo lange Zeit für eine Erniedri-

gung gehalten hat, ſich um das Theater der Gegenwart überhaupt nur zu bekümmern, hat unmittelbar, bei dem Erſcheinen dieſer Verſuche, nichts Eiligeres zu thun, als ihre völlige Unzulänglichkeit mit Gründen zu erweiſen. Dies möchte ſein, ſo lange es ſich nur um die einzelnen Verſuche als ſolche handelt. Die Kritik hat das Recht, ja die Pflicht, überall nur den höchſten Maßſtab anzulegen: und wer von den jüngſten Dramatikern wäre kindiſch genug, zu glauben, daß er dieſem Maßſtabe genug gethan? Aber die Kritik geht weiter: ſie läßt den Anfang auch nicht als ſolchen gelten, ſie will uns verbieten, dieſe Verſuche überhaupt zu machen, ja ſie erklärt dies ganze Bemühen, die Entwicklung des deutſchen Dramas in erneuten Fluß zu bringen, für ein unüberlegtes, unzeitiges und unmögliches Unternehmen: nicht bedenkend, daß ſie eben durch die Ehre ihrer Oppoſition die Vermuthung hervorruft, als ob dies Bemühen doch nicht ganz ſo widerſinnig, nicht ganz ſo unerheblich ſein könne, wie ſie uns überreden will. Denn würde ſie wirklich gegen Windmühlen noch kämpfen? Im Gegentheil, gerade in dieſer Oppoſition, die ſich dagegen erhebt, in dieſem Kampf der Meinungen, zu welchem die neueſten dramatiſchen Verſuche die Veranlaſſung geben, erblicken wir ein gewiſſes Unterpfand dafür, daß dieſe Verſuche in der That der Anfang, ſei es auch der ſehr dürftige, ſehr unſcheinbare, einer neuen Entwicklung ſind, und zugleich das geeignetſte Mittel, die ganze Angelegenheit aus ihrer bisherigen literariſchen Iſolirt-

heit herauszuheben und zu einer Angelegenheit des Volkes und der öffentlichen Meinung zu erweitern.

Indem der Verfasser dieser Zeilen nun im Begriffe ist, die verschiedenen Ansichten, welche dabei bis dahin zu Tage gekommen sind, im Nachstehenden einer flüchtigen Prüfung zu unterwerfen, fühlt er sehr wohl, daß bei diesem Vorhaben gerade ihm persönlich ein Vorurtheil der Leser im Wege stehen wird. Denn wird man nicht aus dem zufälligen Umstande, daß der Verfasser dieses Aufsatzes selbst mit ein oder zwei Stücken an den in Rede stehenden Versuchen Antheil genommen hat, sich zu dem Argwohn berechtigt halten, als ob es sich hier nur um eine oratio pro domo handle? Wird man zwischen jenen poetischen Productionen und diesen kritischen Betrachtungen nicht noch andere Zusammenhänge wittern, als den sehr allgemeinen und sehr natürlichen, daß der Poet über sich selbst und sein eignes Treiben ins Klare zu kommen und den Instinct des Talentes zu einer freien That des Bewußtseins zu erheben sucht?

Gegen diesen Argwohn mag denn gleich an der Spitze des Aufsatzes das Bekenntniß schützen, daß der Verfasser, wiewohl selbst einigermaßen ein Stück Poet, doch vollkommen die Meinung Derjenigen theilt, welche die Poesie der Gegenwart nicht mehr unter die vorzugsweise berechtigten Mächte der Zeit zu zählen vermögen. Mit andern Worten: unsre Zeit kommt in der

Poeſie zu keiner völligen Befriedigung, jene glückliche Uebereinſtimmung des allgemeinen Bewußtſeins mit dem beſonderen Ausdruck der Kunſt, jene volle Sättigung des Inhalts und der Form, welche es eben iſt, was einer Literatur den Charakter des Klaſſiſchen verleiht, fehlt unſrer Dichtung. Die Poeſie iſt in dieſem Augenblick nur noch ein apanagirter Prinz, und es wird langer Kämpfe und groſser Umwälzungen bedürfen, um ſie auf den ehmals beſeſſenen Thron wieder zurückzuführen. Doch über dies und Aehnliches findet ſich wohl im Folgenden die geeignetſte Gelegenheit, ſich ausführlicher auszuſprechen; hier mag es einſtweilen zur Probe dienen, ob dieſer Aufſatz noch etwas Anderes ſein ſoll, als nur eine Schutzſchrift.

Es ſind nun hauptſächlich drei verſchiedene Anſichten, welche gegen den Verſuch einer Wiederbelebung der deutſchen Bühne geltend gemacht werden. Die verbreitetſte und bei Weitem unerheblichſte von ihnen iſt dieſe, daß es ſeit Goethe und Schiller mit der deutſchen Poeſie überhaupt, und folgerecht alſo auch mit dem deutſchen Drama aus und vorüber ſei. Mit dieſen Beiden, ſagt man, hat ſich der deutſche Genius erſchöpft. Sie waren das Höchſte und Aeuſſerſte, was wir in der Poeſie vermochten; alle Nachfolgenden ſind nur Epigonen, die es mit aller Anſtrengung doch zu keinem wirklichen Effect mehr bringen können.

Diese Ansicht war so recht eigentlich die Ansicht des deutschen Philisters, bis neuerdings einige geistreiche, aber zu Paradoxen geneigte Männer ihr die Ehre angethan haben, sie, durch einige Scheingründe aufgestutzt, für sich zu adoptiren. Sie zu beweisen durch etwas Anderes, als durch die Thatsache, daß seit Schiller und Goethe kein Dichter wieder eine so allgemeine und ungetheilte Anerkennung des Publikums gefunden, möchte leichtlich seine Schwierigkeiten haben. Aber auch jene Thatsache beweist nicht mehr, als Thatsachen zu beweisen pflegen. Man muß sie zugeben, gewiß: aber wie nun, wenn seitdem die ganze Stellung der Poesie zum Publikum eine andere geworden ist? Wenn ein so allgemeiner und widerspruchsloser Beifall von einem einzelnen Dichter heut zu Tage überhaupt nicht mehr zu erreichen steht, nicht darum bloß, weil unsre Poeten specifisch unfähiger wären, sondern vielmehr, weil die Poesie selber aufgehört hat, sich einer so allgemeinen und widerspruchslosen Geltung zu erfreuen, wie ehemals?

Aber dies können wir einstweilen dahingestellt sein lassen. Denn für jeden Fall haben die Bekenner dieser Ansicht sich das unglücklichste Terrain gewählt, sobald sie ihre Behauptung auf dem Gebiet gerade des Dramas erhärten wollen. Nämlich nur zweierlei ist möglich. Sind Schiller und Goethe schlechthin und ohne alle Appellation an die Zukunft die vollkommensten deutschen Dichter, und mithin auch ihre Dramen

das Aeußerſte, wozu wir es in dieſer Sphäre zu bringen im Stande ſind: ſo müſſen entweder dieſe Dramen überhaupt den Gipfel der dramatiſchen Kunſt erreichen, ſie müſſen ſchlechthin vollkommene und abſolute Schöpfungen ſein: oder wenn dies nicht der Fall iſt, wenn die Goethe-Schiller'ſchen Dramen der Idee der dramatiſchen Kunſt keineswegs völlig genügen, nichts deſto weniger aber die beſten Dramen ſind, zu denen wir es bringen können, ſo heißt dies nichts Anderes, als daß der Deutſche überhaupt unfähig iſt, in der dramatiſchen Poeſie jemals etwas Bedeutendes und Vollſtändiges zu leiſten.

Wer das Erſtere behaupten und alſo das Goethe-Schiller'ſche Drama als das abſolute und unbedingt vollkommene präconiſiren wollte, der würde (um uns auf die Frage, ob dergleichen abſolute Poeſien überhaupt denkbar und wirklich ſind, hier noch gar nicht einzulaſſen) mit ſeiner Behauptung ohne Weiteres an dem allgemeinen Bewußtſein der Zeit, dem naiven und vorurtheilsfreien Geſchmack unſers Publikums zu Schanden werden. Denn ſo unbeſtreitbar groß, ſo innig und aufrichtig die Liebe auch iſt, welche dieſen beiden Dichtern durchgehends, in ganz Deutſchland, von allen Ständen, allen Altern und Geſchlechtern gezollt wird, ſo unfähig fühlt ſich das Publikum dennoch, gerade ihren Dramen, wenn ſie zur Aufführung gelangen, den unbedingten Geſchmack abzugewinnen und diejenige vollſtändige Befriedigung in ihnen zu

finden, die eine frühere Generation darin gefunden hat und die jedes vollkommene Kunstwerk in der That gewähren muß. Wohl schon jeder Einzelne von uns wird es an sich selbst erfahren haben, wie der jugendlich blinde Enthusiasmus für diese Dramen allmälig unserer reiferen Bildung, unsern erhöhten Anforderungen gewichen ist: und die sparsam gefüllten Bänke, vor denen diese Stücke gespielt zu werden pflegen, liefern den Beweis, daß auch mit dem Publikum im Großen eine ähnliche Umwandlung oder Fortbildung, wie mit uns Einzelnen, vorgegangen ist. Aber auch der Aesthetiker, falls etwa dieser die höhere Instanz bilden soll, an welche man von dem naiven Geschmack des Publikums zu appelliren hat, dürfte in Verlegenheit sein, wie er z. B. die lyrische Innerlichkeit der Goethe'schen, oder den unangenehmen Sentenzenreichthum der Schiller'schen Dramen mit den höchsten Gesetzen der Kunst aussöhnen oder etwa die Composition des Götz und des Wallenstein, die Rohheit der Räuber, die dramatische Armuth des Tasso, die schiefe Auffassung des Tell u. dergl. m. uns als klassisch zurecht construiren soll.

Es wurde also, zur Vertheidigung der obigen Ansicht, da man so wenig die Mängel und Beschränkungen dieser Dichtungen läugnen kann, als es uns einfällt, ihre einzelnen unübertrefflichen und unvergänglichen Schönheiten zu läugnen, wohl nichts Anderes übrig bleiben, als dem Deutschen die

Befähigung, im Drama etwas Tüchtiges und einigermaßen Vollendetes zu leiſten, überhaupt und für alle Zeiten abzuſprechen. Aber man gebe wohl Acht, was man damit thut. Die Poeſie eines Volkes iſt zugleich ſein Leben, es iſt der ideale Ausdruck ſeines Daſeins und daher nichts Geringeres, als die untrennbare Hälfte ſeiner eigenen Exiſtenz. Was ein Volk für die Wirklichkeit des politiſchen Daſeins erwirbt, das erwirbt es zugleich für ſeine Poeſie: und umgekehrt, was ihm in der Poeſie unerreichbar bleibt, das kann es auch in der Praxis ſeines Lebens nicht gewinnen.

Nun aber iſt die dramatiſche Dichtung überhaupt die Spitze und reifſte Blüthe aller Dichtung; ſie iſt die wahre Poeſie der That und des vollendeten Bewußtſeins. Einem Volk daher, dem man die Befähigung abſpricht, dieſe höchſte Aufgabe der Poeſie zu löſen, dem ſpricht man eben dadurch auch die Fähigkeit ab, den höchſten Aufgaben des Lebens, den letzten und wichtigſten Anforderungen der Geſchichte zu genügen. Um dieſen Preis aber wäre die Klaſſicität unſrer beiden Dichter doch wohl etwas zu theuer erkauft.

Nichts deſto weniger fehlt es nicht an einer gewiſſen zweiten Anſicht, welche dies Dogma von der dramatiſchen Impotenz der Deutſchen allerdings angenommen hat. Nicht zwar zu Gunſten Schiller's oder Goethe's: vielmehr hat das Göthe-Schiller'ſche Drama unter den Romantikern (denn

mit dieſen haben wir es gegenwärtig zu thun) von alten Zeiten her ſeine unnachſichtlichſten Beurtheiler, ſeine eifrigſten Widerſacher gezählt.

Aber ſie argumentiren folgendermaßen. Das deutſche Volk, ſagen ſie, wie es in der Politik nicht das Volk des Handelns ſei, ſo habe es auch in der Poeſie kein eigenes Drama jemals zu erwarten. Non omnia possumus omnes: und daher das Drama der Deutſchen ſei Shakſpeare, der Dichter eines verwandten, urſprünglich germaniſchen Stammes. Woher ſonſt auch dieſe außerordentliche und allgemeine Verehrung, welche Shakſpeare bei uns genießt? Woher der Enthuſiasmus, mit dem wir ihn aufgenommen, die Innigkeit, mit der wir uns in ihn hineinempfunden haben? Woher vor Allem dieſes gründliche und vollkommene Verſtändniß des Dichters, durch welches die Deutſchen alle andern Nationen und ſogar die eigenen Landsleute des Dichters übertroffen haben? Beweiſt dies Alles nicht, daß Shakſpeare mehr für uns geſchrieben hat, als ſogar für die Engländer? Ja wenn Fleiß, Liebe und Verſtändniß ein geiſtiges Eigenthumsrecht verleihen, warum ſollen wir Bedenken tragen, dieſes Recht auch an Shakſpeare geltend zu machen und uns in dem Mitbeſitz dieſes ureinzigen Poeten über alle ſonſtigen Lücken und Schwächen unſerer dramatiſchen Literatur bona fide zu beruhigen?

Nun wäre Shakſpeare allerdings ein vortrefflicher Er-

ſatzmann, mit dem wir uns ſchon begnügen könnten, nämlich wenn es überhaupt möglich wäre, daß jemals ein Volk dem andern, eine Zeit der andern, ja nur ein Menſch dem andern, in Sachen des Geiſtes in der Art vorarbeiten könnte, daß der Spätergeborene die Errungenſchaft ſeiner Ahnen, wie ein ererbtes Kapital, ohne eigene Arbeit, ohne eigene That gemächlich antreten dürfte. Aber im Dienſt des Geiſtes werden keine Erſatzmänner angenommen; nur die Früchte, die ich wirklich aus meinem Innern hervorgebracht, ſind wahrhaft mein, nur ſie vermögen meinen Hunger zu befriedigen und meinen Durſt zu löſchen.

Und doch iſt das nur der kleinere Irrthum, weil derjenige, der am offenſten zu Tage liegt. Der Hauptirrthum iſt auch hier dieſer, als ob jemals irgend ein Dichter, und alſo in dieſem Falle Shakſpeare, abſolut und ewig, mithin für jede Zeit und für alle Nationen gleichmäßig genießbar und lebendig ſein könnte. Dies iſt der gefährlichſte Irrthum von allen, indem er die nothwendige Vorausſetzung aller Geſchichte, den Begriff der Entwicklung und des geiſtigen Zuſammenhangs, vernichtet. Es iſt, ſo zu ſagen, eine katholiſche Aeſthetik, die ſich in dieſer Anſicht offenbart: eine Aeſthetik nämlich, die eine völlige Infallibilität gewiſſer Poeten vorausſetzt und ſtatt der Freiheit des Begreifens, die der wahre Kern alles äſthetiſchen Genuſſes iſt, vielmehr den Geiſt

in dumpfer Bewunderung, ſklaviſcher Anbetung gefangen nimmt.

Vielmehr auch Shakſpeare, wie Alles, was die Geſchichte kennt, iſt nur ein Moment der Entwickelung und nicht mehr. Und wie man in der Wirklichkeit des Lebens vernünftiger Weiſe von keinem Menſchen mehr erwarten noch verlangen kann, als daß er den Platz ausfüllt, auf den er ſich geſtellt ſieht, und ſich in Geſinnung und That als ein Kind ſeiner Zeit und ſeines Volkes ehrlich beweiſt: ſo giebt es auch für den Poeten keine höhere Aufgabe, als ein Organ und Bild der beſtimmten Zeit und der einzelnen Nation zu ſein, in der er lebt. Hierdurch wird die Poeſie ihres allgemeinen und (wie man zu verlangen pflegt) kosmopolitiſchen Charakters keineswegs beraubt. Denn das Reich des Geiſtes, in welches der Dichter die Erſcheinungen ſeiner Wirklichkeit hinüberrettet, die Sphäre der Kunſt und des Schönen, zu welcher er ſie erhebt, iſt eben jene allgemeine und ewige Heimath, zu welcher alle Zeiten und alle Nationen gleichmäßig Zutritt haben. Der Stoff dagegen und die Elemente ſeiner Dichtung, die Vorausſetzungen und Grundlagen ſeiner Bildung, die Form ſeiner Darſtellung, das Alles iſt und bleibt poſitiv hiſtoriſch und dem Wechſel der Zeit, ſowie dem Einfluß der verſchiedenen Nationalitäten unterworfen. Von abſoluten Dichtern daher, das heißt von ſolchen zu reden, welche zu allen Zeiten volle Geltung haben und jederzeit, von allen verſchiedenſten

Völkern, mit Haut und Haar ohne Weiteres genoſſen werden können, iſt nicht mehr und nicht weniger, als eine Thorheit. Es kann vielmehr jeder Dichter und jedes Kunſtwerk in einer ſpäteren Zeit und unter einer fremden Nation nur von Denen wirklich genoſſen werden, die zu dem künſtleriſchen Genuß das hiſtoriſche Verſtändniß mit hinzubringen. Dies gilt von Homer und Sophokles ſo gut, als von Dante und Calderon: und ebenſo von Shakſpeare. Ja gerade an Shakſpeare, was iſt es denn eigentlich, was wir bewundern und wodurch er allerdings der dramatiſche Lehrmeiſter aller Zeiten und Nationen geworden iſt? Iſt es nicht eben dies wahrhaft göttliche Talent, mit welchem er die Elemente ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung im Drama verarbeitet und, ohne alle Beimiſchung abſchwächender, abſtrakter Allgemeinheit, in voller, plaſtiſcher Rundung zur Darſtellung gebracht hat? Aber eben darum kann auch der Genuß dieſes unvergleichlichen und göttlichen Dichters ſeiner Natur nach weder für die Engländer des neunzehnten Jahrhunderts, noch gar für uns, ein unvermittelter und allgemeiner ſein. Es kann daher in ihm auch kein lebendiges Bedürfniß unſrer Gegenwart ſeine vollſtändige Befriedigung, noch unſre Zeit, mit ihrem neuen und deutſchen Inhalt, in ihm ihren dramatiſchen Erſatz und Ausdruck finden.

Allein auch auf dieſen Einwand werden unſre Gegner ihre Antwort bei der Hand haben. Sie geben zu, ja ſogar ſie

freuen ſich und rühmen es an Shakſpeare, als etwas Großes und eine neue Gewährleiſtung ſeines „unſagbaren" Genies, daß er unmöglich Allen verſtändlich und genießbar iſt. Das Vortrefflichſte, ſagen ſie, iſt ſtets nur für eine kleine Gemeinde bevorzugter Geiſter: und ſo bleibe auch Shakſpeare nur für die Crême der äſthetiſchen Bildung. Dagegen das Drama des Volks, überhaupt das ſpecielle deutſche Drama iſt gefunden in — Iffland, in Kotzebue, in der Verfaſſerin von „Lüge und Wahrheit" und im Allgemeinen in allen Denen, die unſern deutſchen Familienjammer, unſre häusliche Beſchränktheit, unſre geſellige Miſere auf die Bretter bringen. Denn dies, fahren ſie fort, iſt in Wahrheit der Inhalt des deutſchen Geiſtes. Wir haben keine Flotten, die die Welt für uns erobern und die Meere uns zinsbar machen, wir haben keine Heere und keine Feldherren, denen wir Triumphthore bauen könnten, wir haben keine großen hiſtoriſchen Erinnerungen, an deren Sonnenglanz wir uns weiden dürften, wir haben keine mächtigen Parteien im Lande, deren Streit und Widerſtreit jeden Geringſten im Volk mit dem Gefühl hiſtoriſchen Lebens durchzuckt, wir haben und wollen keine politiſche Freiheit: wir ſind Deutſche, das Volk der Gemüthlichkeit, der Häuslichkeit, der Familienidylle. Weder verſtehen wir Thaten zu thun, noch wollen wir Thaten und Handlungen und die großen Entſcheidungen der Geſchichte auf unſeren Bühnen ſehen. Daher, ſagen ſie weiter, hat auch

das groſse Publikum nicht blos neben Goethe und Schiller, welche, abweichend von der eigentlichen nationalen Bestimmung, den Versuch des historischen Dramas machten, immer noch seinen Iffland und Kotzebue treulich verehrt und in gefülltem Hause reichlich beklatscht; sondern auch jene Versuche sind völlig isolirt geblieben und haben keine nur einigermaſsen würdige Nachfolger gefunden. Im Gegentheil Alles, was nach Schiller von den Brettern aus die Menge noch ergriffen und gefaſst, hat dies nur dadurch vermocht, daſs es von dem Schiller'schen Ziel wieder abgelenkt hat und, zum Theil auf den wunderlichsten Umwegen, durch die gewaltsamen Effecte der Schicksalstragödie, ja zum Theil in der Schiller'schen Form selbst, aber ohne ihren Inhalt, immer wieder in die thränenreichen Spuren des häuslichen Jammers zurückgekehrt ist. Darum, fahren sie fort, kann von einem Fortschritt, den das deutsche Drama gemacht hätte, in Wahrheit keine Rede sein. Ja selbst Diejenigen, die in diesem Augenblick mit dem sogenannten socialen Drama eine neue Epoche unsrer dramatischen Kunst herbeizuführen wähnen, sind in einem sehr groſsen Irrthume befangen, wenn sie die Wirkung, welche man diesen Stücken zum Theil nicht abläugnen kann, ihrer vermeintlichen modernen Bildung und den historischen Tendenzen beilegen, die sie in ihre Stücke zu verarbeiten suchen, und nicht vielmehr der melodramatischen Sentimentalität, dem Thränenjammer, den Ehestandsce-

nen, Kassendefecten und unglücklichen Liebschaften, welche die eigentlichen Fäden dieser modernen Gewebe bilden. Und fassen wir (schließen sie endlich) nun wirklich einmal das Goethe-Schiller'sche Drama ins Auge, wie gering in Wahrheit ist auch hier das historische, das eigentlich dramatische Element! Schiller's Wallenstein, ganz abgesehen von dem Formlosen der Composition, ist er nicht bei Weitem mehr Hausvater, als Feldherr? viel mehr sentimentaler Träumer, als der nüchterne Mann der That, der die Armeen aus dem Boden stampfte und vor dessen übergreifendem Genius der Kaiser selbst sich nicht anders zu retten wußte, als durch Meuchelmord? Die historischen Gegensätze des dreißigjährigen Krieges, wie fern, wie leise, wie losgelöst von dem übrigen Drama spielen sie in das Stück hinein! und wie breit dagegen, in thränenreicher Ausführlichkeit, stellt sich die sentimentale Liebesscene zwischen Max und Thekla in den Vorgrund! Selbst im Tell, der für ein politisches Stück par excellence gilt, liegen die eigentlichen Motive vielmehr in der Sphäre der Familie, und sogar Don Carlos, den man als die Tragödie der Freiheit zu definiren pflegt, war von dem Dichter selbst ursprünglich auf ein „Familienstück am Hofe" angelegt. Nicht günstiger läßt sich über den dramatischen Gehalt der Goethe'schen Stücke urtheilen. Götz verschwindet gegen Weißlingen und Adelheid; im Egmont ist es nur das einzelne Subject mit seinem individuellen Pathos,

ſeinem lockern Blut und den ſentimentalen Abenteuern ſeiner Liebe, was zur Darſtellung gelangt, keineswegs die niederländiſche Freiheit ſelbſt und die groſse That ihrer Vertheidigung, was doch der wahre hiſtoriſche Boden des Stückes wäre; Taſſo iſt viel weniger ein Drama, als eine dialogiſirte Novelle, ein Abſchnitt des Goethe'ſchen Tagebuchs, in dramatiſche Form gekleidet u. ſ. w. Mit einem Wort: man beweiſt uns, daſs auch die Goethe-Schiller'ſchen Dramen keine wahren Dramen ſind, daſs die deutſche Dramatik überhaupt, vermöge innerer Naturbeſtimmung, über Iffland und Kotzebue nicht hinauskommen kann und daſs daher alle Diejenigen, die an dieſer Speiſe keinen Geſchmack finden, ſich in den Schooſs des alleinſeligmachenden Shakſpeare zu flüchten haben.

In dieſem dramaturgiſchen Katechismus der Romantik nun (und wir haben ihn ſo ausführlich geliefert, weil die Romantik gerade in dieſem Augenblick wieder einen entſchiedenen praktiſchen Einfluſs auf die Leitung unſrer bedeutendſten Bühnen zu gewinnen droht) miſcht ſich Wahres und Falſches auf die wunderſamſte Weiſe.

Richtig iſt es zunächſt, daſs das Drama nur bei ſolchen Völkern und in ſolchen Zeiten zur Reife kommen kann, in denen das hiſtoriſche oder genauer zu ſagen: das politiſche Bewuſstſein unangefochten und ſiegreich zu Herrſchaft und Anerkennung gelangt. Denn wie oben bereits angedeutet wurde:

die Poesie eines Volkes ist nichts Vereinzeltes und Willkürliches, sie ist nicht ein zufälliger äußerlicher Schmuck, mit dem sich eine Nation ihr Dasein nur beliebig aufputzen und verschönern will: sondern sie ist das Herz des Volkes selbst, von dem Blut seines Geistes durchflossen, erschüttert und belebt von dem Pulsschlag seiner Historie, mit ihr blühend und mit ihr welkend. Das Drama nun, wie wir gleichfalls schon ausgesprochen haben, ist die höchste und vollendetste unter den Gattungen, oder besser gesagt: unter den Entwicklungsstufen der Poesie, der Complex und Inbegriff der gesammten Dichtkunst. Mithin wird sich dasselbe erstlich nur da entwickeln können, wo ein geschichtliches Leben und eine vollständige politische Entwickelung im Volke vorhanden ist; und zweitens auch hier nur dann und in den Zeiten, in denen ebenso, wie das Drama die reifste Frucht der Dichtung bildet, auch dieser historische Kern und Inhalt des Volkes zu einer reifern und greifbaren Frucht gediehen ist. Völker daher, die keine selbstständige geschichtliche Entwickelung genommen, keinen eigenen Sitz im Areopag der europäischen Menschheit sich erworben haben, besitzen auch entweder gar kein Drama oder nur fragmentarische Anfänge, die im besten Falle den begünstigten, welthistorischen Nationen als ein formales Bildungsmittel dienen, auf eine selbstständige und dauernde Geltung aber durchaus keinen Anspruch machen können. So die italienische Literatur, die niederländische, die dänische und die schwedi-

ſche. Aber auch in Griechenland war es erſt der Tag der ſalaminiſchen Schlacht, wo Aeſchylus kämpfte, Sophokles im feſtlichen Chor der Siegesfeier tanzte, und gleichzeitig Euripides geboren ward; auch die Wunderblume der Calderonſchen Dichtung entfaltete ſich erſt auf der Mittagshöhe der ſpaniſchen Monarchie; auch Shakſpeare lebte erſt unter dem glorreichen Regiment der Eliſabeth, der gefeierten maiden-queen, unter deren blühendem Scepter die Grundlage der engliſchen Weltmacht gelegt ward und die ſpaniſche Armada in den Wellen unterſank.

Hieraus ergiebt ſich nun auch, warum weder Goethe noch Schiller im Drama das wahre Ziel erreichen und den vollen Preis gewinnen konnten. In Goethe's Zeitalter hatte in Deutſchland, ſowohl in der Praxis des Lebens, als in der Literatur, ſich das Subject erſt loszuringen von der unwahren Tradition, der verknöcherten Convenienz der geſelligen ſowohl, als der poetiſchen Formen. Die Grundlage der Goethe'ſchen Poeſie iſt der Egoismus des ſchönen Subjects; die Geſchichte mit ihren unerbittlichen Forderungen iſt ihr fremd, ſogar unbequem und widerlich: und darum nicht die lebendige Bewegung des Drama, ſondern die ſchöne Selbſtſucht der Lyrik, die quietiſtiſche Breite des Epos ſind die wahren Glanzpunkte der Goethe'ſchen Dichtung. Schiller hatte dieſen einſeitigen Standpunkt allerdings ſchon überwunden: aber mehr erſt an ſich, als daß es ihm gelungen wäre, die

abſtracten Forderungen ſeines Bewußtſeins durch concrete Schöpfungen ſeines Talentes wirklich zu befriedigen. Daher in ſeinen Tragödien das Princip allerdings jederzeit das großartigſte und von ächtem dramatiſchen Leben iſt; aber in der Ausführung bleibt er oft noch hinter ſich ſelbſt zurück und füllt den neuen Wein in alte Schläuche. Er iſt größer durch die Sphäre, die er unſrer Poeſie zuerſt erobert, als durch die Thaten, die er innerhalb dieſer Sphäre wirklich geleiſtet und vollbracht hat. Daß dieſe Keime, die er ausgeſtreut hat, reifen, das iſt unſere Sache, es iſt die Sache unſrer Zukunft, welche, nach viel trüben und troſtloſen Tagen, in ihrem dunklen Schooße gewiß auch einen hellen Tag der Freiheit und des vollen hiſtoriſchen Daſeins für uns verbirgt. Mit der Sonne dieſes Tages wird auch die Knospe unſres Dramas reifen und es wird Schiller'ſche Ausſaat ſein, was die Nachwelt alsdann einerntet.

Es iſt daher ganz richtig, daß, wie die Romantiker mit Schadenfreude behaupten, das Goethe-Schiller'ſche Drama das wahre Drama noch nicht iſt: aber es iſt unrichtig und eine Verſündigung gegen den Genius dieſer Dichter, und insbeſondere gegen den Genius Schiller's, ja eine Verſündigung gegen den Geiſt des deutſchen Volkes und den Geiſt der Geſchichte überhaupt, wenn ſie die Gewährleiſtung künftiger Entwicklung verkennen, die in dieſen Anfängen liegt, und

dem deutſchen Geiſte ſchlechthin die Fähigkeit der dramatiſchen Schöpfung abſprechen.

Es iſt ferner richtig, daß im deutſchen Drama bisher hauptſächlich nur die Sphäre des Familienlebens zur Darſtellung gekommen iſt, und daß in der That Iffland und Kotzebue zur Stunde der vollkommenſte dramatiſche Ausdruck unſers Lebens ſind. Aber es iſt unrichtig und thöricht, daß die Romantiker in dieſe Bemerkung eine ſpöttiſche Geringſchätzung dieſer beiden Schriftſteller miſchen und auf ihre Leiſtungen, wie auf etwas Geringfügiges und Unebenbürtiges, vornehm herunterblicken. Denn in der geſchichtlichen Betrachtung der Literatur (und ſie iſt die einzig berechtigte) iſt das ſpecifiſche Maß des Talentes, die beſondere Gabe poetiſchen Vermögens nur ein untergeordnetes Moment; die Hauptſache bleibt immer, wie weit ein Mann und ein Werk ſich zum Organ ſeiner Zeit zu machen verſtanden hat, und wie viel oder wenig der Geiſt ſeines Jahrhunderts ſich in ihnen offenbart. Und da können wir nicht umhin, Iffland und Kotzebue, trotz ihrer handgreiflichen äſthetiſchen Mängel, ſogar weit über die glorioſeſten Namen der Romantik zu ſetzen. Denn die Jäger, der Herbſttag, die deutſchen Kleinſtädter u. ſ. w. geben doch wenigſtens auf die Zuſtände des deutſchen Lebens ein: aber die genialen Faſtnachtsſpiele der Romantik ergreifen vor aller Wirklichkeit ohne Weiteres die Flucht, ſie verlieren ſich ins Blaue, zu Geſpenſtern und Traumgeſchichten,

und haben von dem Leben ihrer Gegenwart, den Intereſſen ihres Volkes nichts behalten, als die erbärmlichſten literariſchen Klatſchereien und die ruhmloſen Fehden einer ſelbſtſüchtigen journaliſtiſchen Rotterie.

Es iſt endlich auch dies richtig, daß die neueſten dramatiſchen Verſuche bei dem Familiendrama wieder angeknüpft haben, und daß alle dieſe Raritäten, die man uns als funkelnagelneue Tendenzdramen verkaufen will, im Grunde nichts weiter ſind, als der alte Iffländiſche Jammer, neu aufgekratzt und mit einigen modernen Redensarten verſehen. Aber es iſt ſehr kurzſichtig, hierauf eine Anklage zu begründen. Wer weiter will, muß zuvörderſt von dem Punkt ausgehen, wo er bis dahin geſtanden hat. Die Wiederaufnahme der Iffländſchen Elemente daher iſt Herrn Gutzkow und Herrn Halm (denn von dieſen Beiden kann eigentlich nur die Rede ſein, da bisher ihre Stücke allein es zu einem anſehnlichen Theatereffect gebracht haben) vielmehr als ein Verdienſt anzurechnen und macht, wie man über die Stücke ſelbſt auch urtheilen möge, zum Wenigſten dem praktiſchen Blick, wir möchten beinahe ſagen, dem induſtriellen Inſtinkt dieſer Schriftſteller alle Ehre.

Es bleibt uns nun endlich noch eine dritte Anſicht zu erwähnen, welche bei Weitem die bedeutendſte von allen iſt und der wir uns vollſtändig anſchließen würden, wenn ſie es nicht ſelbſt verſchmähte, ſich in denjenigen Einſchränkungen zu er-

halten, in denen sie allein wahr und richtig ist. Diese Gegner unsers modernen Dramas halten uns weder Schiller und Goethe, noch Shakspeare als den Medusenkopf hin, vor dessen riesigen Zügen unsre Ohnmacht erstarren muß; sie glauben weder, daß das deutsche Drama seine vollkommene Blüthe bereits gehabt hat, noch läugnen sie, daß es eine solche Blüthe künftig einmal haben wird: aber sie läugnen, daß die Zeit dieser Blüthe jetzt bereits gekommen ist, sie läugnen, daß es den bestgemeinten Anstrengungen der Gegenwart gelingen wird, sie des Baldigen herbeizuführen, sie sprechen unsrer Zeit überhaupt die Fähigkeit ab, in irgend einem Gebiete der Kunst, und also auch im Gebiete des Drama, irgend welche klassische und wahrhaft vollendete Schöpfungen hervorzubringen. Und das Alles mit völligem Recht.

Denn eine jede Zeit, wo sie ihren Inhalt in der Kunst fixiren will, muß vor Allem und zuvörderst dieses Inhaltes selber mächtig sein. Das aber ist die allgemeine Krankheit unserer Zeit, daß wir unsern Inhalt wohl in Abstracto haben und wissen, aber nicht zu seiner praktischen Darstellung, zu seinem unmittelbaren Besitz gelangen können. Wir sind umgekehrte Schlemihle, die ihren Leib verloren und nur den Schatten behalten haben. Wir wissen Alle, daß wir frei, einig, tapfer sein sollten — und sind es nicht; wir können Alle den Grundriß unsers künftigen Staatsgebäudes, wie es sein sollte, im Schlaf aufzeichnen — und rühren keinen Stein

dazu; wir wiſſen Alle, wie ein vortreffl[illegible] Drama zu machen wäre — und kein Menſch macht es. Kurz zu ſagen: wir ſind Alle in der Theorie unendlich viel weiter, als wir mit der Praxis nachkommen können. Es iſt ein Bruch zwiſchen den Forderungen unſers Bewußtſeins und der Wirklichkeit unſrer Leiſtungen, und wir können die Brücke, welche dieſe Kluft ausfüllen wird, nicht finden.

Eine ſolche Zeit iſt nicht gemacht, in der Kunſt, deren Weſen die vollkommenſte Harmonie der Idee und der Erſcheinung, der Intention und der Ausführung iſt, etwas Erkleckliches und wirklich Werthvolles zu leiſten. Das ſehen wir völlig ein und ſtimmen daher dem abfälligen Urtheil jener Kritiker, vielleicht mit ſchwerem Herzen, aber doch von Herzen bei.

Allein darin irren dieſe und nöthigen uns zum Widerſpruch, daß ſie ſich nicht begnügen, die gegenwärtige Zeit als ein poetiſches Interregnum anzuerkennen, ſondern daß ſie ein förmliches Juſtitium verlangen und die Poeſie, da ſie die höchſten Ziele doch einmal nicht erreichen kann, förmlich ausrotten und vernichten wollen. Hört auf zu dichten! Macht keine Verſe mehr! Werdet praktiſch, ſchreibt politiſche Brochüren, ja wenn Ihr das Verſemachen durchaus nicht laſſen könnt, ſo ſchreibt wenigſtens Satiren und laßt die tragiſche Muſe in Ruhe, die durch Eure Umarmungen doch niemals zu einer glücklichen Mutter werden wird!

* * *

Aber dieſe Forderungen ſind, geradezu geſagt, kindiſch. Es iſt eine ſchulmeiſterliche Anmaßung, eine bornirte Verkennung der Geſchichte und ihrer ewigen Geſetze, dem hiſtoriſchen Proceß eine beliebige Bahn vorſchreiben und der Welt willkührlich befehlen zu wollen, was ſie in dieſem Augenblick thun und in dem nächſten laſſen ſoll. Und nun gar auf die Poeſie kann kein Volk, das in ſeiner Entwicklung überhaupt ſo weit gelangt iſt, in der Kunſt einen Ausdruck ſeines Weſens zu ſuchen, verzichten, ſelbſt wenn es möglich wäre, daß es darauf verzichten wollte. Die Poeſie iſt der geiſtige Athemzug der Völker: man kann ſich ein wenig erkältet haben, daß Einem das Athemholen ſauer wird: aber enfin, man muß Athem holen, um zu leben.

Und darum hat auch all dies verdrießliche Gepolter über die ſchlechten Poeſien und über den Verfall unſrer Dichtung im Grunde nichts zu ſagen. Die Poeſien machen ſich nicht ſelbſt, ſondern ſie werden gemacht von der allgemeinen Mutter aller Dinge, von der Zeit und der Geſchichte. Darum wenn der Zeit ihre Dichter nicht gefallen, ſo greife ſie in ihren eigenen Buſen und bekenne, daß ſie ſich ſelbſt auch nicht gefällt. Ja dieſe Kritiker, die ſo weiſe zu Gerichte ſitzen, ſind ſie nicht auch Söhne dieſer verderbten Zeit? Haben ſie nicht auch Antheil an der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts? Iſt ihre überſättigte, nörgelnde, aberweiſe Kritik ſelbſt nicht ein ebenſo widriges Product der verſtimmten Zeit, als die blaſ-

ſen, aufgeſpreizten, kraftloſen Erzeugniſſe unſrer Poeten? Wir ſind in der That alle in gleicher Schuld, und darum ſollte ſich Keiner über den Andern erheben.

Und endlich iſt auch dies ein Irrthum, daß man die Poeten der Gegenwart conſequent immer nur auf die Vergangenheit bezieht und niemals auf die Zukunft. Man hat da ein bequemes Wort erfunden: Epigonen — es hört ſich an, als wäre es etwas Rechtes, und doch iſt es eine Redensart, die das bischen Sinn, welches ſie einmal hatte, längſt eingebüßt hat. Epigonen? Nein, vielmehr Progonen ſind wir, Progonen einer künftigen reifen und freien Zeit, auf die wir das Auge ſehnſuchtig gerichtet haben, ja deren erſter herber Keim in eben dieſen unvollkommenen Liedern knospet, die Eurem verwöhnten Munde ſo häßlich ſchmecken!

Dies nun iſt auch die wahre Bedeutung der gegenwärtigen dramatiſchen Verſuche. Sie ſind an ſich nichts: aber ſie bereiten ein künftiges Drama vor, erſtlich negativ, indem ſie das bisherige erbärmliche Unweſen verdrängen helfen und das Feld aufräumen, auf dem eine ſpätere glücklichere Muſe ihren Siegeseinzug halten wird. Und ſodann poſitiv, indem ſie erſtlich einen gewiſſen Apparat praktiſcher Erfahrungen und Vortheile ſammeln, der unſern künftigen Dramatikern trefflich zu Statten kommen und ſie, auf unſere Koſten, vor unzähligen Irrthümern und Mißgriffen behüten wird: und zweitens, indem ſie das Publikum allmälig wieder an die Idee

einer einheimiſchen dramatiſchen Literatur gewöhnen und das Theater, das ſo lange Zeit lediglich eine Veranſtaltung des höfiſchen Luxus, ein Nothbehelf der fürſtlichen Langeweile geweſen, allmälig wieder in den Kreis der nationalen Intereſſen hineinziehen.

Aber über dieſe Punkte behalten wir uns vor, ein anderes Mal ausführlicher und mit Berückſichtigung des hiſtoriſchen Materials zu ſprechen.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in fünf Akten.

Perſonen.

Karl der Fünfte, Römiſcher Kaiſer, König von Deutſchland und Spanien.

Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen,
Philipp, Landgraf von Heſſen,
} die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes.

Sibylle von Cleve, Johann Friedrichs Gemahlin.
Moritz, Herzog von Sachſen.
Anna, ſeine Gemahlin, Tochter des Landgrafen Philipp.
Eliſabeth von Rochlitz, Herzogin von Sachſen (blind).
Albrecht, Markgraf von Kulmbach.
Kardinal **Granvella**.
Seiden, Kanzler des Reichs, Kaiſer Karls vertrauter Rath.
Chriſtoph von Carlowitz, Moritz' Kanzler.
Lukas Kranach, der Maler, Bürgermeiſter von Wittenberg.
Kunz von Roſenberg, des Kaiſers Narr.
Oberſt **von Heideck**, Officier des Moritz.
Ein Kaiſerlicher Hauptmann.
Hofherren und Hofdamen. Ritter. Soldaten. Dienerſchaft.

Der erſte Akt ſpielt in Torgau; der zweite vor und in Wittenberg; der dritte in Augsburg; der vierte in Innsbruck in Tyrol; der fünfte in Nürnberg und auf einem Schloß des Albrecht.

Beginn der Handlung: 1547

Erſter Akt.

Saal im Schloß zu Torgau.

Erſter Auftritt.

Johann Friedrich und Landgraf **Philipp**, im Geſpräch, treten ein. Gefolge von Edelleuten, das im Hintergrunde zurückbleibt.

Friedrich.

Er kommt nicht, ſag' ich Euch.

Philipp.

Er kommt gewiß!
Hat meine Tochter mir's denn nicht geſchrieben
Und zugeſagt?

Friedrich.

Hat Eure Tochter das?
Und warum Eure Tochter? warum nicht
Er ſelber? Wie?

Philipp.

Weil er an einem Fieber
Darniederlag.

Friedrich.

An einem Fieber? So?
Das wird wohl wieder solch ein Fieber sein,
Wie dazumal, als wir nach Weimar ihn
Entboten hatten, auf Jacobi Tag,
Um in verständig brüderlichem Rath
Den traur'gen Stand des Evangeliums
Und unsrer Freiheit dringende Gefahr
Gemeinsam zu erwägen. Wißt Ihr noch?
Da schrieb er auch, er sei am Fieber krank,
Er könne kaum die Feder mehr regieren;
Es thät' ihm leid, es bräch' ihm fast das Herz:
Doch sei es ihm unmöglich zu erscheinen.
Und an demselben Tage, wißt Ihr noch?
Zog er nach Augsburg, an des Kaisers Hof,
Die Schleppe dort der Majestät zu tragen.
Gebt Acht, gebt Acht, er macht's noch einmal so!

Philipp.

Ihr denkt zu bös von meinem Schwiegersohn.

Friedrich.

Bös, sagt Ihr? Bös? Nun, beim allmächt'gen Gott!
So aus der Brust sollt Ihr das Herz mir reißen,
So nur ein einz'ger Tropfen, Einer nur,
Von bösem Blut darin enthalten ist!

Doch das empört mich, einen Mann zu sehn,
An uns gebunden durch jedweedes Band,
Das heilig ist vor Menschen und vor Gott,
Desselben Stamms, wie wir, desselben Glaubens,
Von Einer Luft, von Einem Blut genährt —
Und er verläßt uns! er verräth uns! er,
Der ein Pilot uns soll im Sturme sein,
Er steht dabei und lächelt, wenn wir sinken! —
Seht Ihr das anders?

Philipp.

Allerdings. Ich sehe,
Was, seit die Welt steht, alle Welt gesehn.
Die Jugend ist ehrgeizig; Ehre wächst
Am Nächsten bei der Macht: und darum unter
Die Fittige begiebt sie sich der Macht,
Nicht fragend nach dem Recht. Verdammt daher
Den Moritz, meinen Eidam, nicht zu rasch!
Von kleinem Anfang zögernd ging er aus
Und es ist billig, daß das Kleine wächst.
Nicht Ihr, noch ich, so sehr ich ihn auch liebe,
Und so gerecht auch unsre Sache ist,
Gesteht es selbst! wir hätten dennoch nie
Zu jener Höhe ihn erheben können,
Auf welche jetzt, gleich wie mit Götterbänden,

Die ſtolze Gunſt des Kaiſers ihn geſtellt. —

(Zum Gefolge:)

Seht Ihr noch nichts?

Erſter Edelmann.

Nichts, mein durchlaucht'ger Herr.

Friedrich.

Gut, ruhmt ihn nur, bald wird ſich zeigen, wer
Das Rechte traf, Ihr oder ich. Indeſſen,
Damit das Warten Euch nicht müde macht,
Schaut um Euch! Seht, in welche Lage wir
Gekommen ſind durch Euren Schwiegerſohn,
Und was man darf gewärtig ſein von ihm.
Längſt, wißt Ihr, war der Kaiſer unſers Glaubens,
Wie unſrer Freiheit Feind; ſein ſpaniſch Herz,
Gewöhnt allein an ſchweigende Vaſallen
Und an der Heil'gen freudeloſen Dienſt,
Befreundete ſich mit dem unſern nie.
Wir wußten das; wir ſahen längſt voraus,
Daß wir ein Dorn in ſeinem Auge wären
Nur daß ſchon längſt das Schwert geſchliffen war,
Das zwiſchen uns entſcheiden ſoll. Damals,
Weil Einigkeit die Mutter iſt der Macht,
Verbanden wir zu einem Bündniß uns,
Wir alleſammt, die wir dem neuen Lichte

Des Evangeliums uns zugewendet,
Und die wir feſt entſchloſſen ſind, nicht Einen
Fußbreit zu weichen vor dem Kaiſer. Damals
War Moritz auch dabei. Er war noch nicht
Der große Herr, der er ſeitdem geworden:
Er war ein kleiner, unberühmter Fürſt,
Der ſich ganz außerordentlich geehrt fand,
In unſern Bund zu treten. Iſt's nicht ſo?

Philipp.

Nicht ganz; doch redet weiter.

Friedrich.

Unſer Bündniß
Erſchreckte Seine Majeſtät: Sie wurden
Mit Einemmal ganz überaus leutſelig
Und ſtrichen uns mit Allerhöchſter Hand
Den Honigſeim gnädigſter Redensarten
Um unſern Mund. Wer war es damals, ſprecht,
Der ſich begierig in den falſchen Schimmer
Der kaiſerlichen Gnade ſtürzte? Wer verſtand es,
Sein Glück zu ſchmieden in demſelben Feuer,
Das ſeiner Freunde Wohlfahrt fraß? Wer ſagte,
Das Bündniß ſei nicht länger zeitgemäß,
Wir ſollten lieber uns zum Kaiſer halten
Und friedlich uns mit ihm verſtändigen?

So ward der Bund von Eurem Schwiegerſohn
Langſam zernagt, ſo wuchs die Macht des Kaiſers,
So brachen unſre Flügel — und ſo ſtehn
Heut Ihr und ich, im ganzen deutſchen Land
Die Einz'gen wir, der allerletzte Damm,
An dem vielleicht, ſo Gott uns nicht verläßt!
Die Fluth ſich bricht der kaiſerlichen Macht.
Wollt Ihr das auch entſchuldigen?

Philipp.

Entſchuld'gen?
Es war niemals ſo völlig, wie Ihr ſagt:
Doch wär's geweſen, könnt' ich es begreifen.

Friedrich.

Ich nicht, bei Gott! Begreifen kann nicht ich,
Wie man dem Teufel ſich verkaufen kann,
Wenn alle Engel, alle Seligen
Die Hände uns entgegenſtrecken! Nein,
Ich weiß recht gut, man ſchilt mich einen Thoren,
Ich ſei ein Schwärmer, ſagt man, ein Phantaſt,
Dem ſtets das Herz davonrennt mit dem Kopf —
Nun, wenn das iſt, ſo dank' ich meinem Gott,
Daß es ſo iſt! Ich will ein Schwärmer lieber
Und will ein Thor um Gotteswillen ſein,

Als daß der Mehlthau Eurer Klugheit je
Des Herzens reine Blüthe mir verdirbt!

Philipp.

Ihr seid ein wackrer Herr, reicht mir die Hand.
Auch sehn wir bald, woran wir sind. Die Zeiten
Sind ernster jetzt, als sonst; wir stehen auf der
Haarscharfen Grenzmark der Entscheidung jetzt,
Wo Schwarz von Weiß, der Morgen von der Nacht,
Vom Guten sich der Böse trennt. Ich hoffe,
Daß ernster ihn die ernste Zeit gemacht,
Und der in guten Tagen uns verließ,
Da wir sein nicht bedurften, gebet Acht!
Jetzt in den schlimmen wird er bei uns stehn.
(Zum Gefolge:)
Seht Ihr noch nichts von meinem Schwiegersohn?

Erster Edelmann.

Nichts, gnäd'ger Herr.

Philipp.

Nun freilich, allerdings.
Der Weg ist schlecht, die Tage sind schon kurz,
Er reist mit seiner Frau, da geht's nicht rasch.

Friedrich.

Du armer Landgraf, was bemühst Du Dich,
Mit linden Worten, die Du selbst nicht glaubst,

Dein eignes Herz zu täuſchen, daß Dich warnt!?
Ja, geh hinaus! geh, ſtell' Dich an den Weg!
Sieh Dir die alten müden Augen aus:
Dein Moritz kommt nicht, ſag' ich Dir!

Erſter Edelmann.

Ich ſehe
Staubwolken auf der Straße —

(Man hört Hörnerklang, der ſich wachſend wiederholt und allmälig in einen luſtigen Marſch übergeht.)

Zweiter Edelmann.

Und das Horn
Des Thurmers ſchmettert —

Erſter Edelmann.

Herzog Moritz ſprengt
Dem Zug voran —

Zweiter Edelmann.

Sie reiten in den Hof —

Philipp

Nun? ſagt' ich's nicht?

Erſter Edelmann.

Der Herzog ſpringt vom Roß —

Zweiter Edelmann.

Und aus der Sänfte hebt er ſein Gemahl —

Philipp.

Mein wackrer Moritz! O ich sagt' es ja,
Hab' ich es nicht vorhergesagt?

Erster Edelmann.

Sie kommen —

Philipp.

Reißt auf die Thore! alle Thüren auf!
Mein wackrer Sohn!

(Zum Kurfürsten:)

Nun? und was sagt Ihr nun?
Gelt? Schlaget ein: Ihr habt es gut gemeint —
Ich sagt' es ja, er ist mein wackrer Sohn, —
Da, schlaget ein —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. **Moritz** seine Gemahlin **Anna** am Arme führend. Gefolge. Wie sie eintreten, Tusch; dann schweigt die Musik. Allgemeine Begrüßungen; worauf sich das Gefolge zurückzieht.

Philipp.

Mein Moritz! Theures Kind!

Anna.

Mein theurer Vater! — Endlich, endlich wieder
In Eurem Arm, an Eurer lieben Brust —

Moritz.

Ei grüß' Euch Gott, Herr Vater! Es ward ſpät,
Die Anna war heut früh nicht wach zu kriegen.
Nun grüß' Euch Gott, Herr Vater! — Werther Ohm,
Habt meinen Gruß! Wie geht's? Was macht die Frau,
Die treffliche Sibylle? Denn Ihr wißt,
Daß ich von alten Zeiten her ihr huld'ge
Mit ritterlichem Dienſt — und meiner Frauen
Großgunſtiger Erlaubniß. Aber, Oheim,
Ihr ſeid ein wenig alt geworden.

Friedrich.

Wehe dem,
Deß Locke braun bleibt in ſo böſer Zeit!

Moritz.

Nehmt Euch in Acht, daß unſre Frauen das
Nicht hören, Oheim! — Aber Ihr, Herr Vater,
Ihr ſeht ja zwanzig Jahre jünger aus,
Als da wir uns zum letztenmal geſehn?
Wie geht's am Hof zu Kaſſel? Seid Ihr noch
Derſelbe Jäger vor dem Herrn, wie ſonſt?

Philipp.

Derſelbe, freilich. Doch ein andres Wild
Zu jagen giebt es —

Moritz.

Wie verſteht Ihr das?
Ihr lacht? Ihr ſchweigt? Und Friedrich beißt die Lippe
Und zupft am Schwert? Laßt uns zur Sache kommen:
Es geht ein ſeltſames Gerücht im Land,
Das unerhörter Dinge Euch beſchuldigt:
Was iſt daran? Sprecht offen, werthe Herrn:
Eur Name leidet unter dem Gerücht:
So ſtraft es Lügen, widerlegt es, ſprecht! —
Und ſchrecklich wär' es, könntet Ihr das nicht.

Friedrich.

Was das Gerücht Euch ſagte, weiß ich nicht:
Das aber weiß ich, daß wir Willens ſind,
Eur edler Schwiegervater und ich ſelbſt,
Auf offner Wahlſtatt, in gerechtem Krieg,
Das ſchnöde Joch des Kaiſers abzuwerfen —

Moritz.

Was für ein Joch? was wollt Ihr von dem Kaiſer?
Was that er Euch? Hat er das Vaterland
Nicht groß gemacht und ſeinen Ruhm erhöht,
Vom fernſten Norden bis gen Afrika,
Wie es nicht war ſeit Karls des Großen Zeit,
Ein andrer Er und noch ein größrer Karl?!
Die deutſche Krone, die verachtet war,

Ein ſchnöder Spielball fremder Raubbegier,
Glänzt ſie nicht wieder, ſeitdem er ſie trägt,
Als Mittelpunkt und Sonne dieſes All?
Ja dürfen wir, ſeit Karl, als deutſcher König,
Die goldenen, die Zügel lenkt der Welt,
Nicht unſers Namens wiederum uns freun,
Und dürfen ſtolz ſein, daß wir Deutſche ſind?!

Friedrich.

Allein an unſerm Glauben kränkt er uns
Und unterdrückt ihn —

Moritz.

O mein guter Ohm,
Das ſind die Stimmen Eurer Geiſtlichen,
Die Ihr zu viel im Kabinete hört.
Was kümmern uns die theologiſchen
Spitzfindigkeiten? Diene Jeder ſeinem Gott,
Wie er's vermag und wie ſein Herz ihn treibt.
Doch wär's ein Jammer, wollt' ein Fürſt und Herr,
Die wir auf Ruhm und Thaten ſind geſtellt,
Mit dieſen Dingen ſeine Zeit verlieren.
Nein, Größres giebt es, und nach Einem erſt
Bei Allem frag' ich, was ich unternehme:
Das iſt mein Deutſchland, iſt mein Vaterland!
Beweiſt mir erſt, Karl wäre Deutſchlands Feind

Und gösse Schmach, wie Macht und Ehre jetzt,
Auf unſers Vaterlandes heil'ge Stirn —
Beim ew'gen Gott! der Erſte will ich ſein,
Der ſich mit Euch zum Krieg verbinden wird;
Ja dieſes Schwert, das er mir ſelbſt verliehn,
Als ich in Welſchland, im Franzoſenkrieg,
Mit meinem Leibe blutend ihn gedeckt —
Ich rennt' es ihm mit Lächeln durch die Bruſt!
Doch ebe nicht. — Und darum warn' ich Euch
Und bitt' Euch drum, mein Vater: trauet nicht
Den ungeſtümen Worten meines Ohms,
Und der entſetzlich folgeſchweren That,
Der unermeßlichen, in die er Euch
Verſtricken will!

Philipp.

O nun halt ein, mein Sohn!
Das geht nicht an, daß Du mich lehren willſt,
Was meine Pflicht iſt und mein Recht zu thun,
Und meine beſten Freunde mir verklagen.
Ich bin ein alter Mann, mein Sohn! Hab' ich
Gewählt, ſiehſt Du, dann hab' ich es. Der Krieg
Iſt unvermeidlich: und ſo frag' ich Dich,
Mit runden Worten, ob Du theilen willſt
Gefahr und Vortheil dieſes Kriegs, zu welchem
Dein Glaube Dich, das Beiſpiel Deines Hauſes

Und munter nicht Dein eigner Nutzen treibt.
Doch willſt Du's nicht, ja willſt Du wirklich lieber
Hofjunker werden bei der Majeſtät
Von Spanien mit den geſchlitzten Aermeln,
In die ſie unſre edlen Freiheiten,
Die Privilegien und Provinzen ſteckt:
Wohlan, mein Sohn — Doch nein! es geht ja nicht!
Du kannſt ja nicht zum Schelme werden wollen
An Deiner Freiheit, Deinem Vaterland! —
Doch wie Du willſt! Ich rede Dir nicht zu —

Anna.

Mein theurer Vater — mein geliebter Mann —
Reicht Euch die Hand! Dies iſt kein gut Geſpräch,
Mit dem man ſich beim Wiederſehn begrüßt —
Von etwas Anderem!

Moritz.

Und wär' es ſo,
Und gäb's zu klagen über Dies und Jenes:
Habt Ihr den Born der Güte denn erſchöpft?
Seid Ihr zu Rande? ganz hinausgeſtoßen
Auf dieſe letzte blutige Entſcheidung?

Friedrich.

Wir ſind es: ganz.

Moritz.

Ich glaub' es nicht, nein, nein!
Es kann nicht sein! Versucht es noch einmal,
Ich selber will für Euch zum Kaiser gehn —

Philipp.

Ich danke Dir. Ich habe einen andern
Fürsprecher, welcher sichrer ist: mein Schwert.

Moritz.

Allein bedenkt das Beispiel, theure Herrn,
Bedenkt die höchst gefährliche, die Lehre,
Die Ihr den Völkern gebt. Ihr wißt es selbst:
Die Welt ist nicht die alte, wie zuvor;
Es giebt viel Unzufriedene, Viele giebt es,
Die neue Dinge sinnen, die gerüstet
Zu Bette gehn, ja die um Mitternacht
Vom Lager fahren und mit gier'gem Ohr
Hinaus sich lehnen in die stumme Nacht,
Daß sie die Lärmkanone nicht verschlafen:
Und einer Pulverkammer gleicht die Welt.
Werft nicht Ihr selber, ich beschwör' Euch drum!
O nicht den Funken werft Ihr selbst hinein,
Der Euch und uns und das ehrwürd'ge Reich
In Einem Aufruhr in die Lüfte sprengt!
Denkt an die Bauernkriege! Wie fielln sie,

Die Hungernden, die Bettler, die Geplagten,
Sie, denen nichts in Gottes Welt gehört,
Zu nichts geboren, als allein zur Qual,
Auf nichts mehr hoffend, als allein den Tod,
Die Ausgeſtoßnen, die Elenden, welche
Der Zahn des Hungers, die Gewalt der Noth,
Das leiſe Wimmern ihrer Säuglinge
Mit unabweisbar zwingender Gewalt
Entgegenſtachelt wider das Geſetz —
Wie ſollen ſie das göttliche Gebot
Des Friedens halten, wenn Ihr ſelber es
Mit Füßen tretet! Ihr, zwei große Fürſten
Des Deutſchen Reichs, auf deren goldne Wiege
Der Ueberfluß ſein ſchwellend Horn geleert,
Die noch den Zwang der Armuth nie gefühlt,
Die nie der Sporn, der grauſame, der Nothdurft
Von des Geſetzes gradem Wege treibt?
Bedenkt es wohl, Ihr theuren Herrn! Bedenkt,
Wohin Euch dieſe Strömung reißt — und haltet,
Um Eurer Völker willen haltet ein!

Friedrich.

Nein, umgekehrt! Grad' um der Völker willen
Erheben wir das Banner dieſes Kriegs:
Weil ſie ſo arm ſind, weil ſie nichts beſitzen,

Als ihren Gott, den der Hispanier
So gut, als uns, auch ihnen nehmen will,
Und weil sie selber sich nicht helfen können!
Wir sind's für sie, wir einzig, ihre Fürsten,
In deren Hand das künftige Geschick
Der Völker ruht; wir sind dazu berufen,
Wir höchsten Ritter unsers Volks, für sie
Hinauszutreten auf den offnen Plan,
Und der gerechten Forderung unsrer Zeit,
Den stummen Bitten des gedrückten Volks,
Der unvernommnen Sehnsucht des Jahrhunderts
Den fürstlichen, den starken Arm zu leihn.
Was sollt' ein Volk beginnen, das nicht länger
Auf seine Fürsten sich verlassen kann!
Für dessen Leiden seine Könige
Kein Auge haben! dessen Todesschrei
Kein Echo trifft in seiner Fürsten Brust!
Dann muß sie, ja! dann muß sie wiederkehren,
Mit der Du jetzt vergeblich uns bedrohst,
Die ehrne Zeit der Bauernkriege! dann
Noch einmal muß zum Menschenmorde sich
Die Sense schärfen! Dann noch einmal stehn
Armuth und Reichthum zähnefletschend sich
Gleich zween ergrimmten Hunden gegenüber,
Und stromweis fließt das Herzblut unsers Lands!

Moritz.

Brav, guter Oheim! o beim Himmel, brav!
Ich kann Euch sonst nicht leiden, guter Ohm,
Doch das beiseit: denn was Ihr da gesagt —
Gott lohn' es Euch! es traf mich in mein Herz
Und hallt mit tausend Stimmen donnernd nach!
O ich will auch ein solcher Heiland werden
Des armen Volks und der bedrängten Zeit!
Doch kann ich's besser werden, als daß ich
Die Spuren dessen gehe, der der Größte
Von Allen ist, die das Jahrhundert kennt,
Und der zum Wollen das Vollbringen hat?!
Mit ihm vereint, o welche Lust wär' das,
Ein einig Deutschland, ein verbundenes,
Und all' die Fürsten, groß und kleine Herrn,
Die Mißverstand und Neid jetzt von ihm trennen,
Mit ihm vereint — die ganze Welt beim Himmel!
Erstürmten wir und ganz Europa läge
Zu Deutschlands Füßen, ein besiegtes Weib!

Philipp.

Und unterdessen für uns selber ginge
Recht, Freiheit und Religion verloren.
Nein, guter Sohn: Dein Flug geht mir zu hoch.
Entscheide Dich und sprich es einfach aus:

Bist Du Schmalkaldisch oder Kaiserlich?
Und dann in Gottes oder Teufels Namen,
Thu, was Du magst.

Moritz.

Ich hab' es Euch gesagt:
Ich sehe keinen Grund zu diesem Kriege,
Den Ihr so keck, als wär' es goldne Frucht,
In unsers Landes heil'ge Fluren sät.
Ihr selber gebt, ich sag' es Euch voraus!
Daran zu Grunde und Deutschland mit Euch.
Denn was ist Schlimmres und Entsetzlichers,
Als Bürgerkrieg?! Und der ist Euer Werk,
Das ich aus Herzens allertiefstem Grunde,
So wahr mir Gott im Tode gnädig sei,
Nicht billigen, noch theilen kann.

Friedrich.

Nun denn,
So sind wir quitt und wissen, wie es steht:
Und zwischen uns und Euch entscheidet künftig
Das Schwert allein.

Anna.

Nein, Oheim, weiter nicht!
Ich bitt' Euch drum, mein Vater! Endet hier
Dies unglückselig ängstliche Gespräch.

Nicht doch, Ihr Herrn, iſt das ein Wiederſehn?
Kommt, gebt zur Tafel! Laßt die Becher erſt
Mit ſüßem Klang zur Einigkeit Euch laden.
Es thut nicht gut, daß Ihr ſo disputirt.
Mein theurer Moritz! Sieh mich freundlich an,
Ich küſſe Dir die liebe Stirn —

Philipp.

O fort,
Hinweg von ihm, Du arm unſchuldig Kind!
Ich kann's nicht ſehn, daß Deine reine Lippe
Auf dieſem Brandmal des Verräthers ruht —

Moritz.

Verräther? was?! Ich aber ſage Euch:
Wenn wo Verräther ſind, ſo ſind ſie dort,
Wo man dem Kaiſer Eid und Treue bricht
Und Thaten ausſät in den Schooß der Nacht,
Davor der Tag ſich ſchaudernd wird entſetzen! —
Verräther? Pah! es iſt ein Wort, nichts mehr:
Ich hab' ein Herz für Deutſchland, aber keines
Für Euren Zwiſt: heißt das bei Euch Verrath?!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſabeth von Rochlitz, blind, von zwei Kindern geführt, welche, nachdem ſie in der Mitte Platz genommen, ſich zurückziehen.

Eliſabeth.

Wer ſpricht ſo laut?

Moritz.

Eliſabeth von Rochlitz?!

Eliſabeth.

Ich bin es, ja! Ich bin die alte, blinde,
Gebeugte Frau, die ſternenloſe Nacht,
Die dunkle Mutter Eures hellen Glücks —
War das nicht Moritz' Stimme?

Friedrich.

Theure Frau!

Philipp.

Gott ſegn' Euch, edle Frau! Wie geht es Euch?
Was führt Euch her?

Eliſabeth.

Ah, Philipp! Immer noch
Der alte volle freigeborne Ton,
Der warm und mild ſich an die Seele legt —
Reicht mir die Hand — und Ihr, Herr Kurfurſt, auch:
Ei ſegn' Euch Gott, Ihr auserwählten Streiter
Des Evangeliums! Geſegn' Euch Gott!

Anna.

O theure Ahnfrau! wurd'ge Mutter!

Eliſabeth.

Horch,
Das war das Silberglöckchen meiner Anna!
O Deine Stimme thut unendlich wohl,
Recht wie ein Alphorn in der reinen Luft,
Wie einer Lerche fröhlicher Geſang,
Die trillernd ſich auf gleichen Flügeln wiegt,
Indeſſen hoch von wolkenloſem Himmel
Aus ſel'gem Blau die goldne Sonne ſcheint —
Wie iſt's, mein Kind: ſcheint ſie da draußen auch?

Anna.

Nein, gnäd'ge Frau, der Himmel iſt bewölkt.

Eliſabeth.

Das ſind die Wolken der zukünft'gen Zeit,
Die drohend niederhangen. Sprecht, Ihr Herrn!
Denn aus dem öden Wittwenzimmer trieb
Allmächtig mahnend dieſe Sorge mich:
Wie ſteht's, Ihr Herrn? Wann ſchlagt Ihr los?
Wann ſchmettern
Schlachtmuthige Trompeten durch das Land,
Die Welt aufbietend wider Kaiſer Karl?
Denn dieſen haß' ich! Mit der äußerſten

Kraft meiner Seele dieſen! Daß ich dieſen
Nicht ſehen kann in ſeiner Todesqual,
Wenn ſich ſein blaſſes Angeſicht verzerrt
Und er umſonſt die hagern Arme breitet,
Das kümmert mich! Auslöſchen will der Kaiſer
Die heil'ge Leuchte unſers Glaubens! Blind
Will er die Menſchen machen — denkt Euch, blind!
Blind! Faßt Ihr das? Ich weiß es, was das heißt!
O nur nicht blind, die Welt nicht blind gemacht!
Nicht ausgelöſcht: das ſegensreiche Licht,
Den heitern Quell des Lebens und der Luſt!
In Flammen lieber, wenn es ſein muß, ſtehe
Ringsum die Erde — nur nicht Nacht! nicht Nacht! —
Verzeiht, Ihr Herrn! Ich bin geſchwätzig. Redet:
Wie weit ſeit Ihr? Wo ſtehen Eure Truppen?
Wer iſt im Bundniß? Und wann ſchlagt Ihr los?

Friedrich.

Fragt Euren Enkel Moritz, gnäd'ge Frau:
Vielleicht kann er Euch ſagen, wann es ihm
Gefällig ſein wird, gegen uns zu ziehn
Und Schwert an Schwert zu meſſen mit dem unſern.
Denn Euer Enkel weigert ſich des Bunds.

Eliſabeth.

Was hör' ich? Moritz, Moritz — was iſt das?

Soll ich noch wünſchen taub zu ſein, wie blind?
Wo biſt Du, ſprich? O man verläumdet Dich —

Philipp.

Nein, werthe Frau: es iſt ſo, wie Ihr hört —

Elisabeth.

Was? Du bleibſt ſtumm? Du haſt kein winzig Nein,
Kein leiſes Wort, kein allerkleinſtes Flüſtern
Für eine arme augenloſe Frau,
Die Dir ja nicht ins Angeſicht kann ſchauen,
Die nicht die Sprache Deines Auges, nicht
Das ſüße Lächeln Deines Munds kann leſen —
Ich bitte Dich: ſprich! ſage nein!

Philipp.

Wie nun?
Wo ſind ſie nun, die hochgeſchwollnen Wogen
Der Redekunſt, mit denen Du das bischen
Ehr' und Gewiſſen aus der Bruſt Dir ſpülſt?
Du ſchweigſt, Du kämpfſt — o Moritz! o mein Sohn!
Noch iſt es Zeit — kehr um! noch iſt es Zeit!

Anna.

O geh zu ihr, mein Moritz, ſprich mit ihr!

Moritz.

Ihr thut nicht gut, was macht Ihr doch aus mir?

So ſtehlt mir doch das Herz nicht aus der Bruſt,
Ich kann ja doch nicht anders —

(Wird von Anna zur Eliſabeth geführt, mit halbem Widerſtreben.)

Eliſabeth.

Ja das biſt Du,
Das iſt das Zucken Deiner lieben Hand —
Beug' Dich zu mir! Knie neben mich, mein Kind,
Laß meine Hand mit ängſtlich leiſem Finger
In Deinem Antlitz forſchen, ob Du's biſt.
O ſieh, mein Kind: als Du geboren wardſt,
Des kranken Vaters ſpätgeborner Sohn,
Mit Deiner Mutter Tode Du erkauft:
Da hob ich jauchzend in den Armen Dich,
Mein Auge damals, das ſeitdem erloſch,
Das damals noch in Gottes ſchöner Schöpfung
Sich ſpiegelte — mein Auge war das erſte,
Das Dich mit Liebe angeblickt! O Gott,
Ich ſeh' ja noch, wie Du da zappelteſt
Und mit den großen braunen Augenſternen
Mich durch und durch bis in die Seele ſahſt!
Und ſiehſt Du wohl? da ſind' ich alle noch
Die ſüßen Spuren Deines Angeſichts!
Das iſt die liebe Stirne — nein, nein, nein!
Nichts Böſes birgt ſich unter ſolcher Stirn!
Du bleibſt uns treu, Du kannſt nicht von uns gehn,

Es iſt nicht wahr, ich zeuge gegen Dich,
Die Schrift, die ew'ge, die der Schöpfer ſchrieb
In die erlauchte Bildung Deiner Stirn,
Sie täuſcht mich nicht! Ich habe nicht verlernt,
In ihr zu leſen — nein, Du bleibſt uns treu —
Sprich aus das Wort: bleib bei uns! ſprich es aus!

Moritz.

Ich kann ja nicht! ich kann nicht! laßt mich los!
Was wollt Ihr denn? was lockt Ihr mich hieher
Und werft mir Gift in meinen klaren Wein?!
So ſeid doch menſchlich! reißt ſo ſtürmiſch nicht
An meinem Herzen! Es empfindet auch,
Es hat auch Blut —

(Aufſchreiend.)

ich bin ja nicht von Stein!
Ich fühl' die Thränen dieſer blinden Frau,
Ich fühl' den ſtummen Jammer meines Weibs —
Hinweg! hinweg! Ich bitt' Euch, laßt mich los,
Ihr ſtehlt mir ja das Herz noch aus der Bruſt!!

Anna.

Er iſt der Unſre wieder — mein Gemahl!

Elifabeth.

Still! ſtill! Ich höre Tritte —

Moritz.

(Aufſpringend:)

Ha bei Gott!

Das iſt mein Freund, mein Carlowitz!

Friedrich.

Ihn ſandte

Dein böſer Genius! —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. **Carlowitz.**

Moritz.

Mein Carlowitz —

O nun iſt's gut, nun hab' ich ſelbſt mich wieder!

Wo kommſt Du her? was bringſt Du, ſprich?

Carlowitz.

Ich komme

Von Nurnberg, von des Kaiſers Hof.

Friedrich.

Sieh da,

Vom Hof des Kaiſers! Alſo immer noch

Den Botenläufer macht Ihr, der die Freiheit

Des Deutſchen Reichs und meines Neffen Ehre

An Spanien verkuppelt? Nun, gebt Acht,

Daß Euch zuletzt der Kuppelpelz nicht fehlt!

Carlowitz.

Ich bin der Diener meines Herrn, nichts mehr,
Und meine Ehre iſt die ſeinige.

Moritz.

Und wie verlieſſt Du Seine Majeſtät?
Denkt er an mich mit der gewohnten Gnade
Und gönnt mir noch, wie ehemals, den Platz
An ſeinem Herzen?

Carlowitz.

Seine Majeſtät
Entbieten Euch in Gnaden Ihren Gruß:
Sie wüßten wohl, in dieſen böſen Zeiten,
Mit welchen Künſten Euch die Welt verſucht,
Und welches Gift des Argwohns und des Neides
Man auf die Blume kaiſerlicher Gunſt
Zu ſtreuen ſucht. Allein Sie wüßten auch,
Was Sie an Euch gethan, und welche Bande
Der Dankbarkeit, der Ehre und der Pflicht
Euch feſſelten an Sie. Sie wüßten ferner,
Welch reiches Kleinod ritterlicher Tugend
In Eures Herzens keuſcher Tiefe ruht,
Und daß vom Himmel eh' die Sonne weicht,
Als Ihr vom Pfad der Ehre. Demgemäß,
Gleich wie ein Vater ſchaut auf ſeinen Sohn,
So ſchauen Seine Majeſtät auf Euch:

Der Degen Ihr, der ſeine Schlachten kämpft,
Ihr ſollt der Schild ſein, der ſein Herz bedeckt.

Moritz.

Sagt' ich es nicht? Der Kaiſer liebt mich — o
Ihr kennt nur nicht den hochgebornen Mann,
Der, wie ein Halbgott wandelnd durch die Welt,
Noch mit dem Abglanz ſeines Ruhmes meine
Farbloſe Jugend goldig überſtrahlt!
Ihr kennt ihn nicht, wie ich! Darum noch einmal
Gönnt ihm ein Wort der Liebe! Rufet auch
Mit Freundesgruß ein Echo in ihm wach,
Das mit des Friedens ſeliger Verheißung
Die Welt, die dankbar horchende, erfüllt!

Eliſabeth.

Weh mir, weh mir! Mein eigner Enkel wirbt
Für meinen Feind!

Friedrich.

(Zu Carlowitz:)

Und habt Ihr weiter nichts?
Vollendet nur und ſcheut Euch nicht vor uns:
Packt aus das Gold, die Titel, die Provinzen,
Für welche Euer Herzog ſich dem Kaiſer
Verſchachert hat — packt aus! Wir wiſſen doch,
Wie es mit uns und mit dem Moritz ſteht!

Carlowitz.

Nein, mein durchlaucht'ger Herr! Von anderm Inhalt
Iſt meiner Botſchaft trauervoller Reſt —
Höchſt trauervoll —

Philipp.

Ihr meint für uns? Ei Lieber,
Wir ſind gewöhnt an Schwerter und an Kugeln,
Und darum denk' ich, Eure Worte werden
Uns auch kein Loch in unſre Wämſer machen.
So ſprecht es aus — und dann zum Schluß!

Moritz.

Sprich, ſprich!

Carlowitz.

Ihr habt's gewollt —

Friedrich.

O bitt' Euch, ſprecht heraus!
Es wird mir ſchwül in Eurer Nachbarſchaft.
Macht kurz, ich bitt' Euch! und dann friſch zu Pferde!
Denn dieſe Wölbungen erſticken mich.

Carlowitz.

Und doch glückſelig, über deſſen Haupt
Das fichtne Dach, das gaſtliche, des Freundes
Sich wölben darf! Den von des Freundes Seite,
Von ſeines Weibes, ſeiner Kinder Bruſt,
Kein gellend Hiftborn der Verfolger ſchreckt!

Dem nicht der Athem in der Kehle ſtockt,
Wenn hinter ihm ein Fußtritt hallt! Nicht Jedem
Ward es ſo gut: auf obdachloſer Haide,
Das Kainszeichen auf der bleichen Stirn,
Dem Dolch des Mörders wehrlos preis gegeben,
Irrt der Geächtete —

Moritz.

Weh, was wird das?!

Anna.

Mein Vater! —

Elisabeth.

Wehe, weh den Lebenden!

Carlowitz.

Ich ſprech' es aus; doch Bote bin ich nur: —
Philipp von Heſſen, Friederich von Sachſen,
Weil ſie des Aufruhrs ſich vermeſſen haben,
Sind in der Acht des Kaiſers —

Anna.

Ew'ger Gott! — —

Philipp.

Nun? weiter nichts? Seht mich doch an — ich bin

Noch ſo geſund, wie vorher. Dieſer Schlag iſt kalt,
Er trifft mich nicht.

Carlowitz.

(Zu Moritz:)

So fährt der Kaiſer fort,
Und ſpricht zu Euch durch mich: Höchſt ungern nur,
Mit zaudernd ſchmerzzerrißner Seele, hat er
Zu dieſem letzten Schritte ſich entſchloſſen.
Auch jetzt noch ſoll der ausgeſprochne Fluch
Nicht mit der ganzen fürchterlichen Schwere
Auf die verfehmten Häupter fallen; offen
Soll auch noch jetzt das Thor der Gnade ſtehn
Und ſelbſt das Unvermeidliche ſoll noch
So ſanft geſchehen, als geſchäh' es nicht.
Darum an Euch, mein Herzog, gebt ſein Ruf!
Wie durch Geſetz und Lehnspflicht Eurem Kaiſer,
So durch des Blutes fromme Bande ſeid
Ihr den Geächteten verwandt; gleichmäßig
Theilt Euer Herz ſich zwiſchen Beiden. Euch
Daher, mein Fürſt, ernennt er zum Vollſtrecker
Der traurigen, der kaiſerlichen Acht —

Moritz.

Mich ſelber, was? In dies mein eigen Fleiſch
Soll ich den Degen bohren?

Anna.

(Sich zwiſchen Moritz und Philipp werfend.)

Ueber mich!

Erſt über mich der Weg zu meinem Vater!

Eliſabeth.

Weh, weh dem Moritz! weh dem Tage, weh,
Da ich zuerſt ihn in die Arme nahm!

Carlowitz.

Der Kaiſer hofft zu Euch, daß Ihr mit Sanftmuth
Und eingedenk verwandtſchaftlichen Blutes,
Des herben Auftrags Euch entled'gen werdet,
Dem er die Hälfte ſeines Stachels nimmt,
Indem er ihn in Eure Hände legt.
Ihr ſollt demnach ſogleich ein Heer verſammeln
Und ungeſäumt, in kaiſerlichem Namen,
Beſitz ergreifen, bis auf Weiteres,
Von Land und Gütern der Geächteten,
Damit kein Andrer ſich daran vergreift.

Friedrich.

Nun? zaudert Ihr? Hier iſt des Aechters Haupt:
Werft Euer Schwert auf die verfehmten Scheitel –

Philipp.

Gemach, gemach! Es iſt was an dem Ding:
Und wenn Dein Herz einmal entſchloſſen iſt,
Den heil'gen Kampf der Freiheit nicht zu theilen,

So rath' ich ſelber, übernimm die Acht!
Denn Andre werden, und nicht Beſſre! ſonſt
Zu dieſem Werk die gier'gen Hände bieten:
Längſt auf mein ſchönes Heſſen wirft der Nachbar
Sein luſtern Auge — übernimm die Acht!
Und da Du doch nicht unſer Freund willſt ſein,
Wohlan, mein Sohn, ſo ſei uns ſolch ein Feind,
Der von der Feindſchaft nur die Maske trägt,
Mehr ein Vermittler, als ein Feind.

Anna.

Nein, nein!
Zu Deinen Füßen lieg' ich — theurer Mann,
O ſieh nicht fort! blick her! es iſt dieſelbe,
Die Du mit liebeglühnden Armen einſt
An Deine ritterliche Bruſt gezogen —
Dein Weib, Dein All! — O Gott, Du kannſt ja nicht,
Kannſt nicht das Herz mir brechen wollen!

Eliſabeth.

Komm,
Komm Du zu mir, Du unglückſelig Weib!
Heut meine Nacht, wie paßt ſie doch für Dich!
Denn auch für Dich verlöſcht die Sonne heut.

Friedrich.

Zu Rouz, der im heftigſten Kampf ſchweigend daſteht.

Nun? ſeid Ihr ſtumm?

Anna.

Mein Moritz!

Moritz.

(Plötzlich gewaltsam ausbrechend)

Fort! hinweg!

Mein Pferd! mein Pferd! Ich übernehm' die Acht!

(Der Vorhang fällt)

Zweiter Akt.

Im kaiſerlichen Lager vor Wittenberg. Gefängniß.

Erſter Auftritt.

Johann Friedrich, Sibylle, ſeine Gemahlin, und **Lucas Kranach.** Im Hintergrunde Wachen.

Friedrich.

Das iſt der Wechſel menſchlichen Geſchicks,
Der auch die Hochgebornen nicht verſchont:
Und gern und freudig will ich ihn ertragen,
Weil ihn mein Heiland über mich verhängt.
Um Dich, mein Weib, um Dich nur thut's mir leid:
Du, geſtern noch im weichen Schooß des Glücks,
Von tauſend ſüßen Hoffnungen umgaukelt,
Geſtützt auf Deines Mannes wackres Schwert
Und den gerechten Vortheil unſrer Sache —
Heut nur ein Gaſt, ein kaum geduldeter,
In des Beſiegten traurigem Gefängniß —
Und Wittwe morgen, eh' die Sonne ſinkt.

Sibylle.

Nein, nein, das nicht! Er kann nicht ſo unmenſchlich,
Nicht ſo undenkbar unbarmherzig ſein,
Der ſtolze Kaiſer, der mit ehrnem Fuß
Den gramgebeugten Nacken uns zertritt!
Was fürchtet er? was kannſt Du ihm noch ſchaden?
Was droht dies arme Reſtchen Leben ihm,
Dies Einzige, das von dem Traum der Herrſchaft,
Vom kurzen Wahnbild unſrer Macht uns blieb?
Iſt nicht Dein Heer geſchlagen und zerſtreut?
Der Bund zerſtoben? Landgraf Philipp ſelbſt
In Unterhandlung? Ja die letzte Stadt,
Die unſer war, dies theure Wittenberg,
Der heil'ge Boden, welchen Luther einſt
Zu unſers Glaubens Aufgang weihete
Und der jetzt fühllos unſre Thränen trinkt —
Hab' ich ſie nicht dem Kaiſer auch ergeben?
Gefangner biſt Du in der eignen Stadt,
Ich ein ohnmächtig unverſtändig Weib,
Und von den Freunden, die in guten Tagen
In unſrer Hofburg ſich verſammelten,
Blieb Niemand uns,

(Kranach die Hand reichend)

als dieſer letzte Freund.

Friedrich.

Mein wackrer Freund!

Kranach.

Ich kann es noch nicht faſſen,
Wie es ſo kam, und wie ein ſolches Heer,
So wohl verſehn, von ſolchem Mann geführt,
Zertrümmert ward in einer einz'gen Schlacht.
Ein Märchen dünkt mich's, doch ein trauriges.

Friedrich.

Wohl, hört mich an: es iſt ein Troſt des Elends,
Ein leidiger, daß es geſchwätzig macht,
Und daß wir gern in trauervoller Klage
Den Urſprung unſers Jammers wiederholen.
Der Kaiſer zog, verſtärkt durch Herzog Moritz,
Den ungerathnen Sprößling unſers Stamms,
Von Böhmen her mit großer Uebermacht
Auf mich heran. Ich zählte nicht die Köpfe,
Die Lanzen nicht, noch Roß und Reiſige:
Ich maß die Inbrunſt meines Herzens nur
Und meiner Seele flammende Begier,
Für Gott zu ſtreiten. Darum hielt ich Stand,
Wiewohl der Landgraf fern von dannen war,
Das eigne Land zu decken, und mit ihm
Des Heeres beſte Hälfte. Ja mir war
Es lieb beinah, daß ich der Einz'ge wäre,

Zu ſiegen hier, und, ſollt' es ſein, zu ſterben: —
Denn Philipp liebt Gott doch nicht ſo, wie ich.
Bei Mühlberg, weißt Du, wo in trägem Lauf
Die Elbe zögernd unſre Fluren netzt,
Ward ich vom übermächt'gen Feind ereilt.
Den Sonntag war's — vielleicht der letzte, welchen
Beim Klang der Glocken ich begrüßen werde!
Ich aber nahm es als ein gutes Zeichen
Und in der Kirche weiht' ich mich zum Kampf,
An Gott und Dich, mein Weib, gedenkend. Plötzlich,
Gleich wie auf des bewegten Waſſers Rücken
Mit tauſend Funken ſich die Sonne wiegt,
So plötzlich ſah von Harniſchen und Helmen
Man das geduld'ge Waſſer überdeckt,
Und ſtolze Roſſe, erzne Männer ſtiegen
Durch die verrätheriſch preisgegebne Furth,
Gleich Meeresungeheuern, an den Strand.
Was weiter folgte und geſchah: zuerſt
Die todesſchwangern Grüße der Kanonen,
Das heiſre Echo der Commandorufe
Und der Trompeten ſchmetterndes Signal —
Staubwolken dann, Geſchrei der Fechtenden —
Dann dumpfe Stille, Roſſe, deren Reiter
Mit bleichem Mund die blut'ge Erde küſſen,
Zerbrochne Schwerter, ſinkende Standarten —

Und dann zuletzt, gleichwie mit wildem Toſen
Ein zürnend Weltmeer ſeine Dämme bricht,
So dann zuletzt in dichtgedrängten Fluthen
Die unaufhaltſam allgemeine Flucht:
Du haſt es oft im Scheingefecht geſehn
Und halb in Angſt und halb in Neubegier
An dem gewalt'gen Schauſpiel Dich gefreut:
Doch ernſte Wahrheit war es jetzt geworden,
So ernſt, ſo wahr — daß ich in Feſſeln bin.

Kranach.

Es iſt 'ne Prüfung, die Euch Gott geſandt;
Mir ſagt mein Herz, daß ſie zum Guten führt.

Sibylle.

Und unſer Vetter, nahm er Theil am Kampf?

Friedrich.

Nein, keinen Theil: jenſeit des Stromes hielt er,
Des Kaiſers Rücken deckend. — Aber horch,
Die Riegel klirren —

Sibylle.

Ha! es iſt
Der Cardinal!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Cardinal **Granvella** mit Gefolge

Granvella.

Weiß Seine Majeſtät
Von dem Beſuch?

Wache.

Ein Brief vom Kanzler Selden
Befahl den Eintritt —

Granvella.

Geht. Es wäre beſſer,
Durchlaucht'ge Frau, Ihr miedet dieſen Ort;
Er ziemt nicht Euch, noch Euren Ohren Das,
Was ich zu melden habe.

Sibylle.

Sprecht es aus —
Sprecht, werther Herr — ich bin ja ſtark — ganz ſtark —

Granvella.

Führt ſie beiſeit.

Friedrich zu Sachſen, ehmals
Churfürſt des heil'gen röm'ſchen Reiches, jetzt
Gefangner Seiner Majeſtät des Kaiſers,
Auf Leib und Leben peinlich angeklagt
Um Hochverrath und offne Rebellion,
In welcher man, die Waffen in der Hand,
Auf freiem Feld Euch aufgegriffen hat:
Zur Strafe deſſen, von gerechten Richtern,
Seid Ihr verurtheilt worden, mit dem Schwert
Gekörpft zu werden, morgen Mittag um
Die zwölfte Stunde.

Sibylle.

Ah! allmächt'ger Gott!

(Pause: die Umſtehenden verhüllen ihr Antlitz.)

Friedrich.

Der Kaiſer iſt mein Herr; er kann mich ſtrafen,
Es iſt ſein Recht. Allein erinnert ihn,
Daß er den Leib nur tödtet, nicht den Geiſt:
So tödt' er mich — wenn das noch Tödten heißt!

Granvella.

Empfehlt Euch Gott und haltet Euch bereit
Auf morgen früh um zwölf.

Ab mit Gefolge

Sibylle.

(Nach einer kurzen Pauſe die Augen aufſchlagend, ihre Umgebung anſtarrend:)

Nicht wahr? ich ſchlief
Und träumte bloß — o ſicher — träumte bloß,
Daß mein Gemahl im Kerker wäre — und —
Und ich bei ihm — und da — o toller Traum!
Da kam ein Mann, — ein bleicher, blut'ger Mann —
Und kam — und ſagte — o allmächt'ger Gott,
Es iſt ja Wahrheit! Wahrheit!! und kein Traum!

Friedrich.

Nein, faſſe Dich, es war gewiß ein Traum —

(Halb ſeitwärts:)

Ganz ſolch' ein Traum, wie alles unſer Leben,
Und das Erwachen iſt im Tod allein.

Sibylle.

Nein, täuſch' mich nicht — es war ja doch kein Traum —
Das ſind ſie ja, die nackten Kerkerwände,
In die man Dich, den Fürſtlichen, verſtieß —
Das iſt der Wachen dumpfer Schritt — und hier,

(Kranach ſtarrend.)

Wie kämen Thränen in die Augen hier?
So träumt man nicht . .

Kranach.

Faßt Euch, durchlaucht'ge Frau:
Die Kerkerluft, die beißt mich in die Augen —

Sibylle.

(Ins Anſchauen ihres Gemahls verſunken.)

O ſeine Augen, ſieh nur hin, wie klar,
Wie fromm ſie ſehn! Gott grüß' Dich, theurer Mann!
Du holdes Haupt, Ihr Augen, meine Sterne —
Ah! morgen früh! und dieſes Haupt fällt hin,
Kalt, blutend, in den aufgeworfnen Sand,
Und die geliebten Augen ſtarrn mich an,
Zum letztenmal, weit aufgeriſſen, weit —

Friedrich.

(Kranachs Hand preſſend.)

O welch' ein Schmerz!

Sibylle.

(Auffahrend.)

Was? kommt der Morgen ſchon,
Und heulen ſchon die Glocken von dem Thurm,
Und wirbeln ſchon die Trommeln durch die Stadt?!
Nein, nein, o nein! Ich laſſe Dich nicht los,
Um Deinen Nacken ewig ſchling' ich mich —
Hau zu, hau zu! Denn erſt, erſt trifft Du mich! —

Friedrich.

Genug, mein Weib! Nun faß und ſammle Dich!
Das Unvermeidliche muß Jeder tragen,
Gezwungen ſelbſt der Widerſtrebende;
Doch wer es willig trägt, der macht ſich frei
Und unterjocht ſein feindliches Geſchick.
Drum geh Du heim und ruh' Dich, kurze Stunden;
Bleib bei ihr, Kranach — und dann ſendet mir
Etwelche Diener des erhabnen Worts,
Daß ich mich läutre in Gebet und Beichte.

Sibylle.

Nein, laßt mich los! Der Sand verrinnt, hinweg!
Zum Kaiſer will ich — will die Hände ihm,
Die Sohlen küſſen und den Staub vom Fuß —

Kranach.

Bleibt, theure Frau. Schon heute morgen war

Die Bürgerſchaft in kläglichem Gewand
Bei Seiner kaiſerlichen Majeſtät,
Die Freiheit unſers Herren zu erflehn:
Allein ſie ward nicht vorgelaſſen.

Sibylle.

Ah,
Das ward nur Ihr, nur Fremde, rauhe Männer,
Die nicht die Qualen eines Weibs verſtehn
Und keinen Laut in ihrem Munde haben
Für den gewalt'gen Jammer meiner Bruſt!
Ich aber, ſiehſt Du, ich — ich bin ſein Weib!
Ich geh' zu ihm: der Kaiſer muß mich hören!
Und wär' aus Marmor die gewalt'ge Bruſt,
Und wär' ein Stein darinnen ſtatt des Herzens —
Er kann ja doch ein Weib nicht bitten laſſen,
Ein Weib! ein Weib!! um ihres Gatten Haupt!

Friedrich.

Bleib, ſag' ich Dir! Ich bin an meinem Ziel,
Und habe dieſen Tod verdient: zwar anders,
Als ihn die Macht der Menſchen mir erkennt;
Und doch verdient gewißlich hab' ich ihn.
Denn ich vermaß in meinem Herzen mich,
Als wäre ich der Lieblingsſtreiter Gottes,
Sein Held und Rüſtzeug — und das büß' ich nun.

Drum gehe nicht! Du aber,

(Zu Kranach.)

Freund: willſt Du
Mir einen Dienſt, den letzten thun, von vielen,
Die Du gethan —

(Ihn beiſeite führend, auf Sibyllen deutend.)

Geh, führe ſie nach Haus,
Betruge ſie, bered' ſie, wie Du kannſt —
Denn ich — nicht wahr? Du haſt verſtanden — ich —
Ich will mein Weib nicht wiederſehn. —
Nun geh,
Mein holdes Weib! Wir ſehn uns wieder, geh!
Und bleiben eine ew'ge Zeit beiſammen —

Sibylle.

Mein theurer Herr, — und iſt's auch ganz gewiß?

Friedrich.

(Sie umſchlingend.)

Was wäre Scheiden ohne Wiederſehn?
Nacht ohne Morgen, Winter ohne Lenz,
Ein endeloſer, fürchterlicher Tod —
Es giebt kein Scheiden ohne Wiederſehn!

Sibylle.

(An ſeinem Halſe hängend.)

Kein Scheiden giebt es ohne Wiederſehn!

Der goldne Morgen ſcheucht die dunkle Nacht,
Dem Winter folgt des Frühlings Blüthepracht,
Ein Cherub ſchmettert Auferſtehungslieder —
Leb wohl, mein Herr, leb wohl: wir ſehn uns wieder!

(Lange, innige Umarmung.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Moritz**, in zerſtörter Tracht, verwildert, außer ſich, die Wache gewaltſam beiſeite ſchiebend, hereinſtürzend, auf die Gruppe zueilend.

Moritz.

Fort! fort da! Platz! Ah wohl — da iſt er noch —
Er lebt! er lebt!! für diesmal, Cardinal,
Hätt' ich Dir noch die Beute abgejagt!

(Friedrichs Hände faſſend, ſie in krampfhafter Freude ſchüttelnd, ebenſo zur Sibylle.)

Mein edler Oheim! theure, liebe Frau! — —

Friedrich.

Nein, Moritz, nein! Dich wollt' ich nicht mehr ſehn.
Nicht Dein unheilig Antlitz ſollte ſich
Im Nachtmahlkelche dieſes Abſchieds ſpiegeln!
Geh, heb' Dich fort! Du biſt der böſe Geiſt,
Der ſchadenfroh mich in dies Netz verſtrickt,
Verräther Du an Freunden und an Gott —

Moritz.

O haltet ein, ich bitt' Euch, guter Ohm:
Dies iſt ein Punkt, der läßt ſich nicht ſo raſch
Und nicht in dieſem Augenblick erörtern,
Wo Wichtigers und — Beſſeres uns drängt.
Denn eben i ch, den Ihr Verräther ſcheltet,
Ich mit dem ſündhaft böſen Angeſicht —
Nun Gott ſei Lob! ich bring' Euch —
(Eine Schrift emporhaltend, frohlockend)
Eure Rettung!

Sibylle.

(Die Schrift an ſich reißend, ans Herz drückend, will dem Moritz zu Füßen fallen, mit jauchzendem, krampfhaftem Lachen.)
Ich küſſe Deine Knie —

Friedrich.

(Sie gewaltſam aufrichtend)
Weib, heb' Dich auf:
Es iſt der Feind des Evangeliums,
Vor dem Du knieſt!

Moritz.

Und doch — ſo kniet' ich auch
Und tiefer noch, und neigte mein Geſicht —
Ja, für mich ſelbſt, da hätt' ichs nicht gethan!
Allein es galt das Leben meines Ohms

Und meines Schwiegervaters ganzes Glück:
Und darum willig kniet' ich in den Staub.

Sibylle.

O habe Dank! mehr Dank, als dieser Mund,
Der stammelnde, Dir jemals sagen kann —
(In Thränen ausbrechend.)
Ich danke Dir!!

Kranach.

Und welchen anderen
Beschluß hat Seine Majestät erlassen?

Moritz.

Das Leben ist des Lebens höchstes Gut;
Zu athmen nur, zu wandeln ist ein Glück.
Es giebt kein andres Unglück als den Tod,
Weil er allein unwiderruflich ist,
Ein allerletzter, äußerster Beschluß.
Drum Alles, mein' ich, was vom Tode uns
Loskauft, ist köstlich, sei es bitter auch
Und bös an sich, weil es das Leben uns,
Die holde Lust des Daseins uns erhält.

Friedrich.

Ein weiser Anfang, welchen Ihr vermuthlich
Bei einem heidnischen Poeten last.
Doch denkt nicht Jeder so: und darum bitt' ich,

Sagt mir den Fortgang — und dann bleibe mir
Die freie Wahl.

Moritz.

Ihr ſollt Gefangner bleiben,
Von Land und Leuten abgeſetzt, ſo lange
Wie Seine Majeſtät es nöthig halten
Dem allgemeinen Frieden dieſes Reichs.
Mein Schwiegervater hat ſich auf dieſelben
Bedingungen geliefert und geſtellt.
Doch hat der Kaiſer heilig mir geſchworen,
Daß Eure Haft nicht ewig währen ſoll.
Auch hat er Eurer fürſtlichen Gemahlin
Ein reichlich Leibgedinge ausgeſetzt,
Wie es ſich ziemt ſolch hochgeborner Frau,
Bis Eure Freilaſſung ſie wiederum
Mit Euch vereint.

Sibylle.

So ſoll ich ſeinen Kerker
Nicht theilen dürfen?

Moritz.

Gute Muhme, nein:
Dies Eine hat der Kaiſer Euch verwehrt.
Und ſeht, mich dünkt, wo ſo viel holde Gnade
Herniederträuft, gleich ſüßem Himmelsthau,
Da nimmt man ſchon ein Tröpfchen Wermuth mit.

Friedrich.

Gefangenſchaft — o ſie iſt mehr als Tod!
Tod löſt des Leibes ſüße Bande nur,
Löſcht unſern Blick, macht kalt das warme Blut:
Doch ach! das Elend der Gefangenſchaft,
Der öde Jammer unſrer Einſamkeit,
Löſt uns lebendig doch vom Leben ab,
Löſcht das Gedächtniß unſers Namens aus,
Und macht der Freunde warme Herzen kalt! —
Welch' Unterpfand habt Ihr mir ausgewirkt,
Daß mich der Kaiſer wirklich ledig läßt
Nach einer leidlichen und kurzen Haft?

Moritz.

Sein Kaiſerwort — und obenein, ſo ſetz' ich,
Die eigne Ehre Euch zum Pfande, daß ich
Nicht ruhen will noch raſten, bis ich Euch
Und meinen Schwiegervater ausgelöſt!

Friedrich.

Und wer wird zur Geſellſchaft mir verſtattet,
Daß er die Leiden meines Kerkers theilt?

Moritz.

Von Euren Leuten, Einer oder zwei,
Wer Euch gefällt —

Friedrich.

(Zu Kranach, der mit ſtummer Bitte an ihm gehangen, ihm die Hand reichend.)

Du haſt's errathen; Du,
Kein Anderer, ſollſt mit mir ſein!

Sibylle.

O wie
Beneid' ich Dir das traurig ſüße Amt!

Kranach.

Mein theurer Herr — o gebt nur Acht, ich kann
Ein übermüth'ger, luſt'ger Burſche ſein,
Ein alter Faſler, voller Schwänk' und Märchen:
Und wenn Ihr winkt, dann komm' ich, wie ein Staar,
Und flöt' Euch lächelnd meine Weiſen ab.
Und Bilder malen wollu wir, groß und klein,
Holdſel'ge Fraun mit ſüßen Angeſichtern,
Und Eure dunkle Einſamkeit beleben
Mit heitern Bildern, bunten Schöpfungen —

Moritz.

So kommt denn nun, ein beſſeres Gefängniß,
Ein würdigers für ſolchen hohen Gaſt,
Das ich für Euch verlangte, zu beziehn.
Geht es nach mir, bleibt Ihr nicht lang darin.

Sibylle.

O Vetter Moritz, als Ihr jünger wart,
Ein Jüngling kaum, ja halb ein Knabe noch,
Da nanntet Ihr im Scherz Euch meinen Ritter,
Mich Eure Dame: o ſo ſeid mir's nun
Und nehmt Euch freundlich der Verlaßnen an
Und meines Gatten, welcher keines beſſern
Fürſprechers ſich verſehen darf, als Euch.

Moritz.

(Ihre Hand küſſend)

Gott ſchütz' Euch, theure Frau! und Euer Ritter,
In Ernſt und Scherz, will ich wahrhaftig ſein.
Auch ſetzt' ich meine Ehre ſchon zum Pfand
Und wiederhol's noch einmal, wenn Ihr wollt,
Daß ich die Freiheit der Gefangenen
Zu theuer nie, ja — müßt' es ſein, ſogar
Mit meinem Blut erkaufen will! — Auch manches
Seh' ich jetzt anders, als ich früher that;
Die Welt iſt böſer, als ich mir gedacht.
Doch bleibt das Herz nur auf den rechten Pfaden,
Dann, wie ſie ſei — was will die Welt uns ſchaden?!

(Alle ab.)

Verwandlung.

Großer Saal im Schloſſe zu Wittenberg, ſeitwärts im Vorgrund der kaiſerliche Thron.

Vierter Auftritt.

Trompeten. **Der Kaiſer**, in Begleitung zahlreichen Gefolges, darunter, in der nächſten Umgebung des Kaiſers, **Granvella**, Kanzler **Selden** und Markgraf **Albrecht**. Später **Moritz**.

Kaiſer.

(Zu Selden, der ihm zunächſt geht)

Ich hatt' es anders mir gedacht, dies Wittenberg,
Mit ſtolzen Domen, prächtigen Paläſten:
Gleichſam wie Rom, das ew'ge Haupt der Welt,
Mit welchem dieſe arme, kleine Stadt
Des unerhörten Kampfs ſich unterfangen.
Liegt Luther nicht in dieſer Stadt begraben?

Selden.

Ja, gnäd'ger Herr.

Albrecht.

Und gar nicht ſchaden würd' es,
Wenn Ihro kaiſerliche Majeſtät
Ein glänzendes Exempel ſtatuirte
Und die Gebeine des verruchten Ketzers
Aus ihrer Gruft ließ' auf den Anger werfen.

Kaiſer.

(Ihn langſam meſſend, nach einer Pauſe.)

Wer ſprach da? Ihr? Wart Ihr nicht einmal auch
Von dieſer Ketzerkrankheit angeſteckt?
Und ſeid erſt kürzlich in den Schooß der Kirche
Zurückgekehrt? — Nein, das verhüte Gott,
Daß wir die Ruhe ſtören dieſes Manns!
Ich führe Krieg mit den Lebendigen,
Nicht mit den Todten — Friede ſeiner Gruft!

(Er beſteigt den Thron. Die Verſammlung ordnet ſich, die Herolde gebieten Stille. Der Kaiſer, vom Thron aus, die Verſammlung begrüßend.)

Die Verſammelten.

(Unter Trompetenſchall.)

Hoch, hoch dem Kaiſer! hoch dem Sieger! hoch!

Kaiſer.

Habt Dank, Ihr Herrn. — So iſt nunmehr der Friede
Zurückgekehrt in die bedrängte Welt,
Und frei aufathmet das erſchöpfte Land.
Die trotz'gen Uebertreter des Geſetzes
Sind überwunden: und ſo dürfen wir,
Wie wir es längſt aus Herzensgrund gewünſcht,
Das Eiſen legen aus der ſtrengen Hand.

Die zaudernd nur, bewältigt durch die Noth,
Es aufgehoben zum verhaßten Kampf.
Jetzt endlich wird es uns geſtattet ſein,
Was uns zunächſt am Herzen liegt zu fördern:
Die Einigkeit und Wohlfahrt dieſes Reichs.
Ich läugn' es nicht, es iſt was krank im Reich,
Ein neuer Geiſt, gleich einem irren Schatten,
Wankt durch die Welt und ſtört mit leiſem Pochen
Die holde Ruhe der Lebendigen.
Helft mir ihn bannen! Laßt es nicht geſchehn,
Daß der verwegne Muth der Leidenſchaft
Die heil'gen Schanzen des Geſetzes ſtürmt! —
Ich will das Gute: doch ich bin ein Menſch:
So ſteht mir bei, daß es geſchehen kann.
Was dieſe Spaltung der Religion
Betrifft, aus deren aufgedecktem Grunde
Die böſe Schlange dieſes Krieges kroch,
So ſeh' ich ein, es iſt nicht Alles ſo,
Wie es ſein ſollte, und ich rechne drauf,
Daß ein gemeinſam chriſtliches Concil,
Wie ich es längſt, doch ſtets umſonſt verſucht,
Den alten Schaden heilen wird. Bis dahin,
Ihr werthen Herren, laßt den Hader ruhn!
Zaum und Gebiß legt Euren Herzen an,

So will ich Euch ein gnäd'ger Kaiſer bleiben. — —
Wo iſt der Herzog Moritz?

Gelben.

Eben tritt
Er in den Saal —

(Moritz, in feſtlichen Kleidern, tritt ein: vor dem Thron ſich verneigend)

Moritz.

Der Dank, mein hoher Kaiſer,
Der jauchzende, des Hochbegnadeten,
Und meiner Muhme ſtammelndes Gebet,
Schwebt auf den Lippen mir als treuem Boten;
Doch allzureich beladen, kann ich nicht
Des holden Auftrags mich entledigen,
Und mein Verſtummen ſei Beredtſamkeit.

Kaiſer.

Es braucht das nicht; ich that es nicht um Dank,
Noch Weibertbränen. Doch damit die Welt
Erkennen mag, mit welchem Maaß die Gnade
Des Kaiſers mißt und daß die Dankbarkeit,
Und wär' ſie ſonſt auch aus der Welt verbannt,
Doch noch am Throne Eures Kaiſers wohnt:
Moritz! ſo geb' ich Euch für treue Dienſte

Um Reich und Thron daſſelbe Land zum Lehn,
Das Euer Oheim durch die Acht verwirkt,
Noch größern Dank der Zukunft vorbehaltend.

Moritz.

Nein, gnäd'ger Herr, ich darf nicht! Nimmermehr!
Nehmt Euer gnädiges Geſchenk zurück!
Ich darf mich Eurer Huld nicht freun, ſo lange
Die fürchterliche Wolke Eures Zorns
Auf den Gefangnen laſtet. Denket ſelbſt,
Durchlaucht'ger Herr: die Stimme meines Blutes müßte
Mich bei mir ſelbſt verklagen, daß *ich* lebe
Und bin im Glück und freue mich der Gaben,
Mit denen Ihr mich ſegnend überſchüttet,
Indeſſen *ſie*, die Nächſten meines Bluts,
Die hochgebornen Fürſten meines Stamms,
Im Kerker liegen! Nur dies Eine ſei,
Wenn anders ich ein wenig Dank verdient,
Die holde Blüthe Eures Dankes, daß
Ihr die Gefangenen befreit!

Kaiſer.

Gewiß,
Es ſoll geſchehen; aber noch iſt es
Nicht Zeit dazu. Vertrau' Du Deinem Kaiſer!

Laß nicht den wüſten Taumel dieſer Zeit
Auch unſrer klaren Seelen ſich bemächt'gen!

Moritz.

O gnäd'ger Herr, die Welt denkt bös von mir —

Kaiſer.

Laß ſie, mein Freund! Das iſt nun unſer Loos,
Die wir die Saat zukünft'ger Thaten ſtreun,
Daß uns das ungeduld'ge Volk verkennt.
Man muß auch dies ertragen lernen. Lächelnd,
Dein Ziel im Aug', des eignen Gottes voll,
Von Haß und Liebe unbeſtechen, wandle
Hoch über ihren Häuptern Deinen Weg!
Du biſt noch jung; ſo halte feſt an mir,
Und bleib' mir treu! Laß nie die böſe Saat
Des Mißtrauns wachſen zwiſchen Dir und mir!
Vergiß es nie, daß Deine Jugendblüthe
An meinem Stamme ſich emporgerankt,
Daß meine Huld die Sonne, die ſie nährt,
Und daß ſie nicht gedeihn kann ohne mich! — —
Und alſo laden wir nach Augsburg Euch,
Wohin der Reichstag ausgeſchrieben iſt,
Euch feierlich, vor allem Volke, dort

Mit dem Kurhut von Sachſen zu belehnen. —
Ade, Ihr Herrn, auf fröhlich Wiederſehn!
Und daß mir Niemand meinen Frieden ſtört!

(Während der Kaiſer vom Thron ſteigt und der Rückzug ſich ordnet, unter feſtlicher Muſik, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

In Augsburg.

Prächtiger Saal mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Beim Aufgehen des Vorhangs hört man von außen Trompetentuſch und Jubelgeſchrei. **Carlowitz**, aus der Nebenthüre rechts, bleibt einen Augenblick, wie horchend, ſeitwärts ſtehen; dann vortretend, ſpricht er:

Carlowitz.

Es iſt erreicht! Beim Klange dieſer Hörner
Wird ihm der Kurhut auf ſein Haupt geſetzt.
Der größte nun von allen deutſchen Fürſten,
Der Nächſte nach dem Kaiſer, — 's iſt erreicht! —
Nun wehe weiter, Wind des Glücks, und führe
Mit vollen Segeln uns dem Hafen zu!
Die Welt zwar denkt, wir wären ſchon am Ziel,
Ich aber weiß, daß es der Anfang iſt.

(Von außen wiederholtes Jubelgeſchrei und Muſik. Gleich darauf, in feſtlichem Schmuck, den rothen Kurhut auf dem Haupte, tritt Moritz ein. So wie er den Carlowitz erblickt, eilt er in freudigſter Aufregung auf ihn zu.)

Moritz.

Mein Carlowitz, mein Theurer!

Carlowitz.

(Das Knie beugend.)

Gnäd'ger Herr!

Moritz.

(Ihn aufrichtend, in die Arme ſchließend.)

Nein, Carlowitz! das iſt die Stätte nicht,
Die Dir gebührt! An dieſe Bruſt, o komm,
Komm an dies fröhlich glückgeſchwellte Herz,
Und theil', mitfühlend, ſeinen ſtolzen Schlag! —
Ja, Carlowitz, mit dieſem rothen Hut,
Der jetzt die jugendliche Stirn mir ſchmückt,
Grüßt mich die Röthe eines neuen Tags.
Nicht mehr derſelbe bin ich, der ich war,
Ein kleiner Herzog, kleine Gaben bettelnd
Vom Augenblick: jetzt aufgenommen unter
Die Mächtigen, die Wähler dieſes Reichs,
Die gleich den erdbeherrſchenden Planeten
Sich um des Weltalls heil'ge Mitte drehn,
Den Höchſten jetzt, den Beſten zugeſellt,
Fühl' ich von tauſend ahnungsvollen Träumen

Mein Herz geſchwellt! Schon wie mit Liebesflammen
Weht mich der Athem der Geſchichte an,
Der Kuß der Zukunft brennt auf meiner Stirn,
Und ſehnſuchtvoll, gleichwie ein Bräutigam
Sich in die Arme der Geliebten ſehnt,
So lechzt mein Herz nach einer großen That!
Ja, Carlowitz: wir wollen Thaten thun!
Rechtfertigen durch eigenes Verdienſt
Wolln wir den ſchönen Irrthum unſers Glücks:
Und ſelbſt der Neid, der mit ohnmächt'gem Zahn
An unſers Mantels goldner Schleppe nagt,
Von Scham entwaffnet, ſoll er eingeſtehn,
Daß unſer Glück, wie groß es ſei, doch nicht
Zu groß für uns! Sieh, als ich niederkniete
In dieſem Centrum ird'ſcher Herrlichkeit,
Von allen Fürſten, allen, allen ich
Der Einzige, auf welchen alle Blicke
Gerichtet waren; als der Kaiſer ſich,
Der Herr der Welt, von ſeinem Stuhl erhob,
Mit eigner Hand mir dieſen Purpurhut
Auf's Haupt zu ſetzen; als ein leiſer Schauer
Der Majeſtät ſogar den Unterſten
Im Volk durchlief und es ſo ſtille ward,
Daß ich das Schlagen meines Bluts vernahm —
Und dann auf Eins das Schmettern der Trompeten,

Der Donner des Geſchützes und der Ruf,
Der hunderttauſendſtimmige, des Volks:
Da, Carlowitz, da that ich einen Schwur — —
Allein Du hörſt ja nicht — Du kehrſt Dich ab?
Was haſt Du, ſprich?

Carlowitz.

O nichts, mein theurer Furſt,
Ich dachte nur — Verzeiht, wenn es Euch kränkt —

Moritz.

Ich will es, ſprich!

Carlowitz.

Ein Nichts, mein gnäd'ger Herr.
Ein bloßer Traum, ein flüchtiges Erinnern,
Das wie ein Dieb, inmitten meiner Freude,
Mich überlief. Verſunken, gnäd'ger Herr,
In dieſen Anblick Eures Glücks, verloren
In Eurer Zukunft blüthereichen Traum,
War mir's, als ſtänden zwiſchen ihm und Euch,
Gleich zween vermummten, warnenden Geſtalten,
Die dunkeln Schatten — Eures Schwiegervaters,
Und Eures Oheims, die in Feſſeln ſind.

Moritz.

Weh mir, 's iſt wahr! Ich hätt' es gern vergeſſen,
Nur Einen Tag, nur eine einz'ge Stunde
Den Nektar meines Glücks in vollem Zug

Rein zu genießen! Doch es darf nicht ſein,
Gedenken muß ich der Gefangenen,
Bei Tag, bei Nacht, ich muß ihr Elend ſchleppen,
Dicht hinter mir, gleich wie ein armer Sklav,
Den man zu Leichen angeſchmiedet hat:
Denn meine Ehre ſteht für ſie zum Pfand!

(Einige Schritte auf- und abgehend, dann ſtill ſtehend.)

Ich weiß es wohl, die Menſchen tadeln mich,
Und halten mich für einen Fürſtendiener.
Denn ſie verſtehn nicht die geheimnißvolle
Bewunderung, die meine Seele kettet
An die erlauchten Spuren dieſes Kaiſers,
Des einz'gen Mannes in ſo kleiner Zeit!
Nur Eines gäb's, das löſte die Bezaubrung
Doch dieſes Eine wird er ja nicht thun. — —
Auch Niemand ahnt, wie mich das Schickſal meiner
Verwandten kränkt, mit welchen Bitten, welchem
Gebeugten Knie ich Seine Majeſtät
Um ihre Freilaſſung gebeten. Immer,
Von Tag zu Tag, ward ſie mir zugeſagt,
Und immer wieder ſacht hinausgeſchoben.
Jetzt drängt die Zeit; der letzte Kriegesfunken
Iſt ausgelöſcht, und keinen Grund mehr giebt es
Zu längerer Gefangenſchaft. Ich habe
Ein letztes dringendes Geſuch um die

Freilaſſung meiner fürſtlichen Verwandten
Beim Kaiſer eingereicht. Es iſt vielleicht
Nicht ganz in dem gewohnten Stil, nicht ganz
Verbrämt mit den beliebten Förmlichkeiten
Der ſpaniſchen Kanzlei: allein es iſt
Die Sprache meines Herzens. Seine Majeſtät
Kann ſie unmöglich miſsverſtehn; er weiß,
Wie ich ihn liebe: doch er weiß wohl auch,
Daß auch die Liebe ihre Grenzen hat,
Wo ſie mit Thränen, aber dennoch, dennoch!
Den Degen bohrt in das geliebte Herz.

(Nach kurzem Auf- und Abwandeln, ſich dicht vor Carlowitz ſtellend, ihn fixirend.)

Haſt Du die Schriften wieder durchgeleſen,
Die Frankreich uns geſendet?

Carlowitz.

Ja, mein Fürſt:
Ich habe ſie geleſen und geprüft.

Moritz.

Und Deine Meinung?

Carlowitz.

Daß ſie wahrer ſind,
Als für den Ruhm des Kaiſers, wie zum Glück
Des Vaterlands ich wünſchen darf und muß.

Moritz.

So sollte wirklich —?

Carlowitz.

Außer Zweifel ist es
Und wird durch gilt'ge Schriften dargethan,
Daß Seine Majestät im Willen haben,
Die Ordnung dieses Reichs, im Guten oder
Gewaltsam, anzutasten und die Krone,
Entgegen dem einstimmigen Beschluß
Der wahlberufnen Fürsten, seinem Sohn,
Dem spanischen Don Philipp, zu vererben.

Moritz.

Das wolle Gott nicht, daß Don Philipp je
Auf seiner finstern, frühgefurchten Stirn
Die freie Krone dieses Reiches trägt!
Zu einer spanischen Provinz wurd' er
Das holde Deutschland machen.

Carlowitz.

Es könnte sein.

Moritz.

Ich will Dir sagen, aber insgeheim:
Ich sprach zum Kaiser neulich, so im Scherz,
Als wär's zum Zeitvertreib, von diesen Dingen,
Und neckte ihn. Er aber sah mich lange

Durchbohrend an, mit eiſernem Geſicht;
Dann, mit den Fingern trommelnd, ſprach er ruhig
Von etwas Anderem. — Sag', wenn es wäre,
Welch Recht dagegen haben wir, die Fürſten
Des deutſchen Reichs?

Carlowitz.

(Mit einer tiefen Verbeugung.)

Sie dürfen proteſtiren
Und den Proteſt zu Protokolle geben.

Moritz.

Nein, nein, bei Gott! nicht dazu bin ich Fürſt! —
Geh, ſchreib' an Frankreich, ſag' ihm meinen Dank,
Ich bäte ſehr, mir Fernres mitzutheilen;
Doch möchte man zu keinem Schluß mich drängen,
Eh' nicht die eigne Ueberzeugung reif.
Inzwiſchen wollt' ich offne Augen haben.
Geh', ſchreibe das —
Und — höre Du — noch Eins:
Du könnteſt auch an Oberſt Heideck ſchreiben,
Daß er mein Heer der Grenze näher führt.
's iſt bloß, 's iſt bloß —

(Mit bitterm Lachen.)

nun ja, zum Protokoll. —
Und auch an Albrecht ſchreib! Das iſt ein Menſch,
Veränderungsſüchtig, tollkühn', ſtets bereit,

Zu jedem Ding, für das man ihn bezahlt.
Nun geh', mein Freund, und richt es ſorgſam aus,
Und frag' auch nach beim Cardinal Granvella,
Ob noch vom Kaiſer kein Beſcheid erlaſſen
Auf mein bewußtes, dringendes Geſuch.
Ade, mein Freund! — —

(Carlowitz ab.)

Zweiter Auftritt.

Moritz allein.

Moritz.

(Den Hut ablegend, erſchöpft.)

Da, liege dort! Du haſt
Mich doch getäuſcht, du ſitzſt nicht ganz ſo weich,
Als ich gedacht: erſt für die Morgenröthe
Des Glückes hielt ich dich — und nun, o Gott!
Als Dornenkrone drückſt du meine Stirn!

(Er geht einige Male auf und ab, dann ſtill ſtehend.)

Die Zeit iſt krank, ich ſelber kranke mit —
O meine Anna, wäreſt du bei mir!
Dein keuſches Herz, gleich einer Seherin,
Die in der Zukunft dunklem Grunde lieſt,
Hat nicht umſonſt gezittert, nicht umſonſt
Vor dieſen finſtern Wegen mich gewarnt —
Ich will zu ihr! An ihre reine Bruſt
Will ich mein Herz, mein unruhvolles, legen,

Will in den Frieden ihres Auges ſchaun,
Daß er auch mich mit Frieden überthaut —
Ich will zu ihr! Und wie aus Kindermund
Die Wahrheit ſich, die ew'ge, offenbart,
So ſoll auch ſie —

Dritter Auftritt.

Moritz. **Anna**, in Trauerkleidern, aus der Seitenthüre links

Moritz.

(Sie erblickend:)

Ha! was iſt das?! Sie ſelbſt!
Anna, mein Weib! Es iſt mein Weib! mein Weib!!

(Eilt auf ſie zu, ſie zu umarmen.)

Anna.

(Abwehrend, mit tonloſer Stimme.)

Zurück von mir! Berühre nicht die Hand,
Die ewig heut ſich aus der Deinen löſt —

Moritz.

(Ihre beiden Hände haltend, in ihren Anblick verſunken.)

O meine Anna, o, iſt dies ein Traum,
So laß mich ſterben in dem ſüßen Traum!
Du biſt es, ja, das iſt Dein holder Mund,
Das iſt das Herz, nach dem ich mich geſehnt —
Ja, meine Anna, ganz gewiß! es muß
Noch Engel geben, gute Genien,

Hilfreiche Geiſter, die mit holdem Flug
In unſrer ſchwärzſten Stunde uns umwehn,
Und jeden Wunſch und jedes leiſeſte
Gebet der Seele wird durch ſie erhört!
Glaub' mir, mein Weib: ich habe mich unendlich
Nach Dir geſehnt — und o, nun biſt Du da!
Ich halte Dich, ich küſſe Deinen Mund,
Ich ſchaue in den Himmel Deines Blicks —

Anna.

Zurück! zurück! Dies iſt die Stunde nicht
Zu ſüßem Liebsgeſpräch —

Moritz.

Du kehrſt Dich ab?
Was haſt Du nur? und ſiehſt ſo ernſt, ſo bleich,
Als wie ein Geiſt, ein zürnendes Geſpenſt —

Anna.

Ich komme aus dem Kerker meines Vaters.

Moritz.

O ew'ger Gott! —

Anna.

Siehſt Du? Nun ſchreiſt Du auf;
Nun weißt Du ſchon, was mein zerſchmettert Herz
Im ſtummen Abgrund ſeiner Qual verbirgt:
Denn Dein Gewiſſen hat es Dir geſagt.

Moritz.

Nicht mein Gewiſſen! Rein iſt es, wie Deins;
Doch bohrt Dein Schmerz auch mir in meine Bruſt:
Und darum klag' ich — und um Andres noch,
Das höchſt entſetzlich wäre, höchſt entſetzlich — —

Anna.

So hör' mich an! Nur eine kurze Friſt
Iſt uns verſtattet —

Moritz.

Ich verſteh' Dich nicht?

Anna.

Verſtehſt mich nicht? Und biſt doch ſonſt ſo klug,
Und kannſt nicht faſſen, daß ein Weib aus ihrem
Herzen die Liebe reißt, wenn ihr Gemahl
Aus ſeiner Bruſt die Ehre riß? —

Moritz.

Ha!! — Du biſt
Ein Weib, mein Weib: darum verzeih' ich Dir.

Anna.

Ja wohl, verzeih' mir und verzeihe auch
Das andre Alles, was ich ſagen muß:
Und wenn vor Schmerz die Seele mir zerbricht,
Und wenn ich ſterbe, o verzeih mir's auch —

Moritz.

Genug, mein Weib; ſchweig jetzt und ruhe Dich
An meiner Bruſt, in meinen Armen aus —

Anna.

Nein, ſchweige Du! und denk' an jene Zeit,
Da ich umſonſt vor Dir die Hände rang,
Umſonſt vor Dir in Thränenbächen ſchmolz,
Von Deinem Bündniß mit dem Kaiſer Dich
Zurückzuhalten! Du vernahmſt mich nicht,
Du zogſt hinweg — die Roſſe wieherten,
Die Speere funkelten im Sonnenlicht —
Ich ſah Dir nach, ich wußte, wem es galt!
O Moritz, Moritz, was empfand ich da! —
Da ſaß ich nun im einſamen Gemach,
Von wüſten Bildern meiner Angſt umgaukelt:
Da ſaß ich nun allein mit meiner Qual,
Und ſah im ſchmerzzerrütteten Gehirn
Den Vater kämpfen mit dem Gatten — —

Moritz.

Still!

Anna.

Ich war unſäglich einſam und verwaiſt.
Die Menſchen mieden mich — trat ich an's Fenſter,
So traf ein Spottlied mein erſchrocknes Ohr:
Sie nannten Dich den Fürſtenknecht und ſpieen

Bei Deinem Namen aus. — Ich floh zurück.
Ich ſchämte mich, Dein Weib zu ſein —

Moritz.

Weh! weh!!

Anna.

Und endlich kam die Nachricht von der Schlacht
Bei Mühlberg, wo der Kaiſer ſeinen Sieg
Durch Deines Beiſtands Uebermacht errungen.
Zum Tod verurtheilt war Dein edler Ohm —
O Moritz, Moritz, hätte damals lieber
Das Beil des Henkers über Dir geſchwebt!
Er war beglückt, der doch im Elend war,
Ihn prieſen ſie und bauten ihm Altäre
In ihrer Herzen andachtvollem Grund:
Du warſt im Glück, Du triumphirteſt — Dich
Verfluchten ſie! — Wie oft um Mitternacht
Vom öden Bett bin ich emporgeſtiegen
Und habe meine Hände aufgehoben
Und habe zum Allmächtigen gefleht,
Daß eine Kugel Dich zerſchmetterte — —

Moritz.

O Du haſt Recht! Ich wollt', ich wäre todt
Und alle Zweifel endeten! —

Anna.

(Fortfahrend:)

Und wieder
Ein Bote kam, und ſchluchzend ſagt' er mir,
Daß auch mein Vater, überredt durch Dich,
Bethört von Deinem hinterliſt'gen Rath,
In die Gefangenſchaft des Kaiſers ſich
Ergeben hätte —

Moritz.

Nein, halt ein! halt ein!
Bei meiner Seelen Seligkeit: ich bin
Unſchuldig an dem Schickſal Deines Vaters!
Ich wußte wahrlich keinen andern Rath,
Man täuſchte mich, ich ſah das nicht voraus —

Anna.

Ich mußte fort, es ließ mir keine Ruh;
Zu meinem Vater zog mich's, nicht zu Dir!
Ich kam zu ihm, ich kaufte mir mit Gold
Den Weg in ſein Gefängniß — ſeine Tochter:
Und kaufte mir mit Gold denſelben Weg,
Den Dir Dein Eiſen hätte frei gemacht!
Ich kam zu ihm, ich ſah ihn —

(Abbrechend, die Hände vor die Augen preſſend)

Still! ganz ſtill!

Moritz.

Nein! rede weiter —

Anna.

Hinter Eisenstäben,
In einem engen, traurigen Gemach,
So nackt, so kahl, kein Bauer wohnt so schlecht,
Auf einer armen, kleinen Schütte Streh,
An einen Stein das theure Haupt gelehnt —
Da lag der Mann, der mir das Leben gab!
Ein halbzerbrochner Krug stand neben ihm,
Ein Stückchen Brod, so hart, so winzig klein,
Nie seinem Jagdhund gab er es so schlecht!
Lag halb verzehrt in seiner muden Hand.
Er sah mich nicht — ich beg mich über ihn —
Moritz — mein Vater ist recht alt geworden!
Alt! ach so alt!! Sein braunes Haar ist weiß
Welk hängt das Haupt, das er so stattlich sonst
Auf ungebeugtem Nacken trug, sein Auge
Ist strahlenlos, wie ein erloschner Stern,
Und seine volle Stimme wurde hohl.
Ich sage Dir — er geht dem Grabe zu —
Er stirbt —

(Aufschreiend)

er stirbt!!

Moritz.

Nein, bei dem Gott da droben,
Der meines Herzens tiefste Falten kennt:
Dies iſt zu viel! halt ein! dies iſt zu viel!
Was? ſolch Gefängniß einem ſolchen Mann?
Und ſo getäuſcht bin ich und hintergangen?!

Anna.

Weil er auf Flucht geſonnen hatte, darum
In einen ſolchen Kerker warf man ihn.

Moritz.

's iſt gut, 's iſt gut — ich rede mit dem Kaiſer,
Dein Vater wird befreit — gleich — dieſe Stunde —
Ich ſag' Dir, dieſe Stunde — oder — oder —
Es wär' entſetzlich — — doch dann muß es ſein.

Anna.

Gelobe nichts: ich weiß, wie du es hältſt!
Dies iſt vorbei. Und wär' es auch und löſte
Der Riegel ſich, der ihn gefangen hält:
Er iſt doch nicht der Alte, der er war,
Er iſt ein ſchwacher, ein gebrochner Greis,
Dem Du die Wurzel ſeiner Kraft geknickt.
Ade, leb' wohl! Von meinem Vater haben
Sie mich verbannt, man warf die Thüren zu:
Und jetzt von Dir verbanne ich mich ſelbſt!

Moritz.

Bleib', Anna, bleib'! noch Eine Stunde, Eine!
Der Sand verrinnt —

Anna.

Umſonſt! Du rufſt umſonſt!
Mein Herz hat ſich von Deinem Ruf entwöhnt —
(Einen Ring vom Finger ziehend.)
Da, nimm den Ring — es thut nicht ſanft: nimm hin!
Es iſt derſelbe kleine goldne Reif,
Den Du mir einſt an dieſe Hand geſteckt —
Derſelbe Reif! ... Ich weiß es noch wie heute,
Es war ein Sonntag, da ich ihn empfing:
Die Glocken läuteten, ich ging im Garten,
Du trafſt mich an: ich weiß nicht, was Du ſprachſt:
Nur daß es ſüß war, o unendlich ſüß,
Das weiß ich noch! und zogſt mich an Dein Herz
Und ſteckteſt mir den Ring hier an die Hand —
(Auffahrend, ihm den Ring aufdrängend.)
Es iſt vorbei! vorbei! und heute wieder
Mit dieſem Ringe ſcheid' ich mich von Dir!

Moritz.

(Sie umſchlingend.)
Ich halte Dich — ich laſſe Dich nicht los —

Anna.

(Sich ſeinen Armen ſanft entwindend.)
Du läſt mich los! Du haſt es ſchon gethan,

Längſt ſchon von mir hat ſich Dein Herz verirrt –
So lebe wohl! Zum letzten Mal, leb' wohl!
Als wärſt Du ein Geſtorbener und über
Dir ſchlöſſe ſich der Deckel Deines Sarges —
Noch dieſen Kuß — O Moritz! Moritz!
Wie hab' ich Dich geliebt! Mein armes Herz,
Gleichwie mit hunderttauſend kleinen Wurzeln
Ein grünes Hälmchen an der Erde hängt,
So hing mein Herz an Deinem! Niemand hätte
Mich Dir geraubt — Du ſelber haſt's gethan.

Moritz.

Nein, fliehe nicht! Mit ungeheuren Dingen
Gehn die Minuten ſchwanger — fliehe nicht!
Entziehe nicht mir unglückſel'gem Mann
Die holde Sonne Deines Angeſichts!
Bleib! ſieh mir bei! Ich ſiege — ſieh mir bei!

Anna.

(An ſeiner Bruſt ruhend.)

Es geht nicht, nein! und wenn ich ſelbſt es wollte,
Ich darf ja nicht! O wohl, es ruht ſich ſanft,
Unendlich ſanft an Deiner lieben Bruſt —

(Sich losreißend.)

Leb' wohl! Leb' wohl! Denn zwiſchen Dich und mich,
Gleich einem nächtlich irrenden Geſpenſt,
Stellt ſich das Elend meines Vaters! Will ich

Die Lippe Dir, die ſchwellende, berühren,
Muß ich gedenken an den Scheidekuß
Den meines Vaters bleicher Mund mir gab.
Das ſcheidet uns — Leb' wohl! und möge Gott
Dir gnädig ſein!

Moritz.

Wohlan denn! lebe wohl!
Doch nicht für ewig! Eine Stunde kommt,
Da wir uns wiederſehen — lebe wohl!
Den Ring behalt' ich; doch ich löſ' ihn aus,
Und ſollt' es auch mit meinem Herzblut ſein!
Geh' zur Eliſabeth von Rochlitz, ſag' ihr —
Nein, ſag' ihr nichts! Denn Dinge ſeh' ich kommen,
Die ſchrein von ſelber ſo entſetzlich laut,
Daß Todte ſelbſt aus ihren Gräbern ſteigen
Und alle Welt ein einzig Schlachtfeld wird!
Leb wohl! Leb wohl! Das Schlachthorn hör' ich tönen:
Dich ſoll mein Schwert, Dich ſoll mein Tod verſöhnen!

(Er begleitet die Anna bis zur Seitenthüre. Anna ab.
Dann zurückkehrend:)

Vierter Auftritt.

Moritz allein; ſpäter Carlowitz und Granvella.

Moritz.

Nun Ihr
Allmächtigen, die Ihr in dunklem Schooß
Die erznen Würfel unſers Schickſals miſcht,
Nun ſteht mir bei! Nun etwas muß geſchehn —
Vielleicht, vielleicht! es könnte ſein — ein Etwas,
Vor dem mein Herz, gleich einem ſcheuen Roß,
Sich ſchaudernd bäumt. — He, Carlowitz!

(Carlowitz tritt ein.)

Begieb Dich
Sogleich zu Seiner Majeſtät! Begehre
Antwort auf meine Schrift —

Carlowitz.

Der Cardinal
Granvella bittet um Gehör; vermuthlich
Bringt er die Antwort, welche Ihr begehrt.

Moritz.

Der Cardinal?! O nun, nun faß Dich, Herz!
Nun fällt der Wurf!

(Carlowitz ab. Gleich darauf Granvella, bei deſſen Eintritt Moritz ſogleich auf ihn zueilt, mit großer Heftigkeit.)

Wie ſteht's, Herr Cardinal?
Was haben Seine Majeſtät beſchloſſen?

Bringt Ihr die Schlüssel des Gefängnisses,
Die ich verlangt —

Granvella.

Ihr seid sehr aufgeregt,
Mein gnäd'ger Herr. Es thut mir leid, daß ich
Nichts Bessres bringe —

Moritz.

Besseres? Wie das?

Granvella.

Es ist ein Nachhall Eurer eignen Worte,
Womit der Kaiser mich belud; es wird Euch
Begreiflich sein, wenn er nicht freundlich klingt.

Moritz.

Es gilt mir gleich, ob freundlich oder nicht!
Wenn Ihr nur die Gefangenen befreit.

Granvella.

Das ist der Punkt, Durchlauchtigster! Der Kaiser
Ist ganz erstaunlich überrascht, daß Ihr
Euch eines solchen Briefes unterfangen;
Er hätte Bessres sich von Euch versehn,
Als daß Ihr ihm mit Diensten solcher Art
Die Huld erwiedert, die er Euch geschenkt:
Das sei die Art nicht, wie man dankbar ist —

Moritz.

Doch meine Ehre —

Granvella.

(Mit einem Lächeln.)

Eure Ehre, Herr? —
Dies iſt der Kern des Auftrags: Seine Majeſtät
Wird die Gefangnen, Eurem Brief zum Trotz,
Nach ſeinem Will'n befreien oder nicht,
Heut oder morgen, über ein Jahr oder
Auch über zehn: ganz, wie es ihm gefällt —

Moritz.

Sind dies die Worte Seiner Majeſtät? Unmöglich
Hat er Euch dies geſagt —

Granvella.

Doch, gnäd'ger Herr!
Dies und noch mehr. Er ſagte, wenn Ihr mir
Geſtatten wollt, es Euch zu wiederholen:
Ihr wärt noch viel zu jung, mein theurer Fürſt,
Noch viel zu raſch, noch viel zu unerfahren,
Als daß Ihr ſchon die tiefdurchdachten Pläne
Der kaiſerlichen Majeſtät begreift.
Er räth Euch drum, als Kaiſer und als Freund,
Daß Ihr noch erſt ein wenig warten wollt;
Vielleicht — vorausgeſetzt, daß es dem Himmel
Gefällig iſt — kann er ein andres Mal,
Falls er Euch fragt, ſich Eures Raths bedienen.

Moritz.

Ha, dies iſt Hohn! Beim Himmel, dies iſt Hohn!
Führt mich zum Kaiſer —

Granvella.

Seine Majeſtät
Haben die Stadt bereits verlaſſen
Und die Gefangnen mit ſich fortgeführt.

Moritz.

Was? ohne Abſchied? ohne Audienz?
Ich bitt' Euch —

Granvella.

Was befiehlt mein gnäd'ger Herr?

Moritz.

Sagt mir in Ernſt: iſt dies der ganze Auftrag,
Die ganze Antwort Seiner Majeſtät?

Granvella.

Die ganze? Nein! Es mangelt etwas noch:
Ihr möchtet Euch erinnern, bittet er,
An den zweideut'gen Urſprung Eures Glücks:
Gehorſam war es, der Euch groß gemacht;
Doch Ungehorſam, ſagt man, mache klein!

Moritz.

Ha, Peſt und Tod! Was ſoll mir dies? Bin ich
Nicht Fürſt des Reichs? Was? Kennt Ihr dieſen Hut?!

Granvella.

Wie ſollt ich nicht? Ihr ſeid ja auch wohl nicht
Mit ihm geboren, mein durchlaucht'ger Herr:
Und überdies, ſo werden Zeiten kommen,
Wo ſolche Hüte etwas billig werden
Und Euer Hut nicht mehr als andre gilt.

Moritz.

So? werden ſie? Vermuthlich wohl, wenn Philipp
Die deutſche Krone trägt?

Granvella.

Es könnte ſein;
Doch bin ich nicht in Alles eingeweiht,
Und nur der Himmel kennt das Künftige —

Moritz.

Ja wohl, der Himmel — und das Künftige.
Das Künftige!! — — 's iſt gut, Ihr könnt jetzt geh —

Granvella.

Gott ſegne Euch und alle Heiligen,
An die Ihr zwar nicht glaubt, mein gnäd'ger Herr!

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Moritz allein. Gleich darauf Carlowitz, der während des vorigen Gespräches ab und zu im Hintergrunde erschienen ist.

Moritz.

Gott segne Euch! — Gott oder Satanas!

(Zu Carlowitz, der sich aus dem Hintergrunde nähert.)

O Carlowitz, man treibt sein Spiel mit mir!
Was? weiter nichts? Und Alles war umsonst,
Was aus den tiefsten Quellen meiner Seele
Ich ausgeströmt gleich einer Thränenfluth?
Hast Du's gehört? — O in der That, man treibt
Sein Spiel mit mir! —

Carlowitz.

Mein theurer Fürst —

Moritz.

Allein
Sie irren sich — ich sage Dir, sie irren!
Ich bin der Mann nicht, welcher dies erträgt
Und nur allein mit Tinte protestirt —
Blut! Blut, wie Oel! Das sänftige mein Herz!

Carlowitz.

Faßt Euch, mein Fürst —

Moritz.

's ist gut, ich bin gefaßt.
Laß satteln, Augenblicks. Ein Abgrund muß

Ausdehnen jetzt ſich zwiſchen Karl und mir —
Und Leichen nur, nichts Andres, füllt ihn aus!

Carlowitz.

So wollt Ihr wirklich —?

Moritz.

Was ich muß.

Carlowitz.

Ihr wollt —?

Moritz.

Was meine Ehre, was mein Vaterland,
Das man zur ſpaniſchen Provinz will machen,
Und die gekränkten Rechte meines Bluts
Gebietriſch, unvermeidbar mir befehlen.
Er hat mich lang genug getäuſcht, wohlan!
So täuſch' ich ihn. Ich reiſe jetzt. Du ſelber
Mußt nach Paris — o pfui! Dies Eine nur,
Dies thut mir leid, daß ich zur deutſchen Sache,
Zur köſtlichen, der Rettung meines Landes
Und meines Rechts, den Fremdling brauchen muß!
Was iſt der Preis?

Carlowitz.

Drei Perlen deutſchen Reichs,
Die alten Städte Toul, Verdun und Metz,
Sollt Ihr abtreten —

Moritz.

Aber doch wohl nur

Auf dem Papier? Bin ich mit Karl erſt fertig,
Dann, meine Herrn Franzoſen, kommt's an Euch! —
Und ſterb' ich eh', und hindert mich der Tod,
Nun denn, ſo laſſ' ich künftigen Geſchlechtern
Die heil'ge Pflicht, die unauflösbare,
In beſſern Zeiten wieder einzubringen,
Was ich von Deutſchland, Deutſchland zu erretten,
Jetzt in die Schanze blindlings ſchlagen muß:
Und mehr iſt Freiheit, als ein Fetzen Land!

Carlowitz.

Ich bin bereit —

Moritz.

(Im Abgehen ſich plötzlich umwendend, langſam bis in den Vorgrund gehend, mit innigem Schmerz.)

O Karl! O Karl! Mein Kaiſer!
Held meiner Jugend, Sonne meines Glücks —
(Sein Herz niederpreſſend.)
Nein, zucke nicht! Du mußt ihn laſſen, fort!
Ich reiß' ihn aus — ich werf' auch ihn, auch ihn
Auf unſrer Zukunft flammenden Altar!

Carlowitz.

So eilt, mein Fürſt. Die Stunden ſind gezählt,
Ein Werk, wie Eures, braucht der Schnelligkeit.

Moritz.

Es war das Letzte, ſo! — Nun iſt es gut,
Nun nimm mich hin, mein Vaterland! Schiffbrüchig,

Verarmt an Liebe, meiner Ehre baar,
Des beſten Freundes durch mich ſelbſt beraubt:
So nimm mich hin! Die alten Sterne ſinken,
Ein neuer ſteigt, ein flammender Komet,
An meinem Himmel fürchterlich empor —
Aus blut'ger Erde keimt die junge Saat:
(Das Schwert ziehend)
Sonne der Freiheit, leuchte meinem Pfad!

Vierter Akt.

Innsbruck in Tyrol.

Ein enges alterthumliches Gemach, mit einer gewölbten Mitteltbur, rechts eine kleine Seitenthur, links ein Fenster.

Erster Auftritt.

Der Kaiser, mit dem Narren Schach spielend, im Vorgrund.

Narr.

Euer Spiel steht schlecht, Gevatter. Was meint Ihr? Nicht wahr? Es spielt sich leichter mit Menschen, als mit Schachfiguren? Die Menschen — die werft Ihr um, rennt sie über den Haufen, schlagt sie todt, piff, paff, von oben, von unten, wie Ihr könnt und mögt; der Gewinn ist fur Euch, und der Todtengräber für Alle. Aber die Schachsteine, das ist hartnäckiges Volk, die halten auf Regeln und Gesetz und Recht — o Gevatter, wenn ich ein Kaiser wäre, ich schaffte das Schachspiel ab. Schach!

Kaiser.

Noch halt' ich es: ich geb' den Bauern preis.

Narr.

Den Bauern? Straf mich Gott, Gevatter: es iſt doch das Dümmſte, was man ſein kann, ein Bauer zu ſein. Ein Narr iſt wenig — wißt Ihr warum? Weil wir unſer gar zu Viele ſind. Die Familie iſt zu groß; das ſchöne Capital der Narrheit muß in gar zu kleine Portionen getheilt werden, damit nur ein Jeder etwas kriegt — Ihr auch, Gevatter, Ihr auch! und es ſollte mich nicht wundern, wenn Ihr ſogar den Löwentheil bekommen; es wäre nur ſo in Verhältniß zu dem Uebrigen. Aber dennoch lieber ein Narr, als ein Bauer! Als Narr bin ich Eines Menſchen Narr und weiß es; aber der Bauer iſt der Narr für Alle und weiß es nicht. Aber nun gebt Acht, Gevatter! Dieſer Bauer hatte ein zartes Fell, Ihr tragt die Stiefel, die Ihr Euch aus ſeiner Haut geſchnitten habt, nicht weit: Schach! wieder Schach! und — matt!

Kaiſer.

Ich ſah den Läufer nicht, der hat die Schuld.

Narr.

Ja wohl, Gevatter, und zwei mal zwei iſt vier. Aber ſoll ich Euch einen guten Rath geben? Ich ſoll: Denn wozu wäre ich ein Narr, als zum Rath geben? Und alſo dies iſt mein guter Rath: Nehmt Euch in Acht, Gevatter, vor den Läufern! Verſteht Ihr mich? Vor den Ueberläufern, den Vor- und Nachläufern, die den Mantel nach dem Winde drehn, hungrige Burſche, die ſo lange neben Eurem Pferde

laufen, bis ſie Euch ein Almoſen abgebettelt haben — und dann recken ſie die Zunge und werfen mit Steinen hinterdrein. Ihr verſteht mich doch, Gevatter?

Kaiſer.

Nein, guter Narr.

Narr.

Nun, Gott ſegne Eure Weisheit, gnädiger Herr. Es iſt eine kaiſerliche Weisheit, nicht zu wiſſen, was alle Welt weiß. Ihr habt zu lange Hände und zu kurze Ohren, da liegt's. — Schaut her: wenn dies Schachbrett das deutſche Reich wäre und Eure Königin wär' ein Kaiſer —

Kaiſer.

O guter Narr, nur nichts von Politik!

Narr.

Ha, Politik! —
Es iſt nun 'mal die Lieblingskoſt der Welt
Und auch der Narr will ſeinen Theil daran!
Die Welt hat ſich ein wenig übergeſſen
Am Kinderbrei der Häuslichkeit; ſie hungert
Nach den Fleiſchtöpfen der Hiſtorie.
Hörſt Du die Magen knurren? Sieh Dich vor!
Das Volk hat einen grimm'gen Appetit
Und eine ſchamlos bäuriſche Verdauung.
Paſſ auf, Gevatter! Sieh, es geht nicht gut,
Ich darf's Dir ſagen! Denn ich bin ein Narr:

Das Volk braucht Viel — gieb ihm ein Weniges,
Zwei Biſſen nur, nur ein paar dürre Krumen
Vom Abhub Deines Mahles — gib ſie ihm!
Und ſatt und ſtumm, ſchweifwedelnd, kriecht der Hund
In ſeine kalte Hütte und ſchläft ein.

Kaiſer.

Narr, ſieh Dich vor, daß Du nicht ſelbſt zuerſt
Empfindeſt, wie die Hundehütte thut.

Narr.

Es wäre nicht das erſte Mal, würde nicht das letzte bleiben. Narren und Patrioten müſſen auf Schlimmeres gefaßt ſein: und jetzt bin ich ein Narr und ein Patriot dazu, alſo ein zwiefacher Narr. Stroh oder Seide — Ich ſah eine Leiche, die hatte ſeidene Hoſen an — und puh! was ſtank ſie! Im Stroh niſten Flöhe, die beißen, in der Seide niſten falſche Freunde, die beißen noch ärger. Und darum ſag' ich Euch: nehmt Euch in Acht vor den Ueberläufern! Nehmt Euch in Acht vor Eurem Freunde Moritz —

Kaiſer.

(Lachend.)

Auch Du, mein Narr? Die Tonart iſt nicht neu,
Ich habe ſie von Andern ſchon gehört
Und bis zum Ueberdruß gehört. O Narr,
Du wirſt zu fett, Dein Witz wird mager, geh,
Leg' Dich in's Bett und nimm zu ſchwitzen ein!

Narr.

Noch nicht, gnädiger Herr. Ich warte, bis Ihr vor Angſt ſchwitzt, dann ſetzen wir uns Beide zuſammen. Ach Gevatter, Gevatter! es wird doch hübſch ſein, wenn Alles ſo kommt, wie ich es Euch ſage — und dann ſetz' ich mich vor Euch und ſeh' Euch an und ziehe die Augenbrauen über die Stirn hinauf und räuspre mich und ſtemme die beiden Ellenbogen breit auf und ſage: Nun? Nun, ſag' ich? hab' ich es Euch nicht vorhergeſagt? Ach Gevatter, das wird hübſch ſein — ſo hübſch, daß es mir ſchon jetzt in die Augen ſteigt.

Kaiſer.

Pfui, guter Narr, Du wirſt ſentimental?

Narr.

Sentimental? Nein, Gevatter, das hab' ich abgelegt, ſeit ich mir zum erſten Mal meine Hoſen allein zuknöpfte — und dazwiſchen iſt mehr Zuſammenhang, als Ihr denkt. Sentimental? Mein Herz iſt ein Igel, der ſeine Stacheln nach außen kehrt. Gebt Acht, Gevatter: wenn Ihr weint, ſoll mein Herz Euer Kopfkiſſen ſein — und dann ſagt noch, daß ich ſentimental bin. Aber im Uebrigen bleibt's dabei: es gehen böſe Gerüchte über Moritz; man ſpricht von verborgenen Bündniſſen, geheimen Plänen, heimlichen Rüſtungen — nehmt Euch in Acht!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Cardinal **Granvella.**

Kaiſer.

Ah, Cardinal, Du kommſt zur guten Stunde,
Der Narr fällt Dir ins Handwerk: vor dem Moritz,
So wohl beredt, mit ſolch allmächtigem
Stirnrunzeln warnt' er mich, daß mich bedäuchte,
Als hört' ich Dich.

Granvella.

So wird das Sprichwort wahr,
Daß Narrenmund die Wahrheit redet.

Kaiſer.

Wie meinſt Du das?

Granvella.

Uns habt Ihr nie geglaubt,
Wenn wir Euch baten, auf der Hut zu ſein
Vor Eurem Moritz: wohl! ſo glaubt denn jetzt
Der allgemeinen Stimme des Gerüchts!
So glaubt dem ängſtlich zögernden Verdacht,
Der nächtlich ſchon das bange Land durchzieht
Und Moritz' Namen an die Pforten ſchreibt —

Narr.

Soll ich Licht anmachen, Gevatter? Es iſt bloß, damit
Ihr beſſer leſen könnt.

Kaiſer.

Ich glaub' an kein Gerücht. Ich hab' erfahren,
Aus welchem Nichts die ſchnöde Lüge ſich
Zuſammenballt; ich weiß, wie gern die Schlange
Des Neides ſich auf unſre Lorbeern legt
Und unſre liebſten Blüthen uns begeifert.
Der hat ſich ſelbſt verloren, der dem Urtheil
Der blöden Welt Gewalt giebt über ſich
Und an des Pöbels Hirngeſpinſte glaubt.
Ich ſage Dir, ich glaub' an kein Gerücht.

Narr.

Und ich an jedes, da glauben wir beide gleich viel.

Granvella.

Nun denn, mein Fürſt! So glaubt der Wirklichkeit,
So glaubt den Thaten, die er ſelbſt gethan!
Denkt an den Brief, den Ihr in Augsburg jüngſt
Von ihm bekamt! Denkt an den Ungeſtüm,
(Obwohl es Schlimmres war, als Ungeſtüm)
Mit dem er mich, den Boten ſeines Kaiſers,
Entlaſſen hat!

Kaiſer.

Das iſt es, ſiehſt Du wohl?
Du biſt ihm bös, weil er Dich etwas heftig
Entlaſſen hat! Und doch im Grunde war es
So unrecht nicht. Er hatt' es gut gemeint,

Er wird gedrängt von Freunden und Verwandten;
Ich hätt' ihm wohl ein wenig gnädiger
Antworten sollen, und es thut mir leid,
Daß ich zu willig Deinem Rath gefolgt.
Auch kenn' ich Deine Art, Du hast vermuthlich
Noch einen schlimmeren Bescheid gegeben,
Als Du ihn selbst aus meinem Mund empfingst:
Du mußt nach Spanien, zur Inquisition.

Granvella.

Ich lieb' ihn nicht —

Kaiser.

Ich aber thu' es, ich!
Dein Herr und Kaiser! und ich will, daß man
Nichts Böses mehr von ihm mir hinterbringt!

(Aufstehend, einige Schritte auf- und abwandelnd, dann stillstehend.)

Es ist was Seltnes, daß man Menschen findet,
Ursprünglich, kraftvoll, wie die ewige
Natur sie schuf. Die Meisten sind verhunzt,
Nicht erst durchs Schicksal, meist schon durch sich selbst,
Weil sie den Muth nicht haben, das zu sein,
Was sie zu sein gelüstet: arme Nullen,
Die man halbwegs mit nassem Finger löscht.
Er aber ist als Liebling ausgezeichnet
Des ew'gen Schicksals, daß er offnen Aug's,

Mit ſicherm Tritt und aufgehobnem Haupt,
Auf Pfaden geht, wo Andern ſchwindlig wird:
Er, von dem Gift der Menſchen unberührt,
Noch ohne Runzeln auf der Stirn und ohne
Falten im Herzen, unbekannt mit den
Verhängnißvollen Windungen des Lebens,
Und mir mit freier Liebe zugethan.
Als ſich die Fürſten Deutſchlands wider mich
Empörten, wem verdank' ich es, als ihm,
Daß dieſer wüſte Sturm der Leidenſchaften
Doch meines Thrones heil'ge Veſten nicht
Erſchüttert hat? Und darum glaub' ich ihm,
Und biete Trotz dem Ziſcheln der Verläumdung!

Granvella.

Doch wißt Ihr auch, daß er ein Heer verſammelt?

Kaiſer.

Ich weiß es; denn ich ſelbſt befahl es ihm.
Zu meinem eignen Beiſtand ſoll es ſein,
Um mit Gewalt, wenn's nicht in Güte geht,
Die Aenderung des Reiches durchzuſetzen,
Die ich bezwecke. Wenig Tage noch
Und meines Strebens Gipfel iſt erreicht.
Was Wahlgeſetz! Was Capitulation!
Auf eigne Pfeiler bau' ich meinen Thron,

Den Thron der Welt! Gott hat ihn mir beſchieden:
Die Welt für mich! dann für die Welt der Frieden!

Granvella.

So iſt Euch auch vermuthlich dies bekannt,
Daß dieſe Truppen, welche Moritz führt,
Sich ſchon der Grenze nähern von Tyrol?

Kaiſer.

Der Grenze von Tyrol? Du ſprichſt im Traum.

Granvella.

Es giebt bedeutungsvolle Träume, mein
Durchlaucht'ger Fürſt. Denkt, dieſer ſei davon!
Ihr ſeid allein, in einem fremden Land,
Nichts ahnend, ungerüſtet —

Kaiſer.

Heda, Narr,
Sing' mir ein Lied! Mir thun die Ohren weh.

Narr.

Gleich, Gevatter. Was für ein Lied wollt Ihr haben? Ich kann viele ſchöne Lieder: aber für Ohren, die weh thun, kann ich keins, da müßt Ihr Kaſtraten ſingen laſſen, oder Hofleute. Aber hört zu, Gevatter: das iſt ein Lied, ſo weich wie Oel, aber Euch wird es doch kratzen.

(Singt.)

Wenn die Sonne ſcheint,
Wenn die Sonne ſcheint,
Schmilzt der Schnee;
Wenn mein Mädel weint,
Wenn mein Mädel weint,
Sag' ich Ade!
Rothe Roſen, rothe Roſen,
Warum welkt ihr doch ſo bald?
Warme Herzen, warme Herzen,
Warum werdet ihr ſo kalt?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. **Selden**, in großer Eile eintretend.

Selden.

(Auf den Kaiſer zueilend.)

Mein gnäd'ger Fürſt —

Kaiſer.

Was haſt Du? Du biſt bleich?

Narr.

Gebt Acht, Gevatter: das iſt der zweite Vers von meinem Liede, der nun kommt —

Selden.

Wie, gnäd'ger Fürſt? Führt hier der Narr das Wort,
Indeſſen ſchon der Donner der Entſcheidung

Mit dumpfer Stimme aus den Wolken ſpricht?
Moritz von Sachſen —

Kaiſer.

O ich bitt' Dich, ſchweig!
Du haſt wohl auch wo zwei Gevatterinnen
Oder 'nen armen Lanzenknecht beborcht,
Der aufgeregt von ſeinem Stübchen Wein,
Ein Schelmenlied auf meinen Moritz ſang?
Ich kenn' die Quellen Eurer Politik.

Selden.

Nein, theurer Herr. Entſchieden hat die That!
Zerriſſen iſt von Moritz' eigner Hand
Das unglückſelig künſtliche Gewölk,
Das unſre Sinne trügeriſch umwob.
Der Blinde ſelbſt wird ſehend, frei zu Tage
Liegt die entſetzliche Geburt der Nacht:
Moritz hat Euch verrathen!!

Kaiſer.

Nein! nein! nein!
Es *kann* nicht ſein: und wenn es *könnte*, dennoch —
Es *ſoll* nicht ſein! es ſoll nicht, ſage *ich*!

Narr.

Du ſollſt aber nicht, ſagte die Maus zur Katze. Ei freilich ſollt' ich nicht, antwortete die Katze — aber es ſchmeckt mir.

Selden.

Es iſt, mein Kaiſer! Dieſes Haupt zum Pfand,
Daß ich die Wahrheit melde! Wie von Flügeln
Der Nacht verhüllt, hat Moritz ſeine Truppen
Bis an den Eingang von Tyrol geführt;
Schon iſt von Waffen jeder Paß geſperrt,
Schon in den ſtillen Thälern dieſes Landes
Entfaltet ſich das Banner der Empörung!
Und weſtwärts drängt raubgierig der Franzoſe,
Mit welchem Moritz ſich verbündet hat —

(Der Kaiſer verhüllt ſchweigend ſein Haupt.)

Granvella.

Doch welchen Grund zum Aufruhr giebt er an?

Selden.

Die Haft der Blutsverwandten, die gedrohte
Veränderung des Reichs, vor Allem aber,
Weil er die Freiheit, ſagt er, retten muß.

Kaiſer.

(Nach einer Pauſe.)

O Freiheit, Freiheit, lockende Sirene,
Die Du die Herzen meines Volks verführſt:
Wer biſt Du denn, die Du mit Schmeichelworten
Den liebſten Freund von meiner Bruſt mir ſtiehlſt?
Was ich gebaut, Du ſtürzeſt es in Trümmer,
Was ich geſät, Dein Feuer frißt es auf —
Komm, zeige Dich! Ich fühle ein Gelüſte,

Dein vielbesungnes Angesicht zu sehn!
Ist solch ein Ding, wie Du — Komm! tritt herein!
Ich bin ein Greis — mein Haupt wird kahl — ich wanke
Dem Grabe zu — tritt her! ich wage dennoch
Mit Dir den letzten, ungeheuren Kampf
Um den alleinigen Besitz der Welt!

Granvella.

Denkt nicht an Kampf, denkt erst an Sicherheit —

(Sturmglocken)

Selden.

Horch da, sie läuten —

Granvella.

Es ist Sturm —
Der Himmel steht in Glut —

Kaiser.

Es ist der Abend,
Die Sonne sank, mein holder Tag erlosch:
Ich denke wohl, es wird der Abend sein!

Selden.

Nein, dies sind Flammen einer Feuersbrunst —
O gnäd'ger Herr —

(Kanonen)

Granvella.

Die Lärmkanone kracht —

Narr.

Wer nun eine Pelzkappe hätte, Gevatter. Aber es iſt doch nicht ſo leicht, ein Narr zu ſein, als ich dachte.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein kaiſerlicher Hauptmann.

Hauptmann.

Der Feind! der Feind! Auf, rettet Euch, mein Fürſt!
Die Ehrenberger Schanzen ſind geſtürmt —
Befehlt, wohin der Rückzug gehen ſoll:
Denn allzuſchwach ſind wir zum Widerſtand.

Selden.

Nichts da von Rückzug! Hier iſt Euer Platz —
Schwach oder ſtark: wer hält ſein Blut zu theuer,
Es hinzugeben für die Sicherheit
Des Kaiſers, unſers Herrn?

Hauptmann.

Wie Ihr befehlt.
Die Straße nach Italien iſt frei; die Loſung
Für uns iſt Tod! Gott ſegne Eure Flucht!

(Ab.)

Narr.

(Ihm nachrufend.)

He, Du, beſtell' mir einen Platz im Himmel, ich glaube, Du wirſt Dir heute zwei verdienen.

(Hörner hinter der Scene.)

Selden.

Das ſind die Hörner unſrer Feinde! fort!

Granvella.

Ihr müßt entfliehen, mein Durchlaucht'ger Herr —

Kaiſer.

Ich fliehe nicht! Ich will nicht überleben
Dies klägliche, dies Ende meines Glücks!

Selden.

Es giebt noch Schlimmres, als den Tod allein,
Mein Kaiſer: wollt Ihr als Gefangner leben?

Granvella.

Friſch, faſſet Muth! Entflieht! Gönnt dem Verräther
Nicht dieſe volle Freude des Triumphs —

Selden.

Ihr müßt, mein Kaiſer: Fackeln! Fackeln her!
Die Riegel vor!

(Durch die Mittelthüre treten Bewaffnete mit Fackeln.)

Granvella.

Doch wohin lenken wir
Des Trauerzuges unglückſel'ge Spur?

Selden.

Nach Villach zu, dort iſt der Weg noch frei.

(Der Hauptmann in die Mittelthüre tretend mit gezogenem Schwert.)

Hauptmann.

Sie ſtürmen ſchon die Brücke — rettet Euch!
Bald iſt der letzte Mann von uns gefallen!
Fort, rettet Euch!

(Ab.)

Granvella.

Die Kugeln pfeifen an
Die Mauern, fort!

Kaiſer.

Was macht Ihr? Laßt mich hier!
Hier ſank mein Stern — ich ſinke mit — o Moritz,
Moritz, mein Sohn! Du haſt mir weh gethan!

Selben.

(Zu den Bewaffneten.)

Kommt! tretet dicht an Euren Herrn heran!
Zieht Eure Schwerter! Mann für Mann! Wir ſchirmen
Das Allerhöchſte Haupt der Chriſtenheit!

Granvella.

Kommt, theurer Kaiſer!

Selben.

Kaiſer?! Still! ein Traum!

(Alle, in tumultuariſchem Gedränge, mit wehenden Fackeln, vorgehaltenen Schwertern, durch die Seitenthür ab: bis auf den Narren, der allein zurückbleibt.

Fünfter Auftritt.

Der **Narr** allein. Später **Moritz, Albrecht, Carlowitz** und **Soldaten.** Hinter der Scene abwechselndes Schießen und Hörnerklang, der ſich immer mehr nähert.

Narr.

Ich will nicht mit gehn, ich will hier bleiben. Ich mag es nicht ſehen, wie ſie einen Kaiſer lebendig zu Grabe tragen. O großer, großer Kaiſer! — Und ich bin ja nur ein Narr; ſie würden fragen, was der Narr will, wo ſie für ihren Kaiſer ſterben. Denn es giebt auch eine Ariſtokratie des Todes. Pah,

(Sich in den Lehnſtuhl werfend.)

dieſer Stuhl iſt weich: der Kaiſer geht zu Grabe und der Narr wird des Kaiſers Erbe. Nun kommt her zu mir, Ihr Thorheiten der Erde! Der Narr iſt Kaiſer und Euer luſtiges Regiment beginnt. Nun komm, fuchsſchwänzelnde Schmeichelei — Du wedelſt? Gut, Du ſollſt Miniſter werden. Und Du mit der nackten Bruſt, Lüſternheit, Verbuhlte! ah, Du ſollſt mein Bettmeiſter ſein, und wenn wir alt werden, warte nur, dann bauen wir Kirchen mit einander. Mummenſchanz, Würfelſpiel: Ihr ſollt Volkslehrer werden! Ihr erzieht gehorſame Unterthanen, friſch zu! und die Weichlichkeit und das Gliederdehnen — ah, ich werde ein glückſeliger Kaiſer ſein!

(Hinter der Scene).

Moritz.

Ergebt Euch!

Albrecht.

Schlagt ſie todt!

Eine andre Stimme.

Zurück!

Eine vierte.

Marſch! Marſch!

(Degen klirren dicht vor der Thür.)

Albrecht.

Schlagt ſie in Stücke! brecht die Thüren ein!

(Die Mittelthüre bricht ein
Albrecht, nach ihm Moritz, mit Soldaten, dringen fechtend ein.)

Albrecht.

Halloh! halloh! Wo iſt der Kaiſer?

(Auf den Narren eindringend.)

Fahre

Zur Hölle, Schuft!

(Erſticht ihn.)

Narr.

(Zuſammenſinkend.)

Ah, mein Kaiſer! Gute Nacht, Narr! Der Kaiſer iſt entflohen. Ich bin der Narr — und Du biſt

(Mit gellendem Lachen.)

angeführt —

(Stirbt.)

Albrecht.

Ein Narr! Ein bloßer Narr!

Moritz.

(Hinzutretend.)

Wozu dies Blut? Pfui, ſteck den Degen ein,
Das war kein ritterlicher Streich von Dir.
Todt, armer Narr? Ich hab' ihn wohl gekannt:
Er war was Beßres werth — und dennoch, dennoch,
Was will er mehr? Er ſtarb 'nen guten Tod. — —
Tragt dieſen armen Schelm hinaus: und ſorgt,
Daß ihm ein ehrliches Begräbniß wird.

(Carlowitz tritt ein.)

Wie ſteht's, mein Freund?

Carlowitz.

Sieg, mein Durchlaucht'ger Herr!
Der letzte Mann des Kaiſers deckt den Sand,
Wir haben keinen Feind mehr zu bekämpfen;
Er ſelber hat gen Villach ſich geflüchtet.

Moritz.

Schnell! laß die Kerker öffnen! führe die
Gefangenen, die Freunde meines Bluts,
Die langvermißten, an mein Herz zurück!
Mit dieſem Auftrag lohn' ich Dein Verdienſt.

Carlowitz.

Ich eile, gnäd'ger Herr.

(Ab.)

Moritz.

O Albrecht, Albrecht!
Komm an mein Herz! Das ſind ſie, ja! da kränzen
Sie duftig uns die kampferglühte Stirn,
Die Lorbeern dieſes märchenhaften Zuges!
Die Macht des Kaiſers iſt geſprengt; ich habe
Die Augen eingedrückt, damit ich nur
Die theuren Banner nicht erblickte, denen
Ich ſonſt gefolgt und die ich heut bekämpft.
Es iſt vorbei — ich habe Blut gekoſtet:
Mein ſchwellend Herz, gleich einem jungen Leu'n
Hat ſich in Freiheit, wie in Blut berauſcht —

Albrecht.

Ei was, Phantaſt! Laß mir die Kehle los!
Was kümmern mich die Freiheit und Dein Herz?
Ich will mal erſt ein wenig plündern gehn —
Kommt, wackre Jungens! ſteckt das Neſt in Brand!

(Ab mit den Soldaten.)

Moritz.

Und dieſer ſoll mein Bundsgenoſſe ſein?!
Man ſteht doch nirgend beſſer, als allein.

Carlowitz.

(Zurückkehrend.)

Ich habe die Gefangenen befreit,
Wie Ihr befahlt: allein ſie weigern ſich,
Vor Eurem Angeſichte zu erſcheinen.

Moritz.

Und was der Grund?

Carlowitz.

Erlaubt, daß ich's verſchweige.
Nur dieſes ſag' ich: rechnet nicht auf ſie
Und ihren Beiſtand.

Moritz.

Ich verſtehe Dich:
Der Kerker hat nur ihren Muth gebrochen,
Nicht ihren Haß? Sie zürnen mir, nicht wahr?
Daß ich ſie ehe nicht, als jetzt, befreit,
Und ſehn in mir den Feind nur, nicht den Retter?

Carlowitz.

Ihr habt's geſagt. Ihr Herz iſt hart geworden;
Sie haben nichts behalten, als nur einzig
Den alten Groll.

Moritz.

— — Es thut mir leid, gewiß,
Doch nicht um meinetwillen! Mögen ſie,
Wenn ſie es können, den Befreier haſſen,
Der aus der Schmach der Ketten ſie erlöſt:
Ich hab' es nicht um ihren Dank gethan!
So deutlich jetzt, ſo himmliſch ſonnenklar,
Als hätt' ein Finger Gottes ihn geſchrieben,
Fühl' ich den Weg jetzt, den ich wandeln muß,

Daß mich kein Haß, kein Unverſtand, kein Neid,
Kein falſches Urtheil falſch berathner Freunde
Ablenken ſoll von dem gewählten Pfad!
Die bange Zeit des Schwankens iſt vorbei:
Ich hab' entſagt auf alles andre Glück,
Als dieſem nur, dem Vaterland zu dienen.
Drum ob die Welt ſich wider mich empört:
Ich weiß es jetzt, wem dieſes Herz gehört!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Heideck. Gleich darauf Selden. Später Albrecht.

Heideck.

Ein Abgeſandter Seiner Majeſtät
Erſucht Euch um Gehör.

Moritz.

Führt ihn herein.

(Selden tritt ein.)

Ihr kommt vom Kaiſer?

Selden.

Ja, mein gnäd'ger Herr:
Es jammert ihn des allgemeinen Elends,
Mit dem der Krieg aufs Neu' die Welt bedroht.
Drum trägt er Euch, wiewohl in tiefſtem Herzen

Von Euch gekränkt, dennoch Verſöhnung an,
Und will Euch gern, was billig iſt, gewähren.
Zuerſt Freilaſſung der Gefangenen —

Moritz.

Freilaſſung? jetzt? Ich — habe ſie befreit.

Telden.

Dann für Euch ſelbſt Vergeſſen des Geſchehnen,
Sogar Vergrößrung Eurer jungen Macht,
Zuwachs an Ehre, Reichthum und Gebiet,
Ja jeden Wunſch, den Eure Ehrbegier
Erträumen kann in ihrem kühnſten Flug!
Nur legt die Waffen nieder, welche Ihr
Ergriffen habt! Nur kreuzt die Pläne nicht,
Die Seine Majeſtät entworfen haben
Zum Wohl des Reiches, wenn abweichend auch
In Einigem von dem gewohnten Gleis.

Moritz.

(Nach einer kurzen Pauſe, mit Adel und Sicherheit)

Mein werther Herr! Der Kaiſer meint es gut,
Ich weiß ihm Dank, daß er den Frieden will.
Doch ſteh ich hier in meinem Namen nicht
Und nicht um meines Vortheils willen hab' ich
Das Schwert entblößt: ich ſtehe hier im Namen
Und in Gewalt der deutſchen Nation!
Was gilt das Unrecht, das er mir gethan?

Es war verziehn, noch eh' er es gethan.
Doch an der Freiheit hat er ſich vergangen
Und an den Rechten meines theuren Volks.
Verſöhne denn der Kaiſer ſich mit ihm!
Ihm biet' er dieſen Ueberfluß der Gnade,
Mit dem er mich umſonſt verlocken will!
Ja Gnade nicht — iſt Gnade, was man muß?!
Er geb' dem Reich, was er ihm ſchuldig iſt,
Sein gutes Recht und ſeine Freiheit wieder! —
Dies iſt die einz'ge Forderung, die ich ſtelle,
Ich kenne keinen Frieden, als allein
Der dieſe Eine Forderung mir gewährt:
Nichts, nichts für mich! doch Alles für mein Volk!

Selden.

Eur Gnaden ſtell'n bedenkliche Artikel.
Ich geb' es zu, Ihr habt uns überraſcht,
Es war ein Aufſtand — und er iſt geglückt.
Doch warn' ich Euch! Vertrauet nicht zu ſehr
Dem wechſelvollen Einfluß Eures Sterns!
Das Glück des Kriegs iſt wandelbar, Ihr ſteht
Allein, mein Fürſt — —

Moritz.

Warum verſtummet Ihr?
Meint Ihr, ich läugne es? Mein Schwiegervater,
Sammt meinem Oheim, weigern ſich des Bunds,

Ich bin allein — und dennoch nicht allein!
Denn mit mir kämpfen Millionen Seufzer,
Die Ihr dem Busen meines Volks entpreßt!
Denn mit mir kämpfen Millionen Herzen,
Die an die Zukunft glauben, hoffnungsreich,
Und deren Glauben Ihr nicht brechen könnt! — —
Ihr nennt dies einen Aufstand? Nimmermehr!
Es ist ein heil'ger, ein gerechter Krieg,
Es ist die Nothwehr meines Vaterlandes,
Das ich befreien oder sterben will! —

Selden.

So schicket denn, so Euch gefällig, einen
Getreuen Mann, der Euren Willen kennt,
Nach Passau hin, zum Tag der Himmelfahrt,
Damit Ihr über die Bedürfnisse
Des deutschen Reichs und die Erneuerung
Der alten Rechte gütlich Euch vergleicht.

Moritz.

Nach Passau schick' ich; bis zur Himmelfahrt
Sei Waffenstillstand. Grüßet Euren Herrn
Und lebet wohl.

(Selden ab.)

Geh, Carlowitz! Besorge
Die sichre Heimkehr meines Schwiegervaters

Und meines Ohms. Hier iſt kein Platz für ſie:
Die reife Frucht des Siegs ſolln ſie genießen,
Die bittre Schale ſei allein für mich.

(Indem Carlowitz abgehen will, kommt Albrecht.)

Albrecht.

Was hör' ich? wie? Pfui Dir, das iſt nicht brav!
Haſt Waffenſtillſtand heimlich angenommen?
Willſt Friede ſchließen? Frieden ohne mich?

Moritz.

Schweig, hör' mich an!

Albrecht.

Nichts da, ich will nichts hören,
Ich will nicht Friede ſchließen — laß mich fort!

Moritz.

So kommſt Du meinem eignen Wunſch zuvor.
Ich kann den Namen meines Bundsgenoſſen
Dir länger nicht verſtatten. Zwar Soldaten
Bedarf ich; aber Räuberhorden nicht!
So ſind wir quitt — und ich entlaſſe Dich.

Albrecht.

Sagſt Du das mir? Entlaſſen? Abgedankt?
Wie man 'nen Söldner aus dem Dienſt entläßt?
Wohl, wohl, ich geh' und werfe Dir den Handſchuh
Ins Angeſicht! und kündige Dir Krieg,

Krieg bis ans Heft, Du treulos falſcher Freund!
Was kümmert mich die Kunſt der Diplomaten?
(An den Degen ſchlagend.)
Das iſt die Feder, die die Welt regiert!
Mit dieſer wird mein Friedensſchluß dictirt!
Ins Feld! ins Feld! Laß ſehen, wen es trifft:
Deins oder meins — Blut ſei die Unterſchrift! —
(Ab.)

Carlowitz.

Ihr wart zu raſch, mein Fürſt. Der Markgraf nimmt
Die Hälfte unſers Heeres mit ſich fort.

Moritz.

So bin ich dennoch ſtärker, als zuvor.
Rein ſei die Hand, die für die Freiheit ficht:
Mich ſchreckt das Drohen meiner Feinde nicht! —
(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Kaiserliches Zimmer in Nürnberg.

Erster Auftritt.

Der Kaiser. Selden, am Arbeitstisch. Es brennt Licht.

Kaiser.

Ist der Vertrag mit Moritz aufgesetzt?

Selden.

Ja, Majestät. Ihr sichert Seiner Gnaden
Vergessenheit des Vorgefallnen zu,
Bestätigt die Freilassung der Gefangnen
Und nehmt die ausgesprochne Acht zurück.
Die traur'ge Spaltung der Religion
Wird anerkannt, als ein berechtigt Ding,
Und gleich in Zukunft wiegen die Partei'n,
Bis daß ein einig christliches Concil,
(Vorausgesetzt, daß je dergleichen sich
Versammeln wird) den alten Zwist versöhnt.
Die Ordnung dieses Reichs wird nicht verändert;

Die Krone erbt Eur Bruder Ferdinand,
Dazu berufen durch der Fürſten Wahl,
Und Spanien bleibt ohne Theil am Reich.
Dies iſt die kurze Summe des Vertrags,
Nichts fehlt daran, als Eure Unterſchrift.

Kaiſer.

Reich' her das Blatt: wie weit iſt's in der Nacht?

Selden.

's iſt Mitternacht.

Kaiſer.

Da trennt ſich Tag von Tag,
Und ſo mit dieſem Einen Federzuge
Trennt ein Geſchlecht ſich von dem andern heut,
Daß weit hinaus, bis in die fernſten Zeiten,
Der finſtre Abgrund dieſer Stunde klafft.
O dieſe Lettern werden mir ſo ſchwer!

Selden.

Ihr ſchenkt der Welt den Frieden, gnäd'ger Herr.

Kaiſer.

Den Frieden, ja: auf künft'gen Krieg gebaut.
Ich höre ſchon, wie kunftig alles Elend,
Das aus der Zwietracht der Parteien keimt,
Auf dieſe Stunde ſich berufen wird,
Wo ſie der Kaiſer ſelber anerkennt;
Ich höre ſchon, wie Schwert an Schwert ſich wetzt,

Und blut'ge Bilder künftiger Gefechte
Seh' ich auf dieſem kleinen Blatte ſtehn!
Mein ganzes Leben hab' ich dran geſetzt,
Daß eine Stunde nicht, wie dieſe, käme;
Nun iſt ſie da, nun fordert ſie ihr Recht!
Wohlan, es ſei — da ſteht mein Name, ſo:
Das war das Letzte, das ich unterſchrieben.

Selden.

Das Letzte? Wie, mein Fürſt? Verſteh' ich recht?
So ſeid Ihr ganz entſchloſſen, ganz bereit,
Den letzten Schritt, den äußerſten, zu thun?
Entſagen wollt Ihr der gewohnten Macht,
Hinunterſteigen von dem goldnen Thron,
Dem köſtlichſten der ganzen Chriſtenheit —?

Kaiſer.

Ich muß, mein Selden. Meine Zeit iſt um,
Ein neuer Geiſt erfüllt die alte Welt,
Ein andrer Thron erhebt ſich über mir,
Ein andrer Gott zieht in den Himmel ein:
Und keinen Raum mehr hat die Welt für mich.

Selden.

Ihr ſeht zu trüb. Den Doppelſinn des Glücks
Habt Ihr erfahren. Faſſet Muth.

Kaiſer.

Ich klage

Das Glück nicht an: mein Schickſal war ich ſelbſt.
Ich kämpfte mit dem Willen des Jahrhunderts
Und wollt' es zwingen, meine Bahn zu gehn:
Ein Gott im Himmel, Eine Kirche, Ein
Kaiſer auf Erden, Ein allwaltender —
Das war die ſtolze Wurzel meiner Kraft.
Und ſie zerbrach! 's iſt Phaetons Geſchick:
Die Sonnenpferde der Geſchichte ſchleudern
Aus meiner Höhe bäumend mich herab!
Zerſchmettert lieg' ich! Brauſend über mir
Geht der Triumphzug einer neuen Zeit —

Seltes.

Verſucht's noch einmal, theurer Herr. Die Welt
Gehorcht am Liebſten der gewohnten Hand.
Springt auf noch einmal! Greift noch einmal wieder
In die gewalt'gen Speichen des Geſchicks —

Kaiſer.

Umſonſt! umſonſt! Es wälzt ſich über mich:
Ich bin beſiegt. So ſcheid' ich, ohne Schmerz.
Denn freudlos war das Leben, das ich führte:
Auf meinem Thron, wie ſtand ich ſo allein!
In meinem Glück, wie war ich ſelbſt ſo arm!
Glaub mir, mein Freund: kein allerärmſter Sklav
Hat es ſo ſchlecht gehabt, wie ich. Frohlockend

Jetzt von mir werf' ich dieſe goldnen Laſten
Der Majeſtät: ich bin ein Leben ſatt,
Deß beſter Inhalt doch ein Irrthum war.

Selden.

Es iſt das Loos des Menſchen, daß er irrt.

Kaiſer.

Ja: und an ſeinem Irrthum untergeht.
Drum laß mich ſcheiden. Mögen Andre beſſer
Den Athemzug der jungen Zeit verſtehn!
O ich beſchwör' Euch, künftige Regenten,
Die Ihr in Eurer zugeſchloßnen Hand
Das Schickſal künft'ger Millionen tragt:
Verſäumt es nicht, mit liebevollem Neigen
Das Ohr zu legen an die Bruſt des Volks!
Verkennet nicht das ungeduld'ge Hüpfen
Der ungebornen Freiheit! Ueberhört
Das leiſe Flüſtern in den Zweigen nicht,
Wenn ſie der Athem der Geſchichte rührt!
Ich hab's gethan, ich büße meine Schuld. —
So lebe wohl! Es iſt zum letzten Mal:
Reich' mir die Hand — leb' wohl und denk' an mich!
Viel trübe Nächte haben wir durchwacht,
Viel heiße Tage mühſam überwunden
Und manche Noth und manchen Schmerz getheilt:
Ich danke Dir! Du warſt ein treuer Freund.

Selden.

Mein theurer Herr —

Kaiſer.

Nun gute Nacht, mein Selden.
Iſt Niemand hier? Sieh her, der Page ſchläft:
So leucht' ich ſelber Dir hinab.

Selden.

Mein Fürſt —

Kaiſer.

Laß ein Gedächtniß dieſe Nacht Dir ſein
Von unſers Glückes flücht'gem Unbeſtand.
Ich, jüngſt noch Kaiſer, Herr der halben Welt,
In deſſen Reich die Sonne niemals ſank,
Hab' Keinen jetzt, der mir die Kerze trägt.
Vergiß es nicht: Dein Kaiſer hat's gethan!
Und ſiehſt Du Menſchen in des Lebens Pracht,
Vom Volk vergöttert, angeſtaunt vom Neid:
Denk' an den Kaiſer, der die Kerze trägt!

(Der Kaiſer begleitet Selden an die Thür: ſtummer Abſchied. Dann zurückkehrend, an's Fenſter tretend.)

Welch milde Nacht! Leis wallend, durch die Luft,
Gleich den Gedanken eines Betenden,
Die goldnen Sterne wandeln ihre Bahn

Und ſchaun mich hell mit Friedensaugen an,
Als ſagten ſie: Wie nun, Du armer Menſch?
Was grämſt Du Dich? Du häufteſt Tand auf Tand
Und bauteſt Thorheit über Thorheit auf —
Was grämſt Du Dich? Hier oben wandeln wir,
Und wiſſen nichts von Deinem kleinen Schmerz! —
Glückſel'ge Sterne! ewig ungetrübt,
Neidlos ausgießend das geliebte Licht,
Fühllos ſogar, nicht wiſſend, daß ſie ſind —
Ich muß vergeſſen, daß ich Kaiſer war! — —
(Vom Fenſter zurücktretend.)
Ich weiß ein Kloſter in Hiſpanien:
Aus nacktem Fels, aus ſtarrendem Gebirg,
Ein Felſen ſelber, thürmt es ſich empor,
Schmucklos und kahl, mit dunklen Wölbungen,
Gleich einem rieſenhaften Sarg. Das ſei
Mein künftig Reich! In dieſen Mauern ende
Sich ernſt und ſchweigend meines Lebens Reſt!
Lebendig dort, doch ein Geſtorbener,
Todt für die Welt, nur lebend meinem Schmerz —
O Friede Gottes! Friede meiner Bruſt!

Zweiter Auftritt.

Der Kaiſer, in Nachdenken verſunken. Moritz iſt, ihm unbemerkt, eingetreten; nach einer kleinen Pauſe, in der er ihn voll Innigkeit betrachtet hat, hervortretend, das Knie beugend.

Moritz.

Mein Fürſt! mein Herr!!

Kaiſer.

(Ihn lang anſtarrend.)

Was willſt Du? Heb' Dich fort,
Ich habe Dich nicht rufen laſſen — Geh!

Moritz.

Nein, ſieh mich an! Du biſt mein Herr und Fürſt,
Frei ſteh' ich Dir und friedlich gegenüber
Und ſcheu den Blitzſtrahl Deines Auges nicht:
So neig' Dich zu mir, höre mich!

Kaiſer.

(Immer abgewandt.)

Was willſt Du?
Ich habe Dir das Feld geräumt; der Krone
Hab' ich entſagt, der Herrſchaft goldnen Stab,
Den ich geführt, da Du ein Kind noch warſt,
Mit Kreiſeln Du, wie ich mit Kronen ſpielend,
Um Deinetwill'n hab' ich ihn abgelegt:
Ich bin ein Mönch, ein Bettler, weiter nichts,

Der nichts beſitzt, als einzig ſeine Gruft —
Was willſt Du noch?

Moritz.

Abſchied zu nehmen komm' ich.
Es iſt mir nicht genug, daß unſre Schreiber
Frieden geſchloſſen auf dem Pergament:
Laß auch die Herzen wieder ſich verſöhnen!
Wir haben Jeder unſre Schuld gebüßt,
Es iſt kein Grund mehr, daß wir zürnen ſolln.
Du gehſt ins Kloſter, in die Schlacht geh' ich,
Wohin mich Albrecht ruft, der Feind des Reichs,
Feind des Geſetzes und des heil'gen Rechts,
Das ich vertheid'gen muß vor ſeinem Grimm!
Denn räuberiſch, ein losgelaßner Wolf,
Durchzieht er plündernd das geliebte Land,
Brandſchatzt die Städte, ſchändet den Altar,
Ja ſelbſt mein Weib hat er als Geißel mir,
Ja meines Oheims Weib und die Urahne,
Die blinde Mutter meines Stamms entführt —

Kaiſer.

Was ſchiltſt Du ihn? Er war Dein Bundsgenoß,
Von Dir hat er gelernt, wie man verräth:
So duld' es nun, trifft ſein Verrath Dich ſelbſt.

Moritz.

Nein, nicht von mir! Zu dieſen Thaten nicht
Ward er durch mich genöthigt, noch verführt!
Wo iſt das kleinſte Stückchen Land, o ſprich!
Der Baum, der Strauch, das Stäubchen in der Luft,
Das ich für mich in dieſem Krieg gewonnen?
Nicht für mich ſelber: für die neue Zeit,
Für die bedrohte Freiheit meines Volks
Hab' ich gekämpft — gekämpft, ſelbſt gegen Dich!
O glaube mir: es wurde mir nicht leicht!
Hätt' ich's vermocht, fürwahr! ich hätte lieber
Mein ſiedend Blut in Deines ausgeſtrömt,
Mit Jugenddrang Dein altes Herz zu wärmen!
Du haſt es nicht gewollt. Du ſelber haſt
Gewaltſam mich, den Zögernden, gezwungen
Und haſt das Schwert mir in die Hand gepreßt —

Kaiſer.

Wohl, es mag ſein: ich hatte dies verdient,
Doch nicht um Dich! Dies Eine thut mir weh:
Ich liebte Dich, den Einz'gen Dich von Allen,
Und baut' auf Dich — und Du, Du wirſt mein Feind!

Moritz.

Niemals Dein Feind war ich! Du warſt mein Kaiſer,
Ich diente Dir, ich folgte Deinem Wink,

Die Spuren küßt' ich, welche Du gegangen:
Doch biſt Du nicht der Erde höchſter Herr,
Biſt nicht der Geiſt, der ew'ge, der Geſchichte!
So zürne nicht und ſchilt mich nicht Verräther,
Weil ich ihm williger gedient als Dir!

Kaiſer.

Doch glaubſt Du wirklich an die neue Zeit
Und an den Sieg, den endlichen, der Sache,
Für die Du kämpfſt?

Moritz.

So wahr aus jenen Sternen
Das holde Licht zu uns herniederfließt,
So wahr mein Herz hat aufgeſchrien vor Qual,
Da mich das Schlachthorn mahnte wider Dich —
Ich glaube dran!

Kaiſer.

(Gütig.)

Ich zürne nicht; leb wohl.

Moritz.

Nein, reich die Hand, daß ich ſie küſſen darf.
Mir fällt die Welt anheim, die Du verläßt,
Ich bin Dein Erbe! — Fürchte nichts! Ich meine
Die Krone nicht: trage Dein Bruder ſie:
Und ſicher ſoll ſie, wie die Sonne ſein
Am Firmament. Mein ſei die Laſt allein

Des kaiſerlichen Amtes, mein die Pflicht,
Der holde Genius meines Vaterlandes,
Der Bannerträger meiner Zeit zu ſein!
Aufbaun will ich, was Du in Trümmer warfſt,
Will freie Luft der jungen Pflanze ſpenden,
Die Du im Keim erſticken wollteſt! Wieder-
Geboren ſollſt Du ſein, o Fürſt, durch mich:
Als kämſt Du wieder aus der Mutter Schooß,
Ein Jüngling dann, wie jetzt ein müder Greis,
Und hättſt den Athem dieſer neuen Zeit
In Dich getrunken mit der Muttermilch! —
Ich ſeh's voraus: mein Pfad wird blutig ſein,
Viel hunderttauſend Herzen müſſen brechen,
Ehe der Morgen der Befreiung tagt;
Das meine auch. So reich' mir Deine Hand:
Es iſt ein großes Werk, das ich begonnen,
Ich brauch' den Segen eines Manns, wie Du!

Kaiſer.

Ich zürne nicht, in Frieden ſcheide, geh.

Moritz.

Nein, reich die Hand mir, ich beſchwöre Dich:
Bei jenem Tage, welcher kommen ſoll
Und welchen Du nicht ſehen wirſt, noch ich,
Und den wir dennoch Beide ausgeſät,

Du widerſtehend, aber kämpfend ich:
Beim künft'gen Heil der kommenden Geſchlechter,
Bei Deines Namens Unvergeßlichkeit —
Reich mir die Hand! vergieb mir! ſegne mich!!

Kaiſer.

(Nach einer Pauſe, ihm die Hand hinreichend.)

Der Du die Seele mir zerbrochen haſt
Und haſt das Schwert mir auf die Bruſt geſetzt:
Doch in der Qual der fürchterlichſten Stunde,
Da ich von Dir mich hintergangen ſah,
Da ging der Stern mir der Erkenntniß auf
Und ich empfand es, daß die Krone nicht
Und nicht die Macht, die goldne, ſondern einzig
Die Freiheit iſt der wahre Herr der Welt!
Ihr beug' ich mich: mit meinem Blute zwar,
Doch haſt Du mich gelehrt und unterwieſen
Und freudig ſteig' ich ins lebend'ge Grab:
Ich weiß ja doch, daß Einer bleiben wird,
Unſterblich Einer, der die Welt regiert,
Wenn Du und ich in Aſche längſt zerfielen:
Es bleibt der Geiſt, der heute mich entthront! —
Und alſo ſegn' ich Dich —

Moritz.

(Auf die Knie ſtürzend.)

Mein Fürſt! mein Vater!

Kaiſer.

Ich ſegne Dich — auf ewig: lebe wohl!

(Beide raſch ab nach verſchiedenen Seiten.)

Verwandlung.

Thurmgemach. Seitwärts ein Fenſter.

Dritter Auftritt.

Sibylle führt die Eliſabeth von Rochlitz herein. Später Anna, mit Kammerfrauen.

Eliſabeth.

Man ſchließt uns ein und legt die Riegel vor —

Sibylle.

Es iſt ein Heer im Anzug, glaube mir,
Uns zu befrein! Die ganze Nacht ringsum
Von Feuern war der Horizont erhellt,
Albrecht iſt fort, die Wälle ſind beſetzt —

Eliſabeth.

Wer ſoll ſich kümmern um gefangne Frau'n?
Machtlos iſt Dein Gemahl, Philipp geſtorben,
Da er das heimathliche Schloß betrat —
Wer denkt an uns?!

Sibylle.

So wird es Moritz thun!

Elisabeth.

Ich wünsch' es nicht; ich habe abgeschlossen
Mit ihm und mir. — Sein armes Weib ist krank,
Weil sie sich stärker glaubte, als sie ist.
Sie stirbt vor Nacht, wir wollen sie begraben,
Er soll ihr heilig Antlitz nicht mehr sehn.

(Hinter der Bühne eine schmetternde Fanfare, darauf in Zwischenräumen der wachsende Lärm der Schlacht.)

Sibylle.

Ha! ein Signal! noch eines! das ist Schlacht!
Laß mich ans Fenster — sieh! die Ebne dampft —
Ja das sind Moritz' Farben! —

Elisabeth.

Wär' ich todt!
Ich mag nicht frei sein, werd' ich es durch ihn,
Der meine Freund' ins Elend hat gestürzt!

Sibylle.

(Noch am Fenster.)

Das ist der Markgraf! Dort — ihm gegenüber,
Auf schwarzem Roß — o das ist Moritz selbst!
Er faßt die Fahne, stürzt sich in die Schlacht —

(Anna, in Fieberhitze, mit aufgelösten Haaren, stürzt herein, von einigen Frauen gefolgt.)

Anna.

Hört Ihr die Kugeln dröhnen durch die Luft?
Er ſchickt den Tod als Liebesboten mir,
Mein ſüßer Freund! mein Moritz! mein Gemahl!

Sibylle.

(Sie umſchlingend.)

Ach, armes Kind! Sie ſpricht in Fieberhitze —

(Zu den Frauen:)

Wie durftet Ihr vom Lager ſie entlaſſen?

Eliſabeth.

Geh, geh, mein Kind! Wir haben ihn verflucht —

Anna.

Das iſt ſie, ja! das iſt die ehrne Frau,
Das iſt die Frau, die keine Augen hat
Und keine Thränen in den leeren Höhlen —
Ihm fluchen? Ihm? Ach bitte, fluch' ihm nicht,
Er war verreiſt und iſt zurückgekommen —
Du lehrteſt mich, wie ich ihn haſſen ſoll —
Ich weiß nicht mehr — mir thut mein Kopf ſo weh!

Eliſabeth.

Denk' an die Leiche Deines Vaters! —

Anna.

Ach,

Es iſt ja wahr — das theure, graue Haupt!
So ſanft, ſo grau, — es war ein alter Mann,
Er ſtarb in Freiheit, ſagt mir, ſtarb er nicht?
Und alte Leute, hört' ich, müſſen ſterben —
O einen Kranz auf meines Vaters Gruft!
Doch er iſt jung — es iſt mein Bräutigam,
Er hat 'nen Ring von meinem Finger, ja,
Ihr wißt's nur nicht — ich freu' mich, daß er kommt!

Sibylle.

Führt ſie zurück, beſänftigt dieſen Sturm —

(Zur Eliſabeth:)

Du haſt nicht gut gethan, ehrwürd'ge Frau!
Was wollteſt Du in dieſe weiche Bruſt
Die ſtarre Wurzel Deines Haſſes ſenken?!
Zur Liebe war ſie, nicht zum Haß gemacht:
Hinaus ſie drängend aus dem ſtillen Gleis
Ihrer Natur, haſt Du ſie ſelbſt zerſtört! --

Anna.

Nein, laßt mich los, ich hab' noch viel zu thun,
Ich muß noch Blumen ſtreun auf ſeinen Weg —
Sein Weg iſt weit!

Sibylle.

Er kommt ſchon: habe Muth!

Anna.

(Sich ans Fenſter drängend.)

Das iſt ein Fenſter, ja! und blaue Luft
Und lang entbehrter goldner Sonnenſchein —
Ihr denkt, ich raſe? Nein, ich ſeh' es Alles —
Dort iſt die Schlacht — ich ſeh' ihn: Moritz! Moritz!!

Eliſabeth.

Wie ſteht die Schlacht?

Sibylle.

Getümmel — Pulverdampf —

Anna.

Das iſt nicht recht, daß er nicht hören will,
Ich nick' ihm zu — und er, er ſieht mich nicht!

Sibylle.

Die Brücke ſinkt — die Feinde weichen —

Anna.

(Umſinkend, im Todesſchrei:)

Ah!

Sibylle.

Er ſinkt — er fällt! Weh! Moritz iſt gefallen! —
Er rafft ſich auf — die Thore ſtürzen ein —
Der Schloßthurm brennt —

(Sich zu Anna wendend.)

O armes, theures Kind!
Sie ſtirbt! ſie ſtirbt!! Weh, welch ein Wiederſehn!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. **Moritz**, verwundet, die Schärpe vor der Bruſt zuſammenpreſſend, mit gezogenem Degen, ſtürzt herein; ihm nach **Carlowitz**, **Heideck**, **Soldaten**.

Moritz.

Anna! mein Weib! wo biſt Du? Meine Anna!!

Sibylle.

Sie war es —

Moritz.

(Neben ihr hinſtürzend.)

Todt?! Was? Meine Anna! Todt?!!

Sibylle.

Ihr brach das Herz, da ſie Dich ſinken ſah.

Moritz.

Es darf nicht ſein: nein, lebe, ſprich!!

Anna.

(Sich langſam aufrichtend, mit brechender Stimme:)

O Moritz —

Moritz.

Nein, ſtirb noch nicht! noch bricht nicht, theures Herz!
Noch ſinket nicht, Ihr himmelsſüßen Augen!
Anna, mein Weib — ich bitt' Dich, ſieh mich an:
Du lächelſt, ja! ich weiß, Du biſt verſöhnt!

Da, nimm den Ring! o bitte, nimm den Ring,
Du kennſt ihn, nimm! damit der Tod uns traut.

Anna.

(Sich aufrichtend.)

Ich bin verſöhnt, hier meine kalte Hand:
An Deiner Bruſt — Dein Weib — bis in den Tod!

Sibylle.

Es iſt vorbei —!

Moritz.

(Sich neben der Leiche erhebend, die Schärpe, die ſeine Wunde bedeckt, abreißend, mit Entſchloſſenheit und geſteigerter Kraft:)

Nun denn, ſo ſtrömet hin,
Ihr warmen Bäche meines Bluts! — Der Tod
Löſcht alle Schuld: Reicht mir die Hand, Ihr Alle,
Die Ihr dies ernſte Leichenbett umſteht:
Ich habe nicht vollendet, was ich wollte,
Und mitten nun im Laufe ſterb' ich ſelbſt.
Und doch ich weiß, daß ich die deutſche Freiheit
Gerettet habe und das Vaterland,
Auf neue Stützen neuer Macht geſtellt!
Was ich gefehlt, vergebt mir: laſſet nicht
Den Unverſtand an meinem Namen nagen!
Denn wie ich war, ich war doch Deutſchlands Sohn.
Du aber wachſ' empor aus meinem Blute,
O wachſ' empor und rage durch die Welt,

Baum unſrer Freiheit, theures Vaterland! —

(Zur Sibylle und Eliſabeth:)

Lebt wohl — verzeiht mir! Anna — Anna —

(Ueber ihrer Leiche zuſammenbrechend.)

Ich folge Dir! — —

Eliſabeth.

(Sich erhebend, zu den Leichen hinkniend, ihre Stirnen berührend, horchend.)

Still! Alles ſtill! kein Athem — ſie ſind todt.

(Gruppe: Die alte Blinde über den beiden Leichen, hinter ihr Sibylle, zu den Seiten Carlowitz und Heideck, die Augen bedeckend, im Hintergrunde die Soldaten, ihre Häupter entblößend, die Fahnen neigend. Die Sturmglocke läutet, während der Vorhang langſam ſinkt.)

Anhang.

Einige Aktenstücke, betreffend das Verbot des Moritz von Sachsen in Preußen.

Das vorſtehende Stück hat durch das Verbot, welches in Preußen gegen daſſelbe ausgeſprochen worden, eine Celebrität erhalten, auf welche, ſo vorübergehend ſie ſei, es dennoch an ſich, weder durch ſeinen künſtleriſchen, noch ſeinen theatraliſchen Werth, den geringſten Anſpruch hatte. Inſofern alſo hat der Verfaſſer keinen Grund, ſich über das preußiſche Verbot zu beklagen; im Gegentheil, er würde, wenn anders befriedigte Eitelkeit der Zielpunkt ſeines literariſchen Strebens wäre, den preußiſchen Behörden für die nachſichtige Aufnahme, welche ſie ſeinem Stücke dadurch beim Publikum bereitet haben, ſogar ſeinen Dank nicht verſagen dürfen.

Allein es giebt bei Betrachtung dieſer Angelegenheit noch einen andern Standtpunkt, welcher ſowohl der Sache, wie den Perſonen angemeſſener erſcheint: der rechtliche, ja um es mit einem durchaus unverfänglichen Worte zu bezeichnen, der juriſtiſche Standpunkt.

Dieſen Standpunkt ſcheinen die Behörden, von denen das Verbot des Moritz von Sachſen verhängt und beſtätigt worden, nicht überall mit völliger Genauigkeit inne gehalten zu haben. Oder auch: ſie haben ihn nicht ganz richtig aufgefunden. Den Behörden hieraus einen Vorwurf zu machen und ſie einer gefliſſentlichen Beugung des Rechtes zu beſchuldigen, wäre, mit dem gelindeſten Ausdruck, höchſt leichtſinnig: und iſt der Verfaſſer, als geborener Preuße, und noch in dieſem Augenblick unter dem Schutz der preußiſchen Geſetze lebend, von einer derartigen Vermeſſenheit ſehr entfernt. Vielmehr, wenn überhaupt ein Vorwurf zu erheben iſt, ſo darf derſelbe ausſchließlich die vorhandenen Geſetze treffen, welche rückſichtlich der dramatiſchen Dichter, ihrer Rechte und Pflichten, ſowie des geſetzlichen Schutzes, den ſie für ihr Eigenthum in Anſpruch nehmen dürfen, durchaus lückenhaft und unzulänglich ſind.

Aber auch dieſe Mängel der Geſetzgebung wollen wir lieber beklagen, als anklagen; wenigſtens ſcheint die Billigkeit es ſo zu fordern. Oder wer möchte in Ernſt an die Geſetzgebung das Verlangen ſtellen, Verhältniſſe geſetzlich zu ordnen, ſo lange dieſe Verhältniſſe ſelbſt nicht exiſtiren? Streitfragen juriſtiſch feſtzuſtellen, die noch gar nicht erhoben ſind? Rechte zu ſchützen, die von Niemand in Anſpruch genommen werden?

Und das war bisher in Betreff der Bühne der Fall. Die frühere Blüthe unſrer dramatiſchen Literatur, zu Ende des

vorigen Jahrhunderts, wo es ſich etwa noch verlohnt hätte, Dichteranttheile in Anſpruch zu nehmen und die Verhältniſſe der Theaterdichter auch rechtlich zu ordnen, fielen in eine Zeit, wo das literariſche Eigenthum überhaupt noch nicht anerkannt war, die Rechte der Schriftſteller in den Augen der Geſetzgebung überhaupt noch keine Rechte waren. Als ſpäterhin, im Laufe der letzten Decennien, dieſer Standpunkt ſich änderte und ſchließlich, nach langer Ueberlegung, längerem Ausweichen, eine allgemeine Vereinbarung zu Stande kam, welche die rechtlichen Verhältniſſe der Literatur geſetzlich ordnete: da war das deutſche Theater dermaßen in Verfall gerathen, das Intereſſe des Publicums, die Theilnahme der vorzüglichſten Schriftſteller hatte ſich ſo gänzlich von ihm abgewendet, es lag ſo völlig außer aller Erwartung, daß die Bühne wieder ein Gegenſtand literariſchen ſowohl wie induſtriellen Wetteifers werden könnte, daß man den Geſetzgebern in der That nicht gram ſein darf, daß ſie, bei der juriſtiſchen (wenn wir ſo ſagen dürfen) Pacification der übrigen Literatur die dramatiſche völlig außer Augen ließen oder doch ſie mit einigen wenigen Beſtimmungen abſpeiſten, die wol geſetzlich, aber ſchwerlich rechtlich ſind*).

*) Wie z. B., daß das Recht des Autors über die Aufführung ſeines Stückes in demſelben Augenblicke aufhört, da er es dem Buchhandel übergiebt; oder daß anonyme Autoren völlig rechtlos ſein ſollen. Bei

Ebenſo einige Jahre ſpäter, als man die Verhältniſſe der Literatur zur Cenſur neu zu ordnen und dieſem an ſich ſchwankenden Zuſtande eine neue geſetzliche Grundlage zu geben ſuchte. Was die Staatsbehörde dem Verleger, dem Verfaſſer, dem Drucker zu erſetzen hätte, falls es ihr belieben ſollte, Bücher, die in Uebereinſtimmung mit den beſtehenden Vorſchriften, unter dem Schutz der Geſetze erſchienen, dennoch nachträglich zu unterdrücken, wurde geſetzlich ausgeſprochen und feſtgeſtellt. Dagegen was die Staatsbehörde dem Verfaſſer, dem Theaterunternehmer, dem Darſteller zu leiſten hat, falls es ihr belieben ſollte, ein den beſtehenden Vorſchriften conformes, unter dem Schutz der Geſetze erſchienenes Stück, nachträglich dennoch zu unterdrücken, daran dachte Niemand, weil Niemand daran dachte, daß dergleichen Fälle jemals in Wirklichkeit eintreten könnten.

Erſt in allerneueſter Zeit (der Verfaſſer des vorſtehenden

---

der erſteren Beſtimmung ſcheint man den Satz befolgt zu haben, der wol ehemals hie und da zur Vertheidigung des Nachdrucks in Anwendung gebracht wurde: Ich habe das Buch für mein Geld gekauft und darf alſo damit machen was ich will, alſo auch unter Anderm es nachdrucken. Ebenſo hier: Ich habe das Stück für mein Geld gekauft, ich darf alſo damit machen, was ich will, und mithin auch es zur Aufführung bringen, wie ich will. Aber wenn dieſer Satz richtig iſt, ſo mußte man auch den Nachdruck rechtlich anerkennen. — Worauf der zweite Punkt, die rechtliche Achtung der Anonymität der Bühnendichter, ſich ſtützt, vermögen wir gar nicht einzuſehen; wenn es noch Zeitungscorreſpondenten wären! —

Stückes würde dies nicht auszusprechen wagen, wenn er nicht durch die ausführliche Erläuterung, die er seinem Satze in der Einleitung gegeben hat, sich gegen alle einfältigen Beschuldigungen, die man daraus ableiten möchte, und sogar gegen alle absichtlosen Misverständnisse, hinlänglich gesichert zu haben glaubte) haben einige Stücke jüngerer Schriftsteller endlich wieder eine gewisse Wirkung erzielt, und dem deutschen Theater das langentwöhnte Interesse des Publicums, oder doch wenigstens seine Neugier, wieder zugeführt. Ob diese Stücke diesen Effect ihren Verdiensten, ob sie ihn dem Zufall, ja vielleicht ob sie ihn ihren Fehlern verdanken, und wie lange daher dieser Effect dauern wird, das sind Fragen, die übrigens vollkommen berechtigt sind, allein die uns hier nicht kummern. Wir halten einfach an der Thatsache fest, daß das deutsche Theater für den Augenblick wiederum, sowol für die Autoren, als für das Publicum — ja zum Theil sogar für die Theatervorstände, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, ein Gegenstand mannigfacher, sich mannigfach durchkreuzender Interessen geworden ist.

Und also auch ein Gegenstand gesetzlicher Fürsorge. Neue Verhältnisse bringen neue Rechte hervor, neue Rechte wollen neuen Schutz, das heißt neue Gesetze. Schon haben die beiden größten Theater Deutschlands, die Hoftheater von Wien und Berlin, ingleichen mehre der angesehensten Stadttheater, einige annähernde Schritte zur Herbeiführung eines

neuen Rechtszuſtandes für die Verhältniſſe der Bühne, und namentlich der Bühnendichter gethan: Schritte, welche, wenn ſie auch zum Theil durch die höchſten Behörden beſtätigt ſind, nichtsdeſtoweniger mit der übrigen Geſetzgebung keineswegs übereinſtimmen, jazum Theil mit ihr in directem Widerſpruche ſtehen, und unter allen Umſtänden lediglich den Charakter von Privatabkommen tragen, welche, ſo höchſt ehrenwerth und wohlgemeint ſie auch ſein mögen, doch immer des eigentlichen geſetzlichen Anſehns entbehren und mithin, für den möglichen Fall, jeder Willkür offen ſtehen. Ja ſogar, was bei einer derartigen partiellen und nur privaten Abhilfe nicht wohl ausbleiben konnte: dieſe iſolirten Zugeſtändniſſe drohen den geſammten Rechtsſtand nur noch mehr zu erſchüttern und in Verwirrung zu bringen, indem durch ſie Verhältniſſe begründet, Anſprüche zugeſtanden, Conflicte ermöglicht werden, die man bis dahin gar nicht kannte und für deren letzte definitive Erledigung in der bisherigen Geſetzgebung keine Inſtanz vorhanden iſt.

Unter dieſen Umſtänden möchte es denn wohl an der Zeit ſein, daß auch der Staat, als ſolcher, die rechtlichen Verhältniſſe der Bühne ein wenig näher ins Auge faßte und den mannigfachen Anſprüchen, Verwicklungen und Rechtsfragen durch ein allgemeines Geſetz zu Hilfe käme.

Doch wollen wir auch hierin unſere Forderungen gern beſcheiden. Unſere Zeit — man hat es uns oftmals geſagt und

noch öfter bewieſen — hat zur Geſetzgebung keinen Beruf; es iſt überhaupt nichts mit den Geſetzen, die ſo abſtract, von einem ideellen Standpunkte aus, gegeben werden: nur das hiſtoriſch gewordene Recht iſt wirklich Recht.

Wohlan denn, ſo bilde auch für die Zuſtände unſrer Bühne, für die Anſprüche der Bühnendichter, die Conflicte des Theaters mit der Cenſur, mit Einem Worte, für unſer ganzes deutſches Bühnenweſen ſich ein ſolches hiſtoriſches Recht! Als einen Beitrag dazu biete ich hier die Geſchichte meines Moritz von Sachſen. Ich glaube dies um ſo unbedenklicher thun zu dürfen, als ja der äſthetiſche Werth oder Unwerth meines Stückes und das juriſtiſche Intereſſe dieſes Falles augenſcheinlich zwei ganz verſchiedene Dinge ſind, und ich mithin kein Geſetz des Anſtandes oder der Beſcheidenheit verletze, indem ich die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſen Fall hinlenke, ja ſie ausdrücklich und dringend für ihn in Anſpruch nehme. Mein Stück könnte noch mangelhafter ſein, als es iſt, es könnte von einer gewiſſen Richtung unſrer journaliſtiſchen Kritik mit noch größerer Strenge, vom Publicum mit geringerer Nachſicht empfangen ſein, als es geſchehen: und das juriſtiſche Intereſſe ſeines Verbotes, die Wichtigkeit der rechtlichen Fragen, die ſich daran anknüpfen, blieben völlig dieſelben.

Nicht alſo (um dies noch einmal ausdrücklich auszuſprechen) aus irgend einem perſönlichen Motive: meine Perſon iſt bei der ganzen Angelegenheit ſchon mehr ins Spiel ge-

zogen worden, als mir lieb war — auch nicht etwa um mich vor dem Publicum zu rechtfertigen: das Publicum ſelber hat mir dieſe Mühe, in einer mich beſchämenden Weiſe, abgenommen — noch weniger, um die preußiſchen Behörden wegen der Unterdrückung meines Stückes, vor der öffentlichen Meinung anzuklagen: ich bin ihnen ja im Gegentheile Dank ſchuldig — ſondern lediglich als einen Beitrag zur Kenntniß des gegenwärtigen Rechtszuſtandes der deutſchen Bühne, als ein Problem, an welchem der Witz unſrer Rechtsgelehrten, der Scharfſinn unſrer Geſetzgeber ſich üben möge, ja wenn es ſein kann, als ein Samenkorn zu dem organiſchen Wachsthum einer künftigen, hiſtoriſch gewordenen Bühnengeſetzgebung, habe ich meinem Stücke dieſen Anhang beigefügt, und theile ich namentlich im Nachfolgenden die hauptſächlichſten Actenſtücke mit, welche in dieſer Angelegenheit gewechſelt worden ſind. Ich enthalte mich dabei aller Zwiſchenreden und eigener Zuſätze, um das freie Urtheil, das ſich ein Jeder aus Leſung dieſer Actenſtücke bilden wird, in nichts zu beſchränken, noch auch die eigenthümliche Beweiskraft derſelben zu ſchwächen.

Insbeſondere erlaube ich mir, Rechtsgelehrte, Theaterverſtände, Bühnendichter und überhaupt alle diejenigen, welche ſich für derartige Angelegenheiten intereſſiren, auf folgende Punkte aufmerkſam zu machen, deren Beantwortung für den geſammten Rechtszuſtand der Bühne, ja vielleicht für

den Rechtszuſtand im Allgemeinen, von einer gewiſſen Erheblichkeit ſein dürften.

Zuerſt wünſchte ich von Juriſten belehrt zu ſein, ob „Beſtimmungen", die nicht in der Geſetzſammlung publicirt ſind, nichts deſtoweniger allgemeine Giltigkeit und geſetzlich bindende Kraft haben. Vergl. das Schreiben Eines Hohen Königl. Miniſteriums des Hauſes, vom 6. Octbr. d. J., in welchem es ſich auf eine „Beſtimmung" beruft, die, ſo viel bekannt, nirgend in geſetzlicher Weiſe veröffentlicht worden iſt *).

Zweitens, wenn dergleichen Cabinetsordres exiſtiren, und wenn ſie allgemein bindende, geſetzliche Kraft haben, ſind alsdann die von der Regierung beſtellten Cenſoren verpflichtet, Kenntniß von denſelben zu nehmen und ſie vorkommenden Falles in Anwendung zu bringen? Darf namentlich, wenn Theaterſtücke des und des beſtimmten Inhaltes zur Aufführung geſetzlich nicht zugelaſſen werden dürfen, nichts deſtoweniger der Cenſor den Druck derartiger Theaterſtücke, Behufs der Aufführung und mit der ausgeſprochenen Abſicht, dieſe Abdrücke nur und allein zur Aufführung zu

*) Leute, die mit den Verhältniſſen des Berliner Theaters genauer bekannt ſind, wollen uns verſichern, daß mit dieſer „Beſtimmung" eine Allerhöchſte Cabinetsordre bezeichnet wird, welche vor etwa zwei Jahren, bei Gelegenheit des Gutzkow'ſchen Zopf und Schwert, erlaſſen worden, deren Veröffentlichung aber auf dem geſetzmäßigen Wege bisher nicht erfolgt iſt.

benutzen, zugeben? Oder ist er nicht mindestens verbunden, den Verfasser auf das Bestehen jenes Gesetzes und mithin auf das Risico, in welches er sich begiebt, aufmerksam zu machen? Und wenn er dies Alles unterläßt, und der Verfasser dadurch nachträglich in Schaden geräth, ist alsdann der Censor, und wie weit ist er, dem Verfasser gegenüber, zum Schadenersatz verpflichtet?

Ferner bei Bühnen, mit denen der Verfasser in Betreff des Honorars ein Tantiemenverhältniß eingegangen, wie stellt sich dieses Verhältniß in dem Falle, daß die Censur nachträglich die weitere Aufführung der auf Tantieme eingereichten und angenommenen Stücke verbietet? Ist die Censur dem Theaterunternehmer, der Theaterunternehmer dem Dichter (oder sonstigem rechtlichen Eigenthümer des Stückes) zum Schadenersatz verpflichtet? Und in welcher Art ist hier der eventuelle Verlust (das lucrum cessans) zu bestimmen?

Wie namentlich stellt sich dies Verhältniß bei solchen Bühnen, welche, wie die königliche Hofbühne zu Berlin, durch gesetzliche Bestimmung censurfrei, d. h. ihr eigener Censor sind? Und wer wird in diesem Falle dem Eigenthümer des Stückes rechtlich responsabel: die Behörde, die ihre eigene Censur nicht aufrecht zu erhalten vermag? oder die andere, welche die Censur übercensirt? — u. s. w.

Schließlich die Versicherung, daß, falls in dieser juristisch so interessanten Angelegenheit noch etwas Weiteres von Be-

deutung ſich ereignen ſollte, der Verfaſſer nicht verfehlen wird, es dem Publicum, als einen weiteren Beitrag zur hiſtoriſchen Geneſis eines allgemeinen Bühnenrechtes, gleichfalls vorzulegen.

Actenſtücke.

I.

Immediatbeſchwerde des Dr. ph. R. G. Prutz in Halle über das von Einem Hohen Königl. Miniſterium des Innern erlaſſene Verbot des Trauerſpiels Moritz von Sachſen.

Allerdurchlauchtigſter König!

Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Königl. Majeſtät wollen allergnädigſt verzeihen, daß der unterthänigſt Unterzeichnete es wagt, Ew. Königl. Majeſtät mit einer Angelegenheit zu behelligen, die an ſich allerdings viel zu unerheblich iſt, um vor die Stufen des Königlichen Thrones gebracht zu werden. Allein das beeinträchtigte Recht, die gefährdete Freiheit der Kunſt ſind Dinge, welche jederzeit, auch in der geringſten Erſcheinung, eines Königlichen Schutzes würdig ſind: und darum wag' ich auch, Ew. Königl. Majeſtät nachſtehendes ergebenſtes Geſuch vorzulegen.

Das von mir verfaßte hiſtoriſche Trauerſpiel Moritz von Sachſen, das am 19. d. M. auf Ew. Majeſtät Hoftheater zu

Berlin zum erſten Male aufgeführt worden, iſt ſeitdem durch Erlaß Eines Hohen Königl. Miniſteriums des Innern*) verboten, und die angeſetzte zweite, ſowie jede fernere Wiederholung deſſelben unterſagt worden. Welche Gründe Ein Hohes Königl. Miniſterium zu dieſer gewaltſamen Maßregel veranlaßt haben, weiß ich nicht; denn noch hat Ein Hohes Miniſterium nicht für gut befunden, mir, als dem genannten und öffentlich bekannten Verfaſſer des Stücks, über das ergangene Verbot (das mir daher auch nur durch gefällige mündliche Mittheilung des Generalintendanten Herrn von Küſtner bekannt geworden iſt) irgend eine Anzeige zu machen, noch mir die Stellen, auf welche daſſelbe gegründet werden möchte, mitzutheilen und mich zur Rechtfertigung derſelben zuzulaſſen. Vergebens frage ich ſelbſt den Inhalt meines Stückes (von dem ich ein mit dem Theatereremplar der Königlichen Hofbühne wörtlich übereinſtimmendes Exemplar hier beifüge) nach den Gründen dieſer gewaltſamen Maßregel. Mein Stück iſt, als Manuſcript, hier in Halle unter Ew. Majeſtät verordneter Cenſur gedruckt worden; es iſt ferner auf einer Reihe deutſcher Büh-

*) Dieſe Angabe war irrthümlich. Nicht vom Miniſterium des Innern, ſondern, wie ich erſt ſpäter erfahren, vom Miniſterium des Königl. Hauſes, als demjenigen Miniſterium, welches der Königl. Hofbühne vorgeordnet iſt, war das Verbot des Moriz ausgegangen; das Miniſterium des Innern hat es nur durch Circularſchreiben an die Oberpräſidien für den ganzen Umfang der Monarchie zur Ausführung gebracht.

nen, insbeſondere Hofbühnen, wie Stuttgart, Darmſtadt, Oldenburg, München, zur Darſtellung gekommen; ja es wird in dieſem Augenblick auf dem K. K. Hofburgtheater zu Wien zur Aufführung vorbereitet. Schon dies möchte für die Unverfänglichkeit, ſowie für die vollkommene Zuläſſigkeit meines Stückes in Preußen ſprechen. Oder ſeit wann wäre in Berlin, unter Ew. Majeſtät glorreichem Scepter, verboten, was in Wien und München erlaubt iſt? in Berlin anſtößig, was in Wien und München frei zugelaſſen wird? Zumal es in meinem Stücke an jeder beſondern Beziehung auf preußiſche oder berliner Zuſtände ganz und völlig mangelt.

Ew. Königl. Majeſtät haben ſeit Dero Regierungsantritt vielfältig ausgeſprochen und durch ruhmvolle Handlungen zu erkennen gegeben, daß Sie nicht blos die ſtrenge Wiſſenſchaft, daß Sie auch die verſchönernde Kunſt beſchützen und in Ehren halten wollen; Sie haben Orden und Penſionen an Dichter ausgetheilt und den ſchönen Ruhm eines Kunſtbeſchützers zu Dero Königlichem Namen gefügt. Aber mehr, als dieſes Alles, bedarf die Kunſt der Freiheit: derſelben Freiheit, welche überhaupt jeder menſchlichen Beſtrebung im Staate und durch den Staat geſichert iſt: nämlich innerhalb des Geſetzes, auf dem heiligen Boden des Rechtes, ſich ſelbſtändig, in freiem Wachsthum entfalten und die ganze Fülle des Innern frei zu Tage legen zu dürfen. — Dieſe Freiheit, die ſchon nicht mehr eine Königliche Gnade, eine Vergünſtigung der Königlichen

Macht, nein! die ein Recht der Kunſt iſt, nehm' auch ich, als ein Recht meines Kunſtwerks, für daſſelbe in Anſpruch. Ich lege mein Stück an den Stufen des Königlichen Thrones nieder, ich unterwerfe es dem Spruche eines jeglichen Gerichtes, das Ew. Majeſtät gefällig ſein wird, darüber einzuſetzen, ich rufe Jedermann auf, wer es auch ſei, mir die kleinſte Stelle, die leiſeſte Silbe in meinem Stücke nachzuweiſen, welche, ſei es durch Inhalt oder Form, gegen das Geſetz, ja nur gegen die prüdeſten Rückſichten der Convention, die ängſtlichſten Vorſchriften der Sitte verſtößt. Ich weiß, daß ich den Boden des Rechtes ſtreng inne gehalten habe: ſo gönne man auch mir, auf dieſem Boden, die rechtliche freie Bewegung!

Aber daß ich Ew. Königl. Majeſtät nichts verheimliche: mein Stück wurde bei ſeiner Aufführung am 19. d. von der Nachſicht des Publicums mit lebhaftem Beifall, ich ſelbſt mit wiederholtem Hervorruf beehrt. Bei dieſer Gelegenheit habe ich einige Worte des Dankes an das Publicum gerichtet: und jetzt will man mich von höchſt achtbarer Seite verſichern, daß dies der eigentliche Grund, welcher das Verbot Seitens Eines Hohen Miniſteriums des Innern hervorgerufen. Zwar frag' ich mich auch hier vergebens, was dabei das Geſetzwidrige, das Strafbare geweſen. War es dies, daß ich überhaupt an dieſer Stelle geſprochen? Aber ich habe Schauſpieler, Sänger, Tänzer von dieſer Stelle aus dem Publicum danken hören: ich konnte nicht argwöhnen, daß dem Dichter verboten

iſt, was Sängern und Tänzern verſtattet wird. Oder wäre es der Inhalt meiner Dankſagung, wären es die Worte geweſen, welche ich geſprochen? Hier leg' ich auch ſie zu Ew. Majeſtät Füßen nieder: wortgetreu, ſoweit es möglich iſt, den Erguß des Augenblicks wortgetreu zu behalten: aber jedenfalls ohne die geringſte Aenderung des Sinnes. — Ich ſagte: Wie ich ſehr wohl fühle, daß ich die mir erwieſene Ehre nicht meinem Stücke ſelbſt, ſondern theils der Nachſicht des Publicums, theils dem künſtleriſchen Eifer der Darſteller zu danken habe. Vielleicht, fuhr ich fort, komme noch ein Drittes hinzu, vielleicht, daß die Geſinnung, welche ſich in meinem Stücke auszuſprechen ſuche, mit ſympathetiſchem Klang die Herzen der Zuſchauer berührt und ſie nachſichtig gemacht habe gegen die Schwächen meines Kunſtwerks. Ich glaube daher, ſetzte ich hinzu, meinen Dank nicht beſſer ausſprechen zu können, als durch den Wunſch, daß dieſe Geſinnung immer allgemeiner, immer kräftiger ſich entfalte und in fröhlichem Wachsthum hervorbringe, beides, Werke des Lebens, Werke der Kunſt — und unter Anderm auch beſſre Theaterſtücke, als heut das meinige.

Dies meine Worte. Ich unterwerfe auch ſie Ew. Königl. Majeſtät ſtrengſtem Richterſpruche. Ja, ich habe mich auf meine Geſinnung berufen: und ich thue es hier noch einmal. Es iſt die Geſinnung, in welcher nothwendig ein Jeder erglühen muß, der es wagt, den Glanzpunkt unſrer vaterländiſchen

Geſchichte, die Geſchichte der Reformation, zum Inhalt eines Kunſtwerks zu machen; es iſt der Gedanke eines einigen, freien, durch Geſetze ſtarken, durch ſeine Stärke glücklichen Deutſchlands; es iſt der begeiſterte Wunſch, daß aller reichſter Segen des Glücks, alle höchſte Blüthe des Ruhms über mein Vaterland komme! — Ich war zugegen, als Ew. Majeſtät zu Köln am Rhein den Grundſtein des neuen Dombaues legten und mit lauter Stimme, vernommen von dem Zujauchzen Ihrer Völker, die Königlichen Worte ſprachen: „daß Sie den Grundſtein legten einer neuen freien Zeit!“ — Dieſer Gedanke einer künftigen neuen freien Zeit, dieſer Wunſch, daß alle Keime der Gegenwart ſich zu reifer Frucht glücklich entfalten mögen, belebt auch mein Stück; er war es zugleich, auf den auch ich in meiner Dankſagung hindeutete. Und darum noch einmal: ich kann nicht glauben, daß ich das Verbot meines Stückes rechtlich verſchuldet habe, weder durch mein Stück ſelbſt, noch durch die Worte, welche ich dabei zum Publicum geſprochen.

Ew. Königl. Majeſtät haben den erhabenen Willen ernſtlich kundgegeben, die Literatur durch Entfernung aller unnöthigen Hemmniſſe zu erleichtern und zu unterſtützen. Mildere Cenſurvorſchriften und die preiswerthe Einrichtung des Obercenſurgerichtes haben dieſe Königliche Abſicht für alle gedruckten Bücher verwirklicht. Die Bühne allein iſt ſchutzlos; ſie entbehrt eines Geſetzes, das über die politiſche oder moraliſche

Zuläſſigkeit der Bühnenſtücke rechtlich entſcheidet und mit ſtarker Hand die Uebergriffe der Willkür abwehrt. Dergeſtalt muß ſie ſich unmittelbar unter Ew. Majeſtät erhabene Obhut ſtellen. Und darum wag' ich es, geſtützt auf den Inhalt meines Stückes und mein gutes Recht, Ew. Majeſtät allerunterthänigſt zu erſuchen:

Ein Hohes Königl. Miniſterium des Innern allergnädigſt anzuweiſen, mir die Gründe zu dem Verbote meines mehrgenannten Stückes anzugeben, ſowie mich zur desfallſigen Verantwortung zuzulaſſen;

eventualiter das Verbot meines Stückes ſelbſt zurückzunehmen.

Auf einen Erſatz des pecuniären Verluſtes, welcher mir, da ich mit der Königl. Hofbühne Betreffs des Moritz von Sachſen in ein Tantiemenverhältniß getreten, aus den behinderten Wiederholungen meines Stückes erwachſen iſt, verzichte ich.

Der ich in tiefſter Ehrfurcht verharre

Ew. Königlichen Majeſtät

Halle, Auguſt 30, 1844.

treugehorſamer Unterthan

R. E. Prutz, Dr. ph.

II.

Antwortſchreiben Eines Hohen Miniſteriums des Königlichen Hauſes an den Dr. ph. R. C. Prutz in Halle auf deſſen Immediatbeſchwerde vom 31. Auguſt l. J.

Miniſterium des Königl. Hauſes. Nr. 2426.

Des Königs Majeſtät haben uns zu beauftragen geruht, Ew. Wohlgeboren auf die Eingabe vom 30. Auguſt c. zu eröffnen, daß beſtimmungsmäßig Dramen, in welchen Perſonen dargeſtellt werden, die dem Königlichen Hauſe anverwandt ſind, auf den inländiſchen Theatern in der Regel nicht zur Aufführung kommen ſollen, und daß Allerhöchſt dieſelben ſich nicht bewogen gefunden hätten, zu Gunſten des Trauerſpiels „Moritz von Sachſen“ eine Ausnahme zu geſtatten. Daß dieſes Stück bereits einmal auf der Bühne zu Berlin zugelaſſen

worden, beruhe auf einer irrigen Auffaſſung jener allgemeinen Beſtimmung, welche bereits ihre Berichtigung gefunden habe.

Berlin, den 7. October 1844.

(gez.) Wittgenſtein. Stolberg.

An

den Herrn Dr. Prutz

Wohlgeboren

zu

Halle a. d. S.

III.

Eingabe des Dr. ph. R. E. Prutz zu Halle an Ein Hohes Ministerium des Königlichen Hauses, in Erwiederung des von gedachtem Hohen Ministerium ihm zugegangenen Schreibens vom 7. October l. J.

Eines Hohen Ministeriums des Königlichen Hauses

Schreiben vom 7. d. M., betreffend das Verbot meines Trauerspiels „Moritz von Sachsen" habe ich gestern erhalten und daraus ersehen, daß gedachtes Verbot durch die Einführung einer dem Königlichen Hause verwandten Person (ohne Zweifel des Markgrafen Albrecht) veranlaßt worden ist. Ich habe die Ehre hierauf zu erwiedern, daß ich diesen Markgrafen Albrecht durch eine neue Umarbeitung aus meinem Stücke gänzlich entfernen werde, dergestalt, daß er weder in Person auf der Bühne erscheint, noch überhaupt in meinem Stücke irgend wie vorkommt; einen Entwurf dieser Aenderung habe ich die Ehre, diesem Schreiben beizufügen*).

*) Derselbe ist hier fortgelassen, weil er für die rechtliche Beurtheilung des vorliegenden Falles ohne alle Bedeutung ist.

Da nun ſolchergeſtalt durch die Entfernung dieſes anſtö-ßigen Königlichen Anverwandten auch der angegebene rechtliche Grund des Verbotes entfernt ſein wird, ſo darf ich mich wohl mit Gewißheit der Hoffnung überlaſſen, daß auch dieſes Verbot ſelbſt aufgehoben und mein Stück, in dieſer veränderten Geſtalt, auf den preußiſchen Bühnen ins Künftige freien Zutritt finden wird: worüber ich der ausdrücklichen Erklärung, resp. Verfügung Eines Hohen Miniſteriums wohl um ſo eher entgegenſehen darf, als die Gefährdung, welche das bisherige Verbot meiner literariſchen, wie pecuniären Intereſſen gebracht hat, eine ſchleunige Erledigung dieſer Angelegenheit in der That höchſt wunſchenswerth macht.

Der ich bin

Eines Hohen Königlichen Miniſteriums

ergebenſter

R. E. Prutz, Dr. ph.

Halle, October. 12. 1844.

IV.

Antwortschreiben Eines Hohen Ministeriums des Königl. Hauses an den Dr. ph. R. E. Prutz in Halle auf dessen Eingabe vom 12. October 1844.

Ministerium des Königlichen Hauses, Nr. 2667.

Ew. Wohlgeboren eröffnen wir auf die Eingabe vom 12. v. M., daß des Königs Majestät Allerhöchst Sich nicht bewogen gefunden haben, die Aufführung des Trauerspiels Moritz von Sachsen mit den vorgeschlagenen Aenderungen nunmehr zu gestatten.

Berlin, den 6. November 1844.

(gez.) Wittgenstein. Stolberg.

An
den Herrn Dr. Prutz
Wohlgeboren
zu
Halle a. d. S.

V.

Immediateingabe des Dr. R. E. Prutz in Halle über das fortbestehende Verbot seines Trauerspiels Moritz von Sachsen.

Allerdurchlauchtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königlichen Majestät Hohes Ministerium des Königlichen Hauses hatte auf meine allerunterthänigste Immediatbeschwerde vom 30. August d. J., betreffend das Verbot meines Trauerspiels Moritz von Sachsen, in Allerhöchstdero Auftrage mich dahin beschieden,

„daß bestimmungsmäßig Dramen, in welchen Personen dargestellt werden, welche dem Königlichen Hause anverwandt sind, auf den inländischen Theatern in der Regel nicht zur Aufführung kommen sollen, so wie daß Ew. Ma-

jeſtät Sich nicht bewogen gefunden, zu Gunſten meines Stückes eine Ausnahme zu geſtatten."

Wiewohl ich nun in dieſer Eröffnung eines Hohen Miniſteriums den näheren Nachweis, in welcher Beziehung dieſe vorſchriftmäßige Beſtimmung zu meinem Stücke ſtehe und welche namentlich von den Perſonen deſſelben es ſei, deren Verwandtſchaft mit Allerhöchſt Dero Hauſe das Verbot meines Stückes begründet, zu vermiſſen hatte: ſo glaubte ich mich doch nach Lage der Dinge zu der Annahme berechtigt, daß Ein Hohes Miniſterium hiebei ſpeciell die in meinem Stück vorkommende Perſon des Markgrafen Albrecht von Culmbach, auch Markgraf von Brandenburg-Culmbach genannt, im Auge gehabt habe und daß mithin dieſe Perſon es ſei, deren Erſcheinen auf der Bühne den rechtlichen Grund zu dem Verbote meines Stückes dargegeben. Es ſchien hienach für mich nichts näher zu liegen, als die weitere Folgerung, daß mit Entfernung dieſer anſtößigen Perſon auch der rechtliche Grund des Verbotes entfernt und folglich auch dieſes ſelber aufgehoben werde. In dieſem Sinne erlaubte ich mir unterm 12. October d. J. eine neue Eingabe an Ein Hohes Miniſterium einzureichen, des Inhalts, daß ich bereit und Willens ſei, die geſetzwidrige Perſon des Markgrafen Albrecht aus meinem Stücke, in der in der Beilage näher angegebenen Weiſe, völlig zu entfernen: und ſchloß mit der Erwartung, hienach nun für mein verändertes, den Geſetzen nunmehr völ-

lig conformes Stück auch ein Verbot zurückgenommen zu ſehen, für welches eben durch dieſe Aenderung der bisherige geſetzliche Grund hinweggefallen.

Dieſer Erwartung indeſſen iſt nicht entſprochen worden. Vielmehr iſt mir unterm 6. d. M. ein zweites Schreiben Eines Hohen Miniſteriums des Königl. Hauſes zugegangen, mit dem wörtlichen Inhalt:

„Daß des Königs Majeſtät Allerhöchſt Sich nicht bewogen gefunden haben, die Aufführung des Trauerſpiels Moritz von Sachſen mit den von mir vorgeſchlagenen Aenderungen zu geſtatten.“

Dies der ganze Inhalt des gedachten Schreibens. Ich habe aufrichtig zu bedauern, daß es Einem Hohen Miniſterium nicht gefallen hat, mir zugleich den rechtlichen Grund dieſes erneuerten Verbotes anzugeben. Anzunehmen, daß das Verbot meines (veränderten) Stückes lediglich ein Act der Königlichen Souveränetät ſei, mit anderen Worten, daß Ew. Majeſtät Allerhöchſte Entſcheidung über mein Stück eines rechtlichen, mit den allgemeinen Geſetzen des Landes in Einklang ſtehenden Grundes ermangele: dies auch nur einen Augenblick anzunehmen, ſcheint mir gegen die Ehrfurcht zu ſtreiten, welche ich der Majeſtät des Thrones ſchuldig bin. Da mir nun von Ew. Königlichen Majeſtät Miniſter des Hauſes, des Herrn Fürſten Wittgenſtein Durchlaucht, mündlich die Verſicherung gegeben worden, daß Ew. Maje-

stät Minister in dieser Sache durchaus nichts weiter thun könnten, indem sie, ihrer amtlichen Bestimmung gemäß, lediglich Ew. Majestät Königlichen Willen zur Ausführung zu bringen hätten: so kann ich nicht umhin, Ew. Königliche Majestät in dieser Angelegenheit noch einmal mit einem unterthänigsten Immediatgesuche zu behelligen, und zwar diesem:

daß Ew. Königliche Majestät Allerhöchst geruhen wollen, mir die gesetzlichen Gründe mittheilen zu lassen, auf welchen das fortdauernde Verbot des (umgearbeiteten) Moritz von Sachsen beruht.

Ich selbst vermag diese gesetzlichen Gründe nicht aufzufinden; im Gegentheil will es mir scheinen, als ob mein Stück (um dies noch einmal zu wiederholen) durch Entfernung des Albrecht von Culmbach den Gesetzen völlig entsprechend geworden ist, und glaube ich daher, daß auch der freie gesetzmäßige Vertrieb dieses gesetzmäßigen Stückes und mithin auch die unbehinderte Aufführung desselben auf den preußischen Theatern mir in keiner Weise entzogen, beschränkt oder irgendwie verkümmert werden darf, es sei denn, daß man mir neue Gründe nachweise, welche das Verbot auch des geänderten Stücks gesetzlich rechtfertigen.

Möglich, daß ich hierin irre, möglich, daß die von Einem Hohen Ministerium erwähnte (wenn auch nicht näher bezeichnete) Bestimmung in Betreff der Königlichen Anver-

wandten nicht bloß den Albrecht von Culmbach, ſondern auch die übrigen in meinem Stücke vorkommenden fürſtlichen Perſonen, den Landgrafen Philipp von Heſſen, die Sächſiſchen Fürſten und Fürſtinnen, ja, den Kaiſer Karl V. ſelber in ſich ſchließt: da bei der ſeit Jahrhunderten ſtattgefundenen allgemeinen Verſchwägerung ſämmtlicher chriſtlicher Regentenhäuſer ohne Zweifel auch dieſe Perſonen, in einem gewiſſen Sinne, Anverwandte des Königlichen Hauſes genannt werden durfen und mithin gleichfalls von den preußiſchen Bühnen rechtlich auszuſchließen ſind. In dieſem Falle würde es äußerſt wünſchenswerth ſein und erlaube ich mir, in meinem eigenen, wie dem Intereſſe der geſammten vaterländiſchen Literatur, die weitere allerunterthänigſte Bitte:

daß es Ew. Königlichen Majeſtät, zur Vermeidung ähnlicher Colliſionsfälle, Allerhöchſt gefallen möge, eine authentiſche Interpretation der in Frage ſtehenden Beſtimmung zu veranlaſſen und namentlich eine genaue Angabe, im wievielten Grade hiſtoriſche Perſonen mit Ew. Majeſtät Königlichem Hauſe verwandt ſein dürfen, um auf den Bühnen Allerhöchſt Dero Länder noch ohne Anſtand zugelaſſen zu werden.

Indem ich Ew. Majeſtät ſchließlich allerunterthänigſt verſichere, daß zu dieſer erneuerten Immediateingabe mich lediglich die ſo natürliche wie geſetzmäßige Sorge um mein gutes Recht, keineswegs aber irgend welche Renitenz

gegen Allerhöchſt Dero Königliche Willensmeinung veranlaßt hat, verharre ich, die ſchließliche Löſung dieſer Angelegenheit Ew. Königlichen Majeſtät Weisheit, wie Gerechtigkeit vertrauend, in ſchuldiger Ehrfurcht

Ew. Königlichen Majeſtät

Halle, Nov. 18. 1844.

treugehorſamer Unterthan
R. E. Prutz, Dr. ph.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche

[illegible] der Gegenwart.

[illegible]lyrisches Album

herausgegeben

von

Robert Prutz.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Prag

[illegible] & Merkgraf

1511

Verlag von Kober & Markgraf in Prag.

Zu Festgeschenken besonders geeignete Miniaturausgaben
in prachtvollen Einbänden.

Album hundert ungarischer Dichter.

In eigenen und fr[illegible]n Uebersetzungen herausgegeben durch
M. Kertbeny.

Dritte Auflage. 36 Druckbogen. Brillant geb. mit Goldschnitt.
Preis 2 Thlr. = 3 fl. Oester. W.

Aus der Blumenwelt.

Ein Märchen-Epos.

Dritte Auflage.

1⅞ Druckbogen nebst einem Stahlstich. Brillant geb. mit Goldschnitt.
Preis 20 Ngr. = 1 fl. Oester. W.

Lieder vom armen Mann.

Mit einem Vorworte an das Haus Rothschild
von Karl Beck.

Vierte Auflage. 20½ Druckbogen. Brillant geb. mit Goldschnitt.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 fl. Oester. W.

Gedichte

von Julie Burow.

(Frau Pfannenschmidt.)

Zweite Auflage. 14 Druckbogen. Brillant geb. mit Goldschnitt.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 fl. Oester. W.

Deutſche

Dichter der Gegenwart.

Deutſche

Dichter der Gegenwart.

Ein lyriſches Album

herausgegeben

von

Robert Prutz.

PUBL. UNIVERS. LIBR.

Prag
Kober & Markgraf.
1859.

Inhalt.

Seite

Albrecht, G.

Zuruf 1

Bauer, Ludwig.

Hoch über aller Welt! 2
Dich preis' ich, goldne Sommerzeit! 4
Herbstweise 6

Beck, Friedrich.

In der deutschen Kunstausstellung zu München 8

Beck, Karl.

Husarenlied 12

Beilhack, Maximilian.

Freudvoll und leidvoll 17

Berend, Michel.

Ein Mann 19
Neuer Frühling 21
Abschied 22
O wenn dir Gott ein Lied geschenkt 23

Seite

Bodenstedt, Friedrich.

Im Frühling 25
Bitte 27
Herbstlied 27

Böttger, Adolf.

Der Rautenkranz 30

Clemen, W.

Amoretten. I—VII 34

Dahn, Felix.

Harre aus! 41
Kriegsbiellte 42
Sie Deutschland 45
Lied eines Deutschen 48

Daumer, Georg Friedrich.

Die Liebe schuldlos 50
Die Liebe fromm 51
Die List der Trinker 52
Kalich, aber süß 52
Der Unvergänglichen 53

Endrulat, Bernhard.

Deutsches Heimweh 55

Fischer, Johann Georg.

Der Ewige Jude 58
[illegible] 61
Trennung 61
Trost 62

Seite

Fischer, Paul.

Der Geliebten. I—II 64

Fontane, Theodor.

Der Tag von Hemmingstedt 67

Förster, Marie.

Wie die Lerche 79

Du weißt es nicht, wie du mir wohlgethan 80

Im Walde 82

O Mond, o lösch' dein goldnes Licht! 83

Nachtleben 84

Freiligrath, Ferdinand.

Der große Seehund von Sule Skerrie 86

Nach Johanna Kinkel's Begräbniß 88

Galster, A.

Drei Lieder. 1. Singe 93

2. Nach dem Regen 94

3. Lüftchen, das den Hain umsäuselt . . . 94

Geibel, Emanuel.

Der Tod des Tiberius 95

Die Erde 102

Ballade 104

George, Amara.

Kleine Leiden 110

Gottschall, Rudolf.

Der Terek 112

Gregorovius, Ferdinand.

Klagegesang der Kinder Juda in Rom 117

Seite

Grimme, Wilhelm.

Glückselig! 125
Letzte Zusammenkunft 126
Stille 127

Grohmann, J. Virgil.

Verlust im Siege 128

Groß, Julius.

Gedichte des Mädchens. I—VI 130
Erloschene Kohlen 138
Hammetts 147
Verwittertes Glück 149

Grün, Anastasius.

Sonette aus Helgoland. I—X 150

Hamerling, Robert.

Im Spiegel 159
Was die Rose schimmern 160

Hartmann, Moritz.

Pen-Ali 162

Hebbel, Friedrich.

In das Album einer edeln Frau 165

Hegel, Karl.

Ihrem. I—II 167

Held, Klara.

Es war die Zeit der Reben 170
Meine Perlen 172

Seite

Herzfelder, J.

Der Liebe Heil 174
An die Nacht 175

Hocker, Nicolaus.

Otto von Botenlauben 178

Hoffmann von Fallersleben.

Mein Apfelbaum 183
Schmetterlings Sterbelied 184
Wallfahrtslied 185

Hutterus, J. M.

Maid von Juda, dein mit Wehe 187
Du bist wie eine wilde Rose 189
Ich lieg' im Grase hingestreckt 190
Nur nicht im Lenz 191
Nachtfeier 191
Mich dürstet 192

Ihleib, Ludwig.

Abschied 193
Trost im Leiden 194
Herbsttage 194

Kaufmann, Alexander.

Der Frau Mutter Lehren 196

Keller, Gottfried.

Wilhelm von Humboldt's Landhaus am Tegelsee 200

Klopsch, Emanuel.

Erfüllung 201

Seite

Köpert, Hermann

Sneewittchen 206
Ghriemhildens Rache 209

Kuh, Emil

Frühling im Sommer 210

Kunisch, Richard

Sehnen 212

Landesmann, Heinrich

Im Walde 214

Lengerke, Gaiar von

Die Göttin der Armuth 215

Lingg, Hermann

Morgen im Gebirge 221
Phönizier 222
Der Heerbann 225

Löwe, Ferdinand

Am Meer 228

Marggraff, Hermann

Das Todtenfest von Thurlestane

1. Die Herrin und der Pförtner 235
2. Sir Robert 238
2. Das Todtenfest 242

Mäurer, Herman

Ein Grab 247
Das Meer 248

Seite

Meyer, S.
Herbſt 252

Meyr, Melchior.
Schleswig-Holſtein 253
Erinnre dich! 256

Müller von Königswinter, Wolfgang
Kurzbolt 258

Mund, Karl.
Des Juden Rache 264
Hexenküche 269

Obermayer, Eugen.
Nachtigall 277
Neue Nibelungen 278

Oelſchläger, Hermann.
Sehnſucht 280

Oswald, Kurt.
Rixenkönigs Troſt 281

Otte, Friedrich.
Die Hornbrüderſchaft 284

Pfarrius, Guſtav.
Chriſtliche Kunſt 291

Pfau, Ludwig.
Mädchenlieder. I—II 293

Seite

Pichler, Friedrich

Am Sarge 296

Pröhle, Heinrich

Gruna. I—II 298

Die Osterjungfrau bei Osterode 305

Prutz, Robert

Lichterahnung 308

Unsterblichkeit 310

Heimat 314

Neue Gluten 316

Morgens 317

Erinnerung 318

Das bleiche Kind 319

In kranker Zeit. Sonette. I—VIII 321

Reinhart, Gustav.

Ich weiß, was mir vergangen 329

Reinick, Robert.

Wie die Künstler berufen werden. Legende 331

Reisewitz, Gustav.

Ruh einen Gang 343

Lied 344

Rodenberg, Julius.

Hier unter den grünen Bäumen 347

Böser Frühling 348

Rollet, Hermann.

Nikolaer Manöver 350

Seite

Scheffenberg, Ernſt Victor.

Bettler und Bettlerin 353

Schlieben, Erwin.

Ein Herz iſt immer ein Gewinn 356

Schmitt, Karl.

Von der Rebe 358

Schneider, Gottlob.

Griechiſches Märchen 361
Die Geiger. I—IV 362

Schönborn, Karl.

An die Freunde 373

Schults, Adolf.

Luther 375

Seemann, Ernſt Arthur.

Nun nimm mich auf, du grünes Waldeszelt! 377
Sei ſtill, mein Herz 379

Semmig, Hermann.

Unterwegs. Epiſode aus dem Flüchtlingsleben 382

Stauffing, Friedrich.

Du biſt mein Letztes 395

Stern, Adolf.

Meluſine 397

Stöber, Adolf.

Heimkehr ins Elſaß 399

Seite

Storm, Theodor.

Für meine Söhne 403
Sommermittag 404

Strodtmann, Adolf.

Im Mai 406
Todte Liebe 408
Ein Traum 409
Abschied 412

Sturm, Julius.

Die junge Mutter 415
Unter jenen Weiden 416

Träger, Albert.

Ein Rabe 418
Du hattest sanft mich eingewiegt 419
Glühende Liebe 419
Zweifel 421
Als mich dein Blick beim Scheiden traf 421
Einer Schauspielerin 422

Treitschke, Heinrich von.

Medea 424

Waldburg, Nina von.

Mädchenlieder. 1. Bitte 430
2. Schicksal 431
3. Das Geständniß 431
4. Dein Auge ist wie Sternennacht . . . 432
5. Dein Gruß 433

Seite

Waldſtein, Max.

O daß ich nie geſchauet' 434

Warkotſch, Oskar von.

Kuß und Lied 436

Wehl, Feodor.

Verrathene Schuld 437

Abendruhe 439

Weishaupt, Karl.

Sänger und Dichter 440

Zander, Antonie.

Lieder der Sehnſucht. 1. An Eliſabeth 442

2. Welch Zauberleben da Frauen 443

3. Meine Augen 445

4. Ich mag dich lieben 445

E. M

Kur

Vorüber rauschen Wi
Duft und Perle
rasch aus enge
Und von dir selber ri

Auch außen blüht's un
O wandle nur durch
Willst forschend du dich
Verliere dich in Gott

brecht.

uf

ıd und Welle,
ı trägt ihr Schee!
. dumpfer Zelle
ıg' dich los!

d singt's wie immer;
Wald und Feld!
ı selbst gewinnen,
ınd Welt!

Ludwig Bauer.

Hoch über aller Welt!

Der Tag iſt blau, die Lüfte ſchweifen,
Weit liegt die Ferne um mich her,
Die Blicke laſſ' ich drüber ſtreifen,
Wie flücht'ge Schwalben über Meer;
Die Dörfer all', die Städte prangen,
Von blauem Herbſtesduft umfangen,
Der Abend ſinkt vom Himmelszelt —
Mein Blick iſt klar, es glühn die Wangen,
Ein neues Sein hat angefangen
Hoch über aller Welt!

Als ich noch ging durch's enge Leben,
Den kleinen Schmerz in tiefer Bruſt,
Wer trieb mich da das wirre Streben
Nach flücht'gem Kuß, nach ſchnöder Luſt;

Ich ſah das Einz'lne nur, das Kleine,
Fern blieb mir ſelbſt nicht das Gemeine,
Das alle Kraft in Feſſeln hält;
Doch nun erſteht im Abendſcheine
Vor mir das Ewige, das Eine,
Hoch über aller Welt!

Halt' feſt, mein Herz, dies friſche Regen,
Den Drang voll jugendlicher Kraft;
Lern in die Weite dich bewegen,
Wo ſich das Leben regt und ſchafft!
Die Welt liegt offen in die Runde,
Verliere nicht die goldne Stunde
Und fühle dich, ein junger Held:
Schau' in dich ſelbſt bis tief zum Grunde,
Auf daß dein Innerſtes geſunde
Hoch über aller Welt!

Dann [illegible] das reiche, volle Leben
Vor [illegible] ein weisheitvolles Buch;
Dann iſt der Zauber dir gegeben,
Der bannet der Gemeinheit Fluch.

Und wie in dieſen blauen Tagen,
Wo Welten dir zu Füßen lagen,
So freudevoll, ſo ſonnerhellt,
Aus dunkler Nacht, aus Kampf und Klagen
Wird dich dein Weg nach Oben tragen
Hoch über alle Welt!

Dich preis' ich, goldne Sommerzeit!

Dich preiſ' ich, goldne Sommerzeit,
Du bringſt der Mannheit Kraft und Fülle!
Du birgſt, von wirrem Drang befreit,
Den ernſten Schatz in heit'rer Hülle
Und wahreſt ihn vor wildem Streit!

Du haſt die Glut, die nie erſchlafft!
Wohl dringt's aus deinen ſcharfen Blitzen
Gar oft wie Sturm und Leidenſchaft;
Doch nur, um feſter zu beſitzen,
Was du errangſt mit friſcher Kraft.

Zu blöder Halbheit nicht verflucht,
Gehſt du dahin, klar und beſonnen;
Dich irret nicht der Tage Flucht,
Was du verlierſt, haſt du gewonnen,
Die Blüte welkt, es reift die Frucht.

Und deine Nächte, wie ſo reich!
Welch ſel'ges Ruh'n von Müh' und Streben!
Aus ihrem lichten Sternenreich
Streuſt du herab ein volles Leben
Und ſtimmſt die Seele mild und weich.

O goldne Zeit voll Sonnenſchein,
Du führſt mich ganz ins reiche Leben
Voll Freiheit und Genuß hinein;
Von dir lern' ich mit ſüßem Beben
Den heil'gen Stolz, ein Mann zu ſein!

Herbstweise.

Der Herbstwind spielt mit welkem Laube,
Hin ist die schöne Sommerzeit,
Doch dort am Hügel reift die Traube,
Sie trägt den Geist, der uns befreit.
Ich mag nicht mit den Lüften hadern,
Daß sie den flücht'gen Glanz verwehn:
Das Leben in des Weinstocks Adern
Und das in mir wird nicht vergehn.

Ihr Andern mögt den Lenz beklagen,
Daß er von dannen zog mit Hast,
Der Kranz, den ihr ums Haupt getragen,
Der ist es werth, daß er verblaßt:
Der Herbst ist Frühling meinem Herzen,
Er zeigt mir, wie das Ird'sche fällt,
Und wie der Geist trotz Noth und Schmerzen
Doch stets ein ew'ges Recht behält.

Der laute Frühling lehrt mich schweifen,
Bis daß das Herz sich selbst vergißt;
Der stille Herbst lehrt mich begreifen
Die reiche Welt, die in mir ist.

Und ob der Herbſtwind von den Bäumen
Das letzte Blatt zur Erde warf:
Ich ſeh' den Wein im Becher ſchäumen,
Und freu' mich, daß ich leben darf!

Friedrich Beck.

In der deutschen Kunstausstellung zu München.

(September 1858.)

Wer nicht an Deutschland will verzagen,
Der trete ein in diesen Saal,
Verstummen müssen seine Klagen,
Im Auge glänzt ein Hoffnungsstrahl:
Wo solche Kräfte sprudelnd quellen,
Da ist kein Siechthum, ist kein Tod:
Mit tausend frischen Lebenswellen
Begrüßt ihn rings ein Morgenroth.

Auf! Labe dich am Hochgefühle,
Daß unser Volk ein großes sei:
Und ward dir draußen eng und schwüle,
Hier athme leicht, hier athme frei!

Nicht abwärts führen ſolche Bahnen,
Des Schaffens Born iſt nicht verſiegt;
Er läßt uns eine Zukunft ahnen,
Die groß und herrlich vor uns liegt.

Blick' hin! Du kennſt den theuern Namen,
Es reiht ſich leuchtend Stern an Stern;
Sie ſtreuten einſt den goldnen Samen,
Zu ihren Werken kehrſt du gern;
Vom Schein ins Weſen ſich zu retten,
Durchbrachen ſie verjährten Zwang;
Gelöſt durch ſie von ihren Ketten,
Begann die Kunſt den Siegesgang.

Hier ſpricht die Macht der innern Wahrheit,
Sie hält, wenn vieles ſank, noch Stand;
Sie wirkt mit ungetrübter Klarheit
Auch da, wo irre ging die Hand;
Sie labt dich wie ein Maienregen,
Sie weht dich an wie Bergesluft;
Du hörſt auf kühnbetretnen Wegen
Der Führer Stimme, die dich ruft.

Und weiter nach dem erſten Ringen
Verfolgſt du jetzt der Künſte Bahn,
Du ſiehſt ſie raſtlos vorwärts dringen,
Viel ward geſtaltet und gethan;
Dies iſt die echte Kraft des Lebens,
Daß neues Leben ihm entquillt
Und mit dem Drang des gleichen Strebens
Den ſpätgebornen Enkel füllt.

Und ſiehſt du den und jenen ſchwanken,
Der Menge Beifall zugekehrt,
Die unempfindlich dem Gedanken
Gemeine Wirklichkeit begehrt,
Nimmt der und jener falſch die Richte,
Du beuge nimmer doch den Muth;
Nichts geht im Haushalt der Geſchichte
Verloren, was ein dauernd Gut.

Drum ſei getroſt! Nicht darf dir bangen,
Siehſt du im Streit Geiſt und Natur;
Vom ſelben Urſprung ausgegangen,
Nie laſſen ſie von ſeiner Spur;

Sinkt auch die eine Schale nieder,
Bald iſt's die andre, die ihr gleicht;
Das Ebenmaß, es kehret wieder,
Das der Vollendung Palme reicht.

Ja ſelbſt die Krittler, jene kleinen,
Die in den Staub das Große ziehn,
Sie mögen ſchmähen und verneinen,
Ihr Wort wird hin im Winde fliehn;
Du aber freue dich des Schönen,
Dein Vaterland bekenne laut,
Und danke ſeinen edlen Söhnen,
Die ſolch ein Denkmal ihm gebaut!

Karl Beck.

Husarenlied.

So prächtig loht auf der Haide die Glut,
Verklärt die Gewaffen mit ihrem Strahle,
Es lagern die Reiter wohlgemuth
Um dampfende Keſſel beim Abendmahle:
„Hei! ſchönes, erbeutetes Dechſelein,
Nun biſt du hinüber, wir ſegnen dich ein,
Nun fährt zur Grube dein Fleiſch und Bein,
Teremtette!*)
Wennig, wennig iſt der Schmaus,
Wahr das ruhmgekrönte Wort:
— Von den Vätern ſtammt es ab,
Und der Enkel pflanzt es fort —

*) Sprich: Teremtette.

Wahr bei jedem Biſſen Brot,
Wahr im Glück und in der Noth:
Extra Hungariam non est vita,
Et si est vita, non est ita!“

„Ein Wörtchen mit dir, geliebtes Faß!
Du ſprichſt ja ſo klug wie die ſieben Weiſen.
O ſchöpft, ihr Brüder, das goldene Naß,
O laßt uns die Rebe von Menes *) preiſen!
Ihr Leib iſt vom heiligen Geiſt geweiht,
Die Frucht des Leibes gebenedeit
In aller, in aller Ewigkeit.
Toremtotte!
Wonnig, wonnig iſt der Trank,
Wahr das ruhmgekrönte Wort:
— Von den Vätern geht es aus,
Mit den Enkeln geht es fort —
Wahr bei jedem Tropfen Wein,
Bruder, den du ſchlürfeſt ein:
Extra Hungariam non est vita,
Et si est vita, non est ita!“

*) Sprich: Ménesch.

„Schön, Marketenderin, ſchön biſt du!
Biſt roth und weiß wie die Apfelblüte.
Ein Küßchen! Wir drücken die Augen zu,
Und flehen, daß gnädig uns Gott behüte!
Kein Kuß iſt ſo duftig, ſo ſüß und lind,
Und keiner auf Erden beraufcht ſo geſchwind —
O küſſe nur, feuriges Ungarkind!
Terem-tette!
Wonnig, wonnig iſt das Weib,
Wahr das ruhmgekrönte Wort:
— Von den Vätern kommt es her,
In den Enkeln lebt es fort —
Wahr bei jedem Herzensſchlag,
Wahr bis an den jüngſten Tag:
Extra Hungariam non est vita,
Et si est vita, non est ita!“

„Du Brauner, in unſern Kreis herein;
Friſch! Klänge der Heimat, wundertönig!
Ei, erbteſt du nicht dein Geigelein
Von Bihary*), dem Zigeunerkönig?

*) Sprich: Bihâry.

Und horcht, ihr Brüder, das reizt und rührt,
Das herrscht und bittet, das löscht und schürt —
Ein Lenz, an seidenem Band geführt —
Teremtette!
Wonnig, wonnig ist das Lied,
Wahr das ruhmgekrönte Wort:
— Von den Väter stammt es ab,
Und der Enkel pflanzt es fort —
Wahr bei jedem Bogenstrich,
Ob er bang, ob freudiglich:
Extra Hungariam non est vita,
Et si est vita, non est ita!"

„Du gabst uns soviel, du bestes Land,
Nun gönnt uns ein Gott die Seligkeiten,
O Mutter! mit voller, mit schneller Hand
Dir beizustehen, in schweren Zeiten.
Was groß, hat der Feinde groß und klein,
Wir setzen für dich das Leben ein,
Nimm unser Blut, nimm unser Gebein' —
Teremtette!
Wonnig, wonnig ist der Tod
Für das theure Vaterland;

Aus den Gräbern ſtrecken wir
Schwörend auf die weiße Hand —
Wahr iſt unſer ſtolzes Wort,
Enkel, ſprich es fort und fort:
Extra Hungarium non est vita,
Et si est vita, non est ita!“

Maximilian Beilhack.

Freudvoll und leidvoll.

Der Kukuk der Schwarzwälderuhr, der ruft die Stunde heiser;
Im schwarzen Ofen knistern laut die angebrannten Reiser,
Durchs braungetäfelte Zimmer webt behaglich duftige Wärme,
Und auf dem Käfig hängt ein Tuch, daß nicht die Amsel lärme.

Gar heimlich tönt's in dem Gemach, klopft Regen auf die Schindel;
Am frischgedeckten Tische spinnt ein Mädchen an der Spindel.

Was mag am Wandkalender dort der rothe Strich wol ſagen?
Was deckt wol dieſes weiße Tuch, hier übern Schrank geſchlagen?

Vom Fenſter wiſcht das ſchöne Kind den Reif: da ſchlägt die Stunde,
Leis lächelnd horcht ſie auf den Schlag, die rechte Hand am Munde;
Drauf ſpinnt ſie wieder ruhig fort, im Herzen hoffnungstrunken —
Ein Stündchen drauf, da weint ſie ſtill, das Haupt zur Bruſt geſunken ....

Michel Berend.

Ein Mann.

Es hatt' ihn in der Jugendzeit
Ein blondes Kind verrathen,
Das hat ihn mehr nur angesperrt
Zu Arbeit und zu Thaten.

Und zuckt es manchmal ihm im Aug',
Er wollt' es kühn beweisen,
Wenn auch von Glas nur ist das Herz,
Sein Willen ist von Eisen.

Sie kamen auf ihn eingestürmt,
Des Kummers wilde Horden;
Er aber bot die Brust und sprach:
Ich bin ein Mann geworden.

— Er ward ein Mann, er hat gekämpft,
Gewirkt, geſorgt, gelindert,
Und auch der Tage Balſam hat
Den alten Schmerz gelindert.

Und oftmals ſagt' er ſich's mit Stolz:
Wo Hunderte geſtorben,
Hat mir die Kraft der Mannespflicht
Des Mannes Recht erworben.

... Zuweilen nur in ſpäter Nacht,
Wenn Alle um ihn ſchliefen,
Da klang ein ungeſprochnes Wort
In ſeines Buſens Tiefen.

Da weht's um ihn wie Geiſterhauch,
Aus Süden nicht, noch Norden;
Da tritt ihn ein Gedanke an:
Ach, wär' es anders worden!

Neuer Frühling.

Schon eine frühe Lerche ſchwang
Sich auf trotz Schnee und Kälte;
Sie ſang voll Klang den Frühlingsdrang,
Von dem das Herz ihr ſchwellte.

Sie ſang ſo lang', bis ſelbſt die Sonn'
Mild auf ſie nieder lachte,
Und bis am Lindenbaum davon
Ein grünes Blatt erwachte.

Nun dürfen ja die Roſen auch
Solange nicht mehr warten;
Nun zaubert bald in Duft und Hauch
Die Erde ſich zum Garten.

Nun drängt's und gähret allerwärts,
Will wieder friſch erglühen —
Da wird ja wol auch dir, mein Herz,
Ein neuer Frühling blühen.

Abschied.

Und wenn es Gott nicht anders will
Und muß es denn geſcheben,
Wohlan, ſo laß mich ſtumm und ſtill
Aus deinen Armen geben.

Und ſage mir kein Abſchiedswort
Und wein' auch keine Zähre;
O denke, wenn ich von dir fort,
Daß ich geſtorben wäre!

Schwebt dann mein Geiſt in nächt'ger Zeit
Durch deines Herzens Gründe,
Um einen Todten trägſt du Leid,
Und das iſt keine Sünde.

Ich aber will nun wiederum
Unſtät die Welt durchſchweifen,
Und ſuchen das Myſterium
Des Daſeins zu begreifen.

Iſt mir dereinſt das Räthſel klar,
Wird mir's ja auch wol kommen,
Warum, was mir das Liebſte war,
Zuerſt mir ward genommen.

O wenn dir Gott ein Lieb geſchenkt.

O wenn dir Gott ein Lieb geſchenkt,
Behalt' es treu im Herzen,
Und was dich drückt und was dich kränkt,
Mit ihm kannſt du's verſchmerzen;
Es ſchwindet jedes Leid der Welt,
Wenn drauf der Liebſten Thräne fällt —
Drum wenn dir Gott ein Lieb geſchenkt,
Behalt' es treu im Herzen.

Wenn fromm auf dich ihr Auge ſchaut,
Aus Bitterm wird das Süſſte,
Wie, wenn der Himmel tröſtend blaut,
Zum Paradies die Wüſte.
Der Hader und der Wahn ſchläft ein,
Das wilde Herz wird gut und rein —
Wenn fromm auf dich ihr Auge ſchaut,
Aus Bitterm wird das Süſſte.

Zieh' von dir, wenn du zu ihr trittſt,
Die ſtaub'gen Erdenſchuhe,
Und was du duldeteſt und litteſt,
Das ſingt ihr Wort zur Ruhe;
Wie wo der Herr beſchritt den Grund,
Blühn tauſend Blumen auf zur Stund' —
Zieh von dir, wenn du zu ihr trittſt,
Die ſtaub'gen Erdenſchuhe!

.... Doch wenn du ſie verloren haſt,
Voll Jammers, unermeſſen,
O denk', in deiner Schmerzen Laſt,
Denk', daß du ſie beſeſſen!
Und will das Herz dir brechen ſchier,
Fluch' nicht der Welt, noch ihr und dir
Auch wenn du ſie verloren haſt,
Denk', daß du ſie beſeſſen!

Friedrich Bodenſtedt.

Im Frühling.

Nun keimt und blüht es allerwärts,
Die Droſſel ſingt im Waldesgrün,
Mir iſt, als fühlt' ich auch mein Herz
Nun mit des Waldes Blumen blühn.
Die ganze Welt erneut ſich,
Und jedes Würmchen freut ſich;
Wie Alles duftet, treibt und ringt
In wonnevollem Werden —
Was auch das Leben Trübes bringt:
Es iſt doch ſchön auf Erden!

Dort ſinnend wandelt eine Frau,
Schon furcht ſich alternd ihr Geſicht;
Das ſchwarze Haar wird ſilbergrau,
Sie denkt der Jugendzeit und ſpricht:

Die Vöglein zwitſchern wieder
Die alten Frühlingslieder,
Sie kennen nicht Veränderung
In Antlitz und Geberden —
Doch, bleibt man auch nicht immer jung:
Es iſt gar ſchön auf Erden!

Es fiel vom Baum ein welkes Blatt,
Ein Greis ſchloß ſeine Augen zu,
Ein Trauerzug wallt aus der Stadt,
Man trägt den Leib zur ew'gen Ruh':
Der Geiſt auf lichtern Bahnen
Sieht ſchon, was wir nur ahnen,
Er geht zu neuem Frühling ein,
Frei aller Noth zu werden —
Wohl mag's im Himmel ſchöner ſein,
Doch ſchön iſt's auch auf Erden.

Bitte.

Laß den Muckern ihre Tugend,
Was daran iſt, Herr, du weißt es!
Nur erhalte mir die Jugend
Meines Herzens, meines Geiſtes.

Wo ſo edle Weine fließen,
Muß die Quelle doch wol echt ſein;
Wo ſo duft'ge Blumen ſprießen,
Kann der Boden nicht ganz ſchlecht ſein.

Mache fruchtbar meinen Acker,
Segne meine Liederquelle,
Und das Herz erhalte wacker,
Und den Blick erhalte helle!

Herbſtlied.

Der Himmel iſt grau umzogen,
Es glänzt kein Sonnenſtrahl,
Aſchgraue Nebel wogen
Feucht über Berg und Thal;

Kalt pfeift der Wind aus Norden,
Vom Baume weht das Blatt —
Nun iſt es Herbſt geworden,
Wir müſſen heim zur Stadt.

Wie klingt ſo traurig heute
Der Heerde Glockengeläut,
Als ob es zu Grabe läute
Die ſchöne Sommerzeit!
Trüb hüllen Wieſen und Felder
Sich in den Nebelflor,
Nur Fichten- und Tannenwälder
Dunkeln daraus hervor.

Lebt wohl, ihr ſchlanken Tannen,
Ihr Wieſen friſch und hell!
Wir müſſen nun von dannen,
Der Sommer floh ſo ſchnell;
Kalt weht der Wind aus Norden,
Die Blumen ſind verblüht,
Herbſt iſt's im Lande geworden
Und herbſtlich im Gemüth.

Die Luft wird ſich erneuen,
Die Sonne wieder glühn,
Der Nebel ſich zerſtreuen,
Die Blumen wieder blühn;
Und klingen Waldeslieder
Von Lenzesluſt und Glück,
Und kommt der Frühling wieder,
Kommen auch wir zurück!

Adolf Böttger.

Der Rautenkranz.

Umwölbt von grünen Hallen,
Im duftigen Bosket,
Hielt unter den Vasallen
Der Kaiser das Bankett.
Kernvolle Sprüche flossen
Begeisternd wie der Wein;
Der Reichstag war geschlossen
Zu Würzburg an dem Main.

Wie Flagg' an Flagg' im Hafen
Ein Siegerschiff umweht,
Umreihten Herr'n und Grafen
Des Rothbarts Majestät.

Vertauſcht ward Erz und Leder
Mit Seid' und goldnem Glanz,
Es ziert ſtatt Helm und Feder
Ihr Haupt ein leichter Kranz.

Dem Kreis der hohen Ritter
Blieb nur der Welfe fern,
Der Leuchtthurm im Gewitter,
Braunſchweigs gewalt'ger Stern.
Zu bändigen ſein Wachſen
Hat kaiſerliche Macht
Heinrich den Leu'n von Sachſen
Erklärt in Reichesacht.

Es blickte ſcheu indeſſen
Das weiße Roß umher;
Das einſt der Leu beſeſſen
Erfaßte gern der Bär!
Was Anhalts Graf erſehnte,
Heut' krönt es ſeinen Ruhm,
Da Friedrich ihn belehnte
Mit Sachſens Herzogthum.

Im Schatten der Kaſtanien
Kann nun des Mahls ſich freun
Der Bernhard von Askanien,
Der Erbe von dem Leu'n!
Doch theilt er nicht das Scherzen,
Er ſitzt gedankenſchwer,
Als hätt' er auf dem Herzen
Ein Wünſchlein oder mehr.

Der Kaiſer ruft von drüben
Ihm endlich lachend zu:
„Was will Euch juſt betrüben,
Herzog, wo drückt der Schuh?"
Der ſchweigt, und von den Zweigen
Nimmt ſeinen Schild er dann,
Sich nahend ihm mit Neigen,
Spricht er den Kaiſer an:

„Du gabſt mir, Herr, voll Gnaden
Der Sachſen Herzogshut,
Nun mach' auch noch den Schaden
In meinem Wappen gut;

Ein Roß und viele Knappen,
Viel Brüder und ein Schild,
Gieb, Herr, ein neues Wappen
Dem neuen Stamm als Bild!“

Der Kaiſer, der, voll Schwüle
Von manchem derben Zug,
Ein Kränzlein friſch und kühle
Um ſeine Schläfe trug,
Nahm's raſch von ſeinen Locken
Und warf es gnädigmild
Dem Herzog, ſüß erſchrocken,
Quer über Eiſenſchild:

„Getroſt! Will nicht mehr klappen
Des weißen Roſſes Huf?
Der ſorgt auch für ein Wappen,
Der dich zum Herzog ſchuf.
Dein Stamm mag blühn und wachſen
In immergrünem Glanz:
Im Schilde trag' von Sachſen
Des Kaiſers Rautenkranz.“

W. Clemen.

Amoretten.

I.

Bis zur Schwelle des ſüßen Gemachs folgt Amor den Beiden,
Jenſeit der Schwelle empfängt Hymen das liebende Paar.
Auch die Grazien wenden ſogleich den zierlichen Rücken,
Schamhaft dulden ſie nicht Eros' begehrenden Blick.
O ſo halte den Dichter, du Göttin zarter Gefühle,
Von dem ernſteren Schritt eherner Schwelle zurück!
Laß ihm zu deinem Ruhme, zur Freude ſterblicher Menſchen,
Immer ein liebliches Kind, immer die Grazien nah!

Denn nur dieſe verleihen die Gabe des ſeligen Wortes,
Welches den Dichter beglückt; Hymen und Eros ſind ſtumm.

II.

Luna, freundliches Licht, du ſchöne träumende Göttin,
Leuchte mit ſilbernem Strahl, leuchte dem frohen Beſitz!
Aber dem heimlich verliebten, den Abend erſehnenden Jüngling
Spare dein volleres Licht, ſpar' es der glücklichen Zeit!
Nebel, ſei mir gegrüßt, und Wolken, ſeid mir willkommen,
Hüllet den Sterblichen ein, wie ihr die Götter verhüllt.
Düſter brennen die Lichter, doch leuchtet heller die Liebe,
Und das Verlangen, es führt ſicher zum freundlichen Ort.

Räuber und Liebende trägt dieſelbe gewogene Gottheit:
Hermes, gewandteſter Gott, lehre mich ſüßeſten Raub!

III.

Sei nur gewogen, Fortuna, beſtändig, du ſchwankende Göttin!
Denn des Glückes bedarf, welchen die Liebe beherrſcht.
Dem enthüllet ſich nur des Lebens große Bedeutung
Und ſein tieferer Sinn, welchen ſein Unglück verfolgt.
Sollen dich Menſchen verehren und Götter ſelbſt dich erhöhen,
Beuge dich männlich dem Joch, welches das Leiden dir bringt.
Selbſt Neptun verlernet die Rache und Here das Zürnen,
Und das verlaſſene Haupt ſchützt der gewaltige Gott.
Aber Amor, den lieblichen Gott, und den fröhlichen Bacchus
Rühret die Selige nur, welchen das Glück ſich erkor.

IV.

Welchen die Himmliſchen heben zu ihrem unſterblichen Mahle,
Ewig bleibt er und jung, ſelber ein herrlicher Gott;
Aber nur ſelten üben ſie dies unſterbliche Vorrecht
Und Jahrhunderte kaum bringen den Einen hervor.
Amor, freundlicher Gott! auch hierin biſt du beſonders,
Jeglichen, wen du beglückſt, Jeglichen machſt du zum Gott!
Denn es fehlen ihm nie die Schönheit und ewige Jugend,
Welchen der Schöne berührt mit der unſterblichen Hand.
O ſo öffne die Thüre dem Schritte des ſtrahlenden Gottes,
Mach' ihm freundlich den Pfad, daß er noch lange dir bleibt!

V.

Amor iſt ein Verſchwender und wen er beherrſchet, der wird es;
Gern mit Gaben erkauft Jeder den köſtlichen Schatz.

Da du den Dichter erwärmt mit deinem lieblichen Hauche,
Reichlich opfert er dir, was ihm das Köstlichste däucht;
Schöner blühen ihm nun, auf allen Beeten die Blumen,
Und in vollem Erguß murmelt der silberne Quell.
Wenn der Dichter verschwendet, so freuen sich alle die Völker,
Alle erfreut das Geschenk, welches die Süße beglückt.

VI.

Komm zur Laube, Geliebte! Die sanften Schatten des Abends
Laden zu süßem Gespräch an dem geliebtesten Platz;
Nachtigall und Viole vermehren die glückliche Stunde,
Segnend erhebt sich das Bild Amor's aus Rosengebüsch.
O der seligen Zeiten, der fröhlichen Tage der Kindheit,
Wo dem genießenden Volk lebte der seligste Gott!
Aber sie schwanden dahin, es schwanden mit ihnen die Götter

Und der Gedanke vertrieb forſchend die edle Geſtalt.
Stürzten die Götter herab von ihren goldenen Höhen,
Amor der einzige blieb, Amor gewaltig auch hier.
Denn von allen Gedanken, die ſüßen Gedanken der Liebe
Haſſen das flüchtige Wort, ſuchen die ſchönere Form;
Dichter bringen ihn wieder in ſeine lieblichen Grenzen
Und der Verliebte begrüßt freudig die ſchöne Geſtalt.

VII.

Traulich iſt es daheim, es brennt die freundliche Lampe
Und mit klopfender Bruſt harr' ich des lieben Beſuches.
Aber die Liebliche nicht, die ſüße Freundin erwart' ich,
Ach, ein widriger Gang nahm ſie für heute mir fort.
Doch ſtatt ihrer beſucht mich die Muſe, die holde Gefährtin

Meiner Liebe, ſie kommt, freundlich, o ſei mir gegrüßt!
Sieh, ihr dienet euch Beide: ſie weckt die ſchönen Gefühle,
Und du gibſt mir das Wort, welches die Liebe verklärt.

Felix Dahn.

Harre aus!

Harre aus bei deinen Fahnen, Sohn des Lichts,
mein freier Geist,
Wandle fort auf deinen Bahnen, wo du dich
unbemmbar weißt.

Alle Sonnen, die da prächtig vorwärts ziehn in
Glanz und Licht,
Jeder Frühling, der da mächtig Dunkelheit und
Winter bricht,

Jeder Stern ist dir verbündet, mit dir ist, was
licht und frei,
Jeder Lichtstrahl, der dir kündet, daß er unauf-
haltsam sei!

Machtlos jede Erdenſchranke vor dem Schritt des
Geiſtes fällt,
Denn ein Gott iſt der Gedanke, und wer denkt,
beherrſcht die Welt!

Kriemhilde.

Auf dem Söller ſtand Kriemhilde, ſah ins
braune Heideland —
Helme blitzten, Speer' und Schilde von dem fer
nen Hügelrand;
Aus der Stirn die feuerblonden Locken ſtrich die
weiße Hand:
„Seid willkommen, ihr Burgondengäſte, in Kriem
hildens Land!

„Sieben Jahre mächtig, mächtig hab' ich dieſen
Tag erſehnt,
Schwer, alltäglich und allnächtig hat mein Har
ren ſich gedehnt;

Wenn ich von des Hennen Munde Kuß auf Kuß
mit Schaudern trug,
Dacht' ich ſchweigend an die Stunde, die nun
endlich, endlich ſchlug.

„König Etzel, zu den Waffen, den man Gottes
Geißel nennt!
Nun den Brautſchatz ſollſt du ſchaffen, der in
Blut und Feuer brennt:
Nicht umſonſt gab ich dem größten Waffenkönig
dieſen Leib —
Rache, Rache ſoll mich tröſten, wie ſie nie genoß
ein Weib!

„Sieh, es ſcheuet, König Günther, wild dein
Hengſt an meiner Brück',
Und du klopfſt den Hals ihm munter — doch er
trägt dich nicht zurück:
Als mein Siegfried ritt zu jagen, hat auch ihm
nicht bang gegraut,
Und du haſt ihn doch erſchlagen, der ſo freudig
dir vertraut!

„Seh' ich recht? Ja, das iſt Hagen! Traun, ein Gott nahm ihn den Sinn,
Nennt' er ſonſt ins Land ſich wagen, wo Kriemhilde Königin?
Ja, magſt ſtolz dein Haupt du tragen wie ein ſchwarzes Felsgerüſt,
Dieſe Hand wird's niederſchlagen, welche Siegfried oft geküßt.

„Aber dort auf weißem Pferde — frei ſein Goldhaar ſpielt im Wind —
Mit der freundlichen Geberde — das iſt Giſelher, das Kind!
O mein Bruder, mild von Sitten, mit den Wangen weiß und roth,
O was biſt du mitgeritten zu Kriemhildens Gaſtgebot!

„Schweſterliebe mag nicht nützen! Konnte nicht des Gatten Leib
Vor den Brüdern Kriemhild ſchützen, rächen kann ihn Etzel's Weib.

Sieh, ſie ſteigen von den Roſſen, Hagen auch —
ſie ſind herein —
Dumpf hat ſich das Thor geſchloſſen — alle, alle
ſind ſie mein!“

An Deutſchland.

Januar 1807.

Und ob zerklüftet und zergliedert des deutſchen
Volkes Herrlichkeit,
So tief iſt's, Fremdling, nicht erniedert, daß es
dem Schlag die Wange leiht.
Wohl ging uns Unglück und Bethörung, ein dunkler
Fluch, ſeit lange nach:
Doch jetzt genug der Selbſtzerſtörung, genug des
Zwieſpalts und der Schmach!

Wohl fiel dein kaiſerlich Geſchmeide, Germania,
dir von Bruſt und Haupt,
Wohl hat von deinem reichen Kleide manch edles
Stück der Feind geraubt,

Wohl hadern rings noch deine Söhne, ſtark iſt das Unrecht, ſchwach das Recht,
Fern von des Friedens ſtiller Schöne ſchafft noch ſchwer ringend dies Geſchlecht:

Doch bebt der Erbfeind frech die Hände nach unſrer Brüder Wappenſchild,
Dann iſt der Zank und Zwiſt zu Ende, der Streit im Aeltern haus geſtillt,
Und Nord und Süd im heil'gen Grimme, vereint der Ruf der Ehre ſie,
So donnert laut mit Einer Stimme: Hie deutſches Volk und Deutſchland hie!

Getroſt, ihr Brüder dort im Oſten! Nicht einſam mehr iſt euer Stand:
Die Waffen, die zu lang' ihm roſten, reißt ſchon der Preuße von der Wand,
Der Schwabe eilt von ſeinen Wieſen, vom hohen Berg der Baier her,
Die Dänen ſenden ihre Frieſen und ſeine Sachſen ſchickt das Meer.

Laß ſehn, ob dieſe Völkerwellen ſich legen vor
Despotenwort:
Weh euch, wenn ſie hinüberſchwellen, ihr morſchen
Throne hie und dort,
Ha, drüben auf Italiens Fluren, das Deutſchlands ſchönſte Kräfte ſtahl,
Sei aufgebrückt mit ew'gen Spuren der deutſchen
Herrſchaft Siegesmal.

Ich weiß von einem ſchwarzen Tage, da fiel ein
herrlich deutſch Geſchlecht —
Fiel von franzöſ'ſchem Henkerſchlage, — in Welſchland fiel's — fiel wider Recht —
Ein blonder Knab' rief: „Eh' ich ſterbe, werf' ich
den Rachehandſchuh hin“:
Auf, Oeſtreich, Hohenſtaufenerbe — noch harrt
der Rache Konradin.

Es ſcheint, die Welt bedarf's zu Zeiten, daß durch
ſie hin mit Schwertesſchwung
Gewaltig die Germanen ſchreiten im Heldenſchritt,
im Siegesgang.

Sagt an, ihr Slaven und Romanen, gelüſtet euch der alte Streit?
Wohlan — ſchon rauſcht's in unſern Fahnen — ſchon zuckt das Schwert — wir ſind bereit!

Lied eines Deutſchen.

Ich weiß ein Lied ſo voller Trauer, wer dieſes Lied zu Ende ſingt,
Dem iſt's, als ob vor Schmerzensſchauer das Herz ihm in der Bruſt zerſpringt;
Ein Lied voll ſchwerſter Gramgedanken, es macht des Sängers Wange bleich,
Ein Lied voll Wehe ſonder Schranken — das iſt das Lied vom deutſchen Reich!

O ſo viel Macht und Muth und Treue, und ſo viel Thorheit, Schimpf und Schmach,
O ſo viel Hoffnung ſtets auf's neue und ſo viel Unheil, das ſie brach,

O ſo viel Hinterliſt und Tücke, und immer wieder neu Vertrau'n —
O nimmer mit ſo wenig Glücke war ſo viel Recht und Kraft zu ſchaun!

Es muß in Sternen ſtehn geſchrieben, daß Deutſchland nicht ſoll untergehn,
Der Gott der Völker muß uns lieben, ſonſt wär' es längſt um uns geſchehn!
Mein Volk, nicht rückwärts darfſt du ſchauen, daß Gram dir nicht das Herz verzehrt;
Nein, vorwärts, und auf Gott vertrauen, und auf dein Recht und auf dein Schwert!

Georg Friedrich Daumer.

Die Liebe schuldlos.

Und wie ſie küßt, da flüſtert ſie:
„Das iſt ja doch wohl keine Schuld?“
Wogegen ich: Der Liebe Huld,
Der Liebe Glück vergeht ſich nie.
Gott zürnt uns, wenn wir uns haſſen,
Er ſegnet uns, wenn wir uns faſſen,
Er freut ſich unſrer Sympathie,
Er, welcher uns die Triebe lieh,
Die wir im heißen Herzen hie,
Im gottgeſchaffnen Herzen tragen,
Er ſelbſt in uns — ſoll ich es ſagen,
Wie's Weiſere zu denken wagen —
Iſt das Geſetz der Harmonie:
Wie ſollten wir vor ihm verzagen?

Die Liebe fromm.

Die Liebende ſpricht:

Deinem Schritte folgt mein Schritt;
Denn das iſt der Liebe Brauch.
Wärſt du fromm, ich wär' es mit;
Da du gottlos, bin ich's auch.

Der Liebende ſpricht:

Daß du gottlos, ſage nicht!
Liebe iſt Religion,
Iſt der Frauen ganze Pflicht,
Iſt Verklärung, höchſte, ſchon.
Liebe fromm! Nicht frömmer iſt
Dein Gemüth zu aller Friſt;
Liebe gottlos für und für —
Gott erfüllt die Seele dir.

Die List der Trinker.

Schöne, schlanke, rasche Dirne,
Wende dich noch einmal her!
Sorge für erneute Labe,
Unsre Becher, sie sind leer.

Doch bevor du uns entschwebest,
Weil' ein wenig — weile lang!
Wenn du dich dem Blicke stellest,
Schon gestillt ist unser Drang.

Ja, wir eilen uns, zu leeren
Die Pokale, nur aus List,
Daß wir neu von dir begehren,
Schauen neu, wie schön du bist.

Falsch, aber süss.

Komm, falsche Dirne, laß dich küssen!
So falsch du bist, doch bist du süß,
Dein Mund hat all an sich gerissen
Den Honig aus dem Paradies.

Ich herze dich, und ſollte haſſen;
Ich haſſe dich, doch ach, wie mild!
Ich ſollte dich auf ewig laſſen,
Und faſſe dich, ſo wild, ſo wild!

Und iſt in alle dieſe Wonnen
Mein Leben und mein Geiſt getaucht —
Was mir dein Herz für Qual erſonnen,
Iſt Alles in den Wind gehaucht!

Der Unvergänglichen.

Ich ſchaute deiner Jugend Roſenflor;
Seitdem — wie viele Jahre ſind geſchwunden,
Wie vielem Schönen iſt der Preis entwunden,
Und du — du ſtehſt im Glanze wie zuvor!

Biſt du allein in der Lebend'gen Chor
Vom Looſe der Vergänglichkeit entbunden?
Wie darfſt du ſolch ein Götterrecht bekunden?
Was half dich über dem Ruin empor?

Die Reize deines Innern, irr' ich nicht,
Die ewigen begründen diese Blüte,
Die gleich erhaben überm Zeitgericht:

Dein ganzes Sein ist Liebe nur und Licht,
Und überirdisch schön wie dein Gemüthe,
Bleibt dir Gestalt, Bewegung, Angesicht.

Bernhard Endrulat.

Deutſches Heimweh.

Als ich den blanken Degen mir
Einſt um die Hüfte ſchnallte,
Mir hoch vom Haupt in ernſter Zier
Der ſchwarze Haarbuſch wallte,
Das war ein ſtolzer, deutſcher Krieg,
Der tief mein Herz entzückte;
Doch mußt' ich trauern, daß der Sieg
Das ſchlechtre Banner ſchmückte.

Seitdem iſt mir, als ob ſich recht
Ein Heimweh auf mich ſenke,
Wenn ich an Lager und Gefecht,
An Wacht und Runden denke.

Noch iſt der Klang des Jägerhorns
Im Ohr mir nicht zerronnen,
Noch hör' ich, mit der Wucht des Zorns,
Den Sturmmarſch der Colonnen.

Hei! Kugeln ziſchen hin und her,
Ein Feindesherz zu ſuchen,
Der Dampf wallt bläulich wie ein Meer
Ins grüne Laub der Buchen.
Weit übers Feld Signalruf gellt,
O luſtig Tirailliren!
Und dann, das Bajonnet gefällt,
Mit Hurrah avanciren!

O friſche Zeit! O kehre du
Ein einzig mal noch wieder,
Und gib uns Sorgen ſtatt der Ruh',
Und Schwerterklang für Lieder!
Durchbrülle dieſe Krämerwelt,
Laß ihre Götzen ſtürzen,
Laß Männerſeelen, hochgeſchwellt,
Zu neuem Flug ſich ſchürzen!

Zertritt mit einem Fuß von Erz
Das Paradies der Iberen,
Laß dich nicht irren Klag' und Schmerz;
Wird's doch nur so geboren, —
Geboren neu aus Blut und Brand,
Was unser einst gewesen:
Das große, freie Vaterland,
Deutsch bis an die Vogesen!

Johann Georg Fiſcher.

Der Ewige Jude.

Vom Gürtel der Alpen ſchritt ich her,
Der Wandrer ohne Ruh',
Und ſchaue über das weite Meer
Dem Treiben der Wellen zu.

Vor mir des Klippenfelſes Glut
Umraſt der Waſſer Streit,
Und hinter mir tobt des Aetna Wuth
In wilder Zerriſſenheit.

Seh' über mir die alte Pracht
Am Himmelsgeſtirn entbrannt,
Hab' kundige Blicke in die Nacht
Des Abgrunds längſt geſandt.

Und was im Urwald ſchleichend geht,
Was durch die Wüſte brüllt
Und in den Palmen ſäuſelnd weht,
Es iſt mir unverhüllt.

Und was die Weiſen aller Zeit
Und was der Gottesſohn
Geſprochen in dem alten Streit,
Ich dacht' es Alles ſchon.

So ſuch' ich in Himmel, Erd' und Meer
Den einen feſten Grund;
Doch immer daſſelbe Ungefähr
Im Alten und Neuen Bund.

Wie buhlt die Natur mit dir, du Dirn',
O Glaube, ſüßer Thor,
Lügt täglich mit verwirrter Stirn
Dir neue Wunder vor!

Es lebt nur Ein erträglicher Sinn,
Nur Einer von Gewicht,
Und daß ich Zweifler es ſelber bin,
Das iſt mein Strafgericht.

Daß meine Kraft in ihr Geſetz
Herab den Himmel zieht,
Daß ſich verfängt in meinem Netz
Das ganze Weltgebiet!

Spann' deine Flügel weit und breit,
Du ewiger Weltkoloß:
Es lebt, der deine Ewigkeit
Eben längſt vorausgenoß.

Und ſchmiede mich an der Berge Wand:
Bin doch der freie Mann,
Der deinen Rieſenunverſtand
Allein erlöſen kann;

Der mit dem ſchöpf'riſchen Gehirn
Den göttlichen Aetherſtrahl,
Mit des Gedankens kühner Stirn
Das Feuer vom Himmel ſtahl!

Dir.

Du biſt die weiße Kirſchenblüt',
Du biſt die rothe Roſenglut,
Du haſt des Frühlings froh Gemüth
Und ſeiner Kinder leichtes Blut,
Biſt wie des Bächleins Wallen
Zu aller Wohlgefallen;

Ich walle ſtill, ein müder Strom,
Des Bächleins Klang zu lauſchen,
Im abendlich verlaſſnen Dom
Träum' ich von Feſtesrauſchen,
Ich bin die ſpäte Sommerzeit,
Nachblickend deiner Herrlichkeit.

Trennung.

Nun haben ſie's zuweg gebracht
Mit ihrem Neiden und Haſſen:
Es iſt gekommen über Nacht,
Daß ich dich muß verlaſſen.

Von deinem Herzen reiß' ich mich
Mit blutiger Todeswunde;
Der Himmel, Kind, bewahre dich
Vor ihrem argen Bunde.

Bei Wetterdunkel zieh' ich aus,
Du bist nicht mitgegangen;
Es kracht der Blitz ob deinem Haus
Und trifft die Wetterstangen,

Und stürzt mit raschbezähmter Glut
Vor meinem Kinde nieder;
Träf' alle Läst'rer seine Wuth,
So hätt' ich nichts dawider!

Trost.

Nun ist des Frühlings Lust vorbei
Und all sein holder Wahn,
Doch manchen hellen Freudenschrei
Hab' ich darein gethan.

Die Erde war ſo jung, ſo warm,
So glühend ihre Bruſt,
Ich hab' mich oft in ihren Arm
Geſtürzt vor Lieb' und Luſt!

Paul Fiſcher.

Der Geliebten

I.

So ſchön, ſo hold, ſo jugendlich,
Und doch ſo traurig und verſchloſſen?
So mild, ſo ſanft, ſo tugendlich
Und noch in Liebe nie ergoſſen?
O heitre deinen Blick, den trüben;
Laß, Mädchen, laß die Schwermuth fliehn:
Du biſt geſchaffen, um zu lieben,
Nicht um in Thränen zu verblühn!

Sieh dort im Walde, mattenreich,
Luſtwandeln ſelig die Geſpielen,
Die Bäume neigen ſchattenreich
Ihr Haupt, die heiße Luft zu kühlen:

Aufſpringt das Reh, die Vöglein ſingen
Hellſchmetternd aus der vollen Bruſt:
So laß auch du ein Lied erklingen
Von Leben, Liebe, Augenluſt!

Die Vöglein ſtaunend ſchweigen dann,
Der Stimme ſüßem Klang zu lauſchen,
Die Büſche mit den Zweigen dann
Dir huldigend entgegenrauſchen.
So heitre deinen Blick, den trüben,
Laß, Holde, laß die Schwermuth fliehn:
Du biſt geſchaffen, um zu lieben,
Nicht um in Thränen zu verblühn!

II.

Du meinſt, ich werde dein vergeſſen
Im wirrenden Gewühl der Welt?
Dann haſt du, Kind, noch nicht ermeſſen,
Was dich und mich verbunden hält.

Wol hat, wie die Geſchicke ſchwanken,
Manch fremder Anblick mich erfüllt;
Doch eilten immer die Gedanken
Zurück zu deinem lieben Bild.

So lebſt du mir ein zwiefach Leben,
Als meiner Seele Königin!
Von dir gezügelt wird mein Streben,
Von dir erfriſcht der ſchlaffe Sinn.

Du ſprengeſt raſtlos, allgewaltig
Auch meines Herzens letztes Thor,
Und blickeſt kennbar, vielgeſtaltig,
Aus jeder heil'gen Regung vor.

Nun magſt du wol die Kraft ermeſſen,
Die dich und mich verbunden hält:
Könnt' ich, o Holde, dein vergeſſen,
Vergäß' ich meiner innern Welt!

Theodor Fontane.

Der Tag von Hemmingstedt.

Das iſt der Tag von Hemmingſtedt,
Wo Siebentauſend abgemäht!
Schläft Ditmar's Vater unter'm Sand,
Ist Ditmar's Sohn noch bei der Hand.

Und über Johann von Dänemark kam ſeine finſtere Stunde,
Er murmelt: „Es brennt im Herzen mir die alte Ditmarſen-Wunde! —
Beim Himmel, es ſoll nicht Meſſer, nicht Scheer' mir Bart noch Haupthaar ſtutzen,
Bis daß ich wieder ins Joch gebeugt dies bauern ſtolze Trutzen."

Und Boten ſendet er in die Marſch, die künden allerwegen:
„Drei Schlöſſer will unſer König und Herr in eure Lande legen,
Nach Maelderf eins, an den Elbſtrom eins und das dritt' an die Lundener Fähre“:
Es brachte da Zornes viel ins Land die königliche Mähre.

Und von den Bauern Wolf Iſebrand, der ſprach:
„Er mag nur kommen!
Wir haben aus keines Königs Hand dies Land zu Lehn genommen;
Wir ſind zudem vom Aufrechtgehn verſteift in unſern Hälſen,
Und wer ſeine Schlöſſer auf Marſchland baut, der baut ſie nicht auf Felſen.

„Dies Land iſt unſer! Wir haben's im Kampf der Sturmflut abgerungen, —
Wir bangen vor keines Königs Zorn, wir, die wir das Meer bezwungen.

Unſer altes Recht, unſer alter Muth, — ſo wer-
den wir nicht zu Schanden;
Noch lebt der Gott, der bei Vornhöved an unſerer
Seite geſtanden!“

Da gingen die Boten. Bei Rendsburg war's,
wo ſie den König trafen,
Der lagerte da, drei Nächte ſchon, ſammt ſeinen
Fürſten und Grafen;
Es ſtieß dazu viel kriegeriſch Volk von Jütland
und von Fühnen,
All' wollten ſie brechen den Bauernſtolz, und die
Schmach des Königs ſühnen.

Von Deutſchland auch viel edele Herr'n nieder
ins Lager kamen:
Zwei junge Grafen von Oldenburg, Adolph und
Otto mit Namen,
Manch altes Geſchlecht von Holſtein auch um den
Danebrog ſich ſcharte,
Fünf Rantzaus, ſieben von Ahlefeld und vierzehn
Wackerbarte.

Und Söldner auch; — Gesindel war's aus Rheinland, Franken und Sachsen,
All' hatten sich längst, durch Mord und Brand, in die Schlinge hineingewachsen,
„Die sächsische Garde" hieß man sie, wol auch „die schwarze Bande",
Verheerend wie der schwarze Tod zogen sie durch die Lande.

Ihr Führer aber war Junker Slenz, der maß sechs rheinische Schuhe,
Heut' brach er am Wege die Schlösser ab, und morgen an der Truhe,
In Flechten hing sein flachsenes Haar wie Stricke herab zum Würgen,
Er hatte zwei Feuerräder im Kopf und hieß — der lange Jürgen.

Und Jürgen Slenz, an der Seite Johann's, voraus die gepanzerten Glieder,
So führte er heut', unter schmetterndem Klang, das Heer in die Marsch hernieder.

Zwölftauſend ſind's; ſchon dringen ſie vor auf dem ſchlammig-ſchlüpfrigen Damme;
Um Hülfe ſchreit in die Nacht hinein brennender Dörfer Flamme.

Die Bauern aber, kaum tauſend Mann, zogen ſich raſch zurücke,
Bis daß ſie kamen um Mitternacht an die Hemmingſtedter Brücke;
Sie fanden da Wall und Graben noch aus der Zeit der alten Saſſen,
Und es ſprach Wolf Isebrand: „Hier ſei's, hier wollen wir auf ſie paſſen!“

Man hielt. Nur einer murmelte barſch: „Das mög' unſer Heiland nicht wollen,
Wir ſind am Tauſendteufelswall, wo die Moorelfen tanzen und tollen
Mit den Flammenbüſcheln, dem Irrlichtvolk, es hauſt hier unter dem Raſen,
Und bei Vollmond kommt das Feuerpferd, um die Büſchel wegzugraſen.“

Da ſtutzten die Andern; Wolf aber rief: „Was Spuk von Irrlichtelfen!
Wenn droben der Himmel mit uns iſt, muß auch die Hölle helfen.
Die Nacht iſt ſchwarz, wir brauchen Licht, laßt's nur da unten flimmern,
Wir wollen ein chriſtlich Bollwerk hier trotzdem zuſammenzimmern."

Da griffen ſie freudig nach Spaten und Axt, verbei war Murren und Stutzen,
Sie ſchleppten das Brückengebälk herbei, als Pfahlwerk es zu nutzen;
Sie füllten und ſtopften mit Moor und Schlamm des alten Erdwalls Lücken,
Und warfen zuletzt ihm Raſen und Sand drei Fuß hoch auf den Rücken.

So kam der Tag, und mit ihm kam goldblinkend die ſächſiſche Garde;
Hell ſpiegelte ſich der Morgenſtrahl auf Harniſch und Hellebarde,

Die trotzige Schar, rasch rückte sie vor, gegliedert
und dicht geschlossen,
Nicht kümmerte sie der Hagelgruß von Steinen
und Wurfgeschossen.

Jetzt war sie heran, zwischen ihr und dem Wall
war nur noch des Grabens Quere,
Da schnürten die Vordersten schnell in eins je
zwölf ihrer kantigen Speere,
Sie warfen wie Balken querüber dann die Bü-
bel aus Speer und Lanze,
Und über die fliegende Brücke hinweg wollten sie
gegen die Schanze.

Umsonst; man stieß sie rücklings hinab, es
fehlte das Brückengeländer,
Da nahmen die Folgenden, springstockgleich, ihren
Speerschaft in die Hände,
Sie setzten ihn auf, und war es mißglückt, im
Sturmschritt vorzudringen,
So sollte nun Sprung- und Hebelkraft im Flug
sie hinüberschwingen.

Umsonst auch das, sie sprangen zu kurz; wer dennoch das Ufer erklettert,
Der ward, unter wildem Rachegeschrei, von den Bauern zu Boden geschmettert;
Dumpf dröhnte die Axt — bis plötzlich jetzt die Freudenrufe verklangen,
In das bange Gemurmel starben sie hin: „Hilf Gott, wir sind umgangen!“

So war's; heran im Rücken schon wogte der Feinde Gewimmel. —
Da trat eine Bauernjungfrau vor, die hob ihre Hand gen Himmel,
Zur Mutter Gottes rief sie aus: „O leih' uns Sieg zum Streite,
Und ewige Keuschheit gelob' ich dir, Maria Gebenedeite!“

Und hob, als wäre die Heilige selbst mildlächelnd ihr erschienen,
Die Siegeszuversicht sprach es jetzt aus ihren leuchtenden Mienen.

Sie rief: „Mir nach!“ Und flatternden Haars, voran mit dem Chriſtusbilde,
Jauchzte ſie jetzt in den Feind hinein: „Hilf, Maria, du Milde!“

Die Bauern ihr nach, bunt angetan mit allerlei Waffen und Wehren;
Manch alter vergeſſener Morgenſtern bracht' es da wieder zu Ehren;
Die Schwerter und Aexte des Tags von Born hövd, ſeit lange von Roſt ergriffen,
Heut' wurden an Feindes Panzer und Helm ſie wieder blank geſchliffen.

Lang' ſtund der Kampf; doch mehr und mehr anwuchs die Wege der Dränger,
Da trat Gott ſelbſt für den Schwachen ein, und rief: „Ich will es nicht länger!“
Und er ſchickte die Flut, die ſtieg am Strand, bis hoch an die Schleuſenpforte,
Und rüttelte dran und rief: „Macht auf, da drinnen bin ich am Orte!“

Die Wächter am Strande zögerten noch, da sieh, unter Schäumen und Krachen
— Die Hülfe Gottes kam mit Gewalt! — wurde die Schleuse zerbrochen,
Schon über die Felder von Hemmingstedt brauste die Wege, die wilde,
Und die Bauern jubelten, wie zum Sieg: „Hilf, Maria, du Milde!“

Sie nahmen jetzt wieder festen Stand hinter'm Tausendteufelswalle,
Da waren sie sicher vor der Flut und behielten den Feind in der Falle;
Der wandte sich rechts, der wandte sich links, doch der Tod war immer zur Stelle,
Den einen faßte die Marsenfaust, den andern faßte die Welle.

Nur Jürgen Stenz, der ritt an den Wall, als wäre noch nichts verloren,
Einstieß er tief, zum Sprunge bergan, seinem friesischen Rappen die Sporen:

Jetzt war er hinauf, — er ſchaute ſich um, wie wol in beſſeren Tagen,
Und rief: „Wer ein Herz im Leibe hat, der mag es mit mir wagen!“

Das hörte der Reimer von Wimerſtedt, der hatte da Luſt zum Streite.
Er ſprang heran, und ſchlug mit der Axt den Speer des Junkers zur Seite.
Er holte dann aus, einen vollen Hieb auf die ſtählerne Bruſt zu führen,
Und — feſt im Panzer ſtak die Axt, thät ſich nicht rücken, nicht rühren.

Der Hieb war gut; doch unverſehrt waren des Jürgen Glieder.
Da riß der Reimer und wuchtete traun am Axtſtiel ihn hernieder,
Er trat ihm dann, fünf Finger breit, das Eiſen zwiſchen die Rippen —
Es kam kein Laut, kein Seufzer mehr über des Junkers Lippen.

Das war das Ende von Jürgen Slenz; mit ihm zu Tode kamen
— Die Knechte und Söldner ungezählt — viel hundert tapfere Namen,
Zumal auch was von Holstein her um den Danebrog sich scharte:
Fünf Rantzaus, sieben von Ahlefeld und vierzehn Wackerbarte.

Der König aber floh zu Schiff bis in seine Stadt am Sunde,
Er trug zu der alten Narbe heim eine neue brennende Wunde,
Die neue Wunde, — bis in den Tod wollt' ihm die nie verharschen; —
Das war der Tag von Hemmingstedt, der Brauttag von Ditmarschen.

Marie Förſter.

Wie die Lerche.

Wie die Lerche möcht' ich ſein,
Die nicht blos im Sonnenſchein,
Die auch, wenn in dunkeln Tagen
Wind und welke Blätter klagen,
Singend reget ihr Gefieder;
Nur von innen ſtrömt der Quell der Lieder!

Wie die Lerche möcht' ich ſein,
Die hoch oben ganz allein
Und von Menſchen ungeſehn,
Die ihr Singen doch verſtehn,
Sendet Melodien nieder;
Kennet mich nicht, kennet meine Lieder!

Du weisst es nicht, wie du mir wohlgethan.

Du sangst im grünumrankten Haus
Und ich war nah bei dir;
Die Töne zogen frei hinaus
Und flogen hin zu mir.

Doch hat kein Laut, kein Seufzerhauch
Den Lauscher dir entdeckt:
Stumm lag ich unter'm Rosenstrauch,
Vom Rebenzaun versteckt.

Du machtest mir mein Herz so licht,
Dein Lied griff tief daran.
Du weißt es nicht, du weißt es nicht,
Wie du mir wohlgethan!

Dein Augenpaar weiß nichts von mir,
Mein's hat dich nie erblickt;
Du glaubst es nimmer, sagt' ich dir,
Daß du mir Trost geschickt.

Du war es gleich, wenn der Ton,
Der Laut des Herzens mir

Und nimmer ahnſt du, daß er ſchon
In eine Heimat zog.

Du gabſt dein Lied den Winden preis,
Es fand ein beſſ'res Ziel
Und ſuchte, was dein Herz nicht weiß,
In meinem ein Aſyl.

Es zog hinein und klinget drin
Und hebt mich himmelan,
Du wurdeſt mir zur Tröſterin,
Weißt nicht, was du gethan.

O wohl mir, hätt' ich unbewußt
Auch einſt ein Herz erfreut
Und goldne Perlen aus der Bruſt
Unwiſſend ausgeſtreut!

Mit freudehellem Angeſicht
Säh' ich den Tod mir nahn,
Sprächʼ Einer nur: „Du weißt es nicht,
Wie du mir wohlgethan!“

Im Walde.

Im Walde, im grünen Dämmerſchein,
Da klingt's und hallt es wunderbar,
Da ſingen die Vögel das ganze Jahr
Für ſich allein.

Im Walde, im grünen Dämmerſchein,
Da grüßt das Moos im Purpurglühn,
Da ſtehen viel Blumen ſo hold und blühn
Für ſich allein.

Der Wald, der grüne Dämmerſchein,
Die Einſamkeit bedrückt mich ſehr:
Ich will ja nicht leben und ſingen mehr
Für mich allein!

Du Leben ruffſt, du goldner Schein,
Du ruffſt mich, um in Liebeskraft,
Im Ringen und Streben und Leidenſchaft,
Ein Menſch zu ſein!

O Mond, o lösch' dein goldnes Licht!

O Mond, o lösch' dein goldnes Licht,
O Nacht, sei nicht so schön,
O lieben Sterne funkelt nicht,
Ich möchte schlafen gehn.

Schon fallen mir die Augen zu,
Die lang' sich müd' gemacht —
Und doch ich finde keine Ruh'
In solcher Zaubernacht!

O Menschen, seid nicht allzu gut,
O Welt, sei nicht so schön,
Weckt mir nicht neue Lebensglut,
Ich möchte schlafen gehn.

Mein Tag erlosch, schon winket mir
Ein Stern von ew'gen Höh'n,
Und doch, doch ist mein Herz noch hier
O Welt sei nicht so schön!

Nachtleben.

Viel Blumen ſehn ins Tageslicht,
So traumesſtill hinein,
Als rührte ſie der Frühling nicht
Mit ſeinem Sonnenſchein.

Doch in der Nacht erwachen ſie,
Die Seele ſtrömt hinaus,
Haucht ihre eigne Poeſie
In holden Düften aus.

Und kündet in dem linden Hauch,
Daß ſie den Lenz verſtand,
Daß ſie das lichte Leben auch
Still liebte und empfand.

So wandelt ſchöne Tage lang
Der Dichter wie im Traum,
Als hörte er des Lebens Klang,
Die tauſend Stimmen kaum.

Als blieb von Lenz und Glück und Licht
Allein er unbewegt,
Als würde ſeine Seele nicht
Zu Lieb' und Luſt erregt.

Und doch — ſein tiefſtes Herz erfaßt
Des Lebens ganze Pracht,
Und ſeine wonnevolle Laſt
Löſt ſich in ſtiller Nacht.

Da bebet durch die dunkle Ruh'
Sein Lied wie Blumenhauch,
Und ruft den Menſchen ſelig zu:
„Ich leb' und liebe auch!“

Ferdinand Freiligrath.

Der grosse Seehund von Sule Skerrie.

Volksballade von den Shetland-Inseln.

Eine irische Amme sitzt und singt,
Und immer singt sie: „Kind, schlaf ein!
Wenig kenn' ich deinen Vater, Kind;
Viel wen'ger das Land, da er schreitet drein!"

Aufstand da Wer an des Bettes Fuß,
Und ein Gast war der, ein grämlicher, traun!
„Hier bin ich, Vater zu deinem Kind;
Ob auch nicht lieblich anzuschaun!

„Ich bin ein Mann wol auf dem Land,
Und ich bin ein Seehund in der See;
Und wenn ich fern bin und fern vom Land:
In Sule Skerrie, da wohnt' ich von je!"

„Es war nicht wohl", ſprach das Mädchen ſchön,
„Es war nicht wohl, in der That", ſprach ſie,
„Daß zu mir kam und ein Kind mir geſtand
Der große Seehund von Sule Skerrie!"

Nun hat er gelangt einen Beutel Gold,
Und er hat ihn auf ihre Knie geſtellt,
Sprechend: „Gib mir meinen kleinjungen Sohn,
Und nimm dir auf dein Ammengeld!

„Und es wird geſchehen einen Sommerstag,
Wenn die Sonne ſcheint heiß auf jeglichen Stein,
Daß ich nehmen will meinen kleinjungen Sohn
Und ihn ſchwimmen lehren ins Meer hinein!

„Und du wirſt frei'n einen Schützen ſtolz,
Und ein ſtolzer Schütz wird er ſein, weiß ich;
Und den erſten Schuß, den immer er ſchießt,
Schießt er todt meinen kleinjungen Sohn und mich!"

Nach Johanna Kinkel's Begräbniss.

20. November 1858.

Zur Winterzeit in Engelland,
Verſprengte Männer, haben
Wir ſchweigend in den fremden Sand
Die deutſche Frau begraben.
Der Rauchfroſt hing am Heidekraut,
Doch ſonnig lag die Stätte,
Und ſanften Zugs hat ihr geblaut
Der Surreyhügel Kette.

Am Ginſter und Wachholderſtrauch
Schwang zirpend ſich die Meiſe,
Da wurde dunkel manches Aug',
Und mancher ſchluchzte leiſe:
Und leiſe zitterte die Hand
Des Freundes, die bewegte,
Die auf den Sarg das rothe Band,
Den grünen Lorber legte.

Die muthig leben ſie gelehrt
Und muth'ge Liederweiſen,
Am offnen Grabe ſtand verſtört
Das Häuflein ihrer Waiſen;
Und faſt, ob auch wie quellend Blut
Der wunden Bruſt entrungen,
Iſt über der verlaſſnen Brut
Des Vaters Wort erklungen.

So ruh' denn aus in Luft und Licht!
Und laß uns das nicht klagen,
Daß Drachenfels und Oelberg nicht
Ob deinem Hügel ragen!
Daß er nicht glänzt im Morgenthau,
Noch glüht im Abendſcheine,
Wo durch Geländ und Wieſenau
Die Sieg entrollt zum Rheine!

Wir ſenken in die Gruft dich ein
Wie einen Kampfgenoſſen;
Du liegſt auf dieſem fremden Rain
Wie jäh' vor'm Feind erſchoſſen;

Ein Schlachtfeld auch iſt das Exil,
Auf dem biſt du gefallen,
Im feſten Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns allen!

Drum hier iſt deine Ehrenſtatt,
In Englands wilden Blüten;
Kein Grund, der beſſer Anrecht hat,
Im Sarge dich zu hüten!
Ruh' aus, wo dich der Tod gefällt!
Ruh' aus, wo du geſtritten!
Für dich kein ſtolzer Leichenfeld
Als hier im Land der Britten!

Die Luft, ſo dieſes Kraut durchwühlt
Und dieſe Grasgewellen,
Sie hat mit Milton's Haar geſpielt,
Des Dichters und Rebellen;
Sie hat geweht mit friſchem Hauch
In Cromwell's Schlachtſtandarten;
Und dieſes iſt ein Boden auch,
Drauf ſeine Roſſe ſcharrten!

Und auf von hier zum ſelben Brenn
Des goldnen Lichtes dreben
Hat Sidney, jener Algernon,
Sein brechend Aug' erhoben;
Und oft wol an den Hügeln dort
Ihr Aug' ließ Rahel hangen, —
Sie, Ruſſell's Weib, wie du der Hort
Des Gatten, der gefangen!

Die ſind's vor allen, dieſe Vier!
Dies Land, es iſt das ihre!
Und ſie beim Scheiden ſtellen wir
Als Wacht an deine Thüre!
Die deinem Leben ſtets den Halt
Gegeben und die Richtung, —
Hier ſtehn ſie, wo dein Hügel wallt:
Freiheit, und Lieb', und Dichtung!

Fahr' wohl! Und daß an muth'gem Klang
Es deinem Grab nicht fehle,
So überſchütt' es mit Geſang
Die frühſte Lerchenkehle!

Und Meerbauch, der dem Freien frommt,
Soll flüſternd es umſpielen,
Und jedem, der hier pilgernd kommt,
Das heiße Auge kühlen!

A. Galſter.

Drei Lieder.

1. Singe.

Wenn den Allumfanger Aether
Dicht bedeckt ein Wolkenheer,
Läßt er Blitze glühen, ſprühen,
Malt ſich heiter dann im Meer.

Und du weichſt dem wilden Drange?
Willſt in Qualen untergehn?
Singe nur! Und im Geſange
Wirſt du fröhlich auferſtehn.

2. Nach dem Regen.

Von des Himmels Angesichte
Ist die Weite nun gebannt,
Und es lacht im jungen Lichte
Wiederum das weite Land.

Von des Regens weicher Kühle
Dampfen Wiese, Wald und Flur,
Und ich fühl's: durch meinen Busen
Webt der Athem der Natur.

3. Lüftchen, das den Hain umsäuselt.

Lüftchen, das den Hain umsäuselt
Und des Hügels grünen Hang,
Nimm auf deine helle Schwinge
Meiner Lieder leichten Klang.

Heb' ihn über weite Fluren
Zu der fernen Liebsten Ohr!
Trag' ihn dann zum blauen Aether
Mit dem Lerchenlied empor!

Emanuel Geibel.

Der Tod des Tiberius.

Bei Cap Miſenum winkt ein prächtig Haus
Aus Lorberwipfeln zu des Meeres Küſten,
Geſchmückt mit Säulen, Moſaiken, Büſten
Und jedem Prunkgeräth zu Feſt und Schmaus;
Denn oft ſah's nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Epheu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, ſilberfüß'ge Dirnen
Den Thyrſus ſchwangen in berauſchtem Tanz,
Und Jauchzenſchall, Gelächter, Saitenſpiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühthau fiel.

Doch heut wie ſtumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenſter hell — und wo die Säulen düſtern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüſtern;
Es kommen Sänften, Boten jagen fort,

Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?“ — Leise, leise!
Zu Ende geht's, der greise Tiger stirbt.

Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf dem Purpurkissen,
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut', wie sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge; durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm, als der Arzt, der Alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.

Und jetzt mit halbersticktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hoch auf sich bäumend: „Schaff' mir Kühlung, Grieche,
Eis! Eis! Im Busen trag ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir, ich verfluch' es tausend mal,

Und kann's doch laſſen nicht zu meiner Qual!
O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken!
Umſonſt! Dort wälzt ſich's wieder ſchon heran
Wie Rauchgewölk und ballt ſich zu Geſtalten —
Sieh, von den Wunden heben ſie die Falten,
Und ſtarren mich gebrochnen Auges an,
Germanicus, und Druſus, und Sejan —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was ſaugt ihr mit dem Leichenblick, dem ſtieren,
An meinem Blut, und dörrt mir das Gebein?
's iſt wahr, ich tödtet' euch; doch mußt es ſein —
Wer hieß im Würfelſpiel euch auch verlieren?
Hinweg! — Weh mir! Wann endet dieſe Pein!"

Der Arzt bot ihm den Kelch; er ſog ihn leer,
Und ſank zurück in tödtlichem Ermatten.
Dann aus den Kiſſen blickt er ſcheu umher
Und frug zerſtört: „Nicht wahr? Du ſiehſt nichts mehr?
Fort ſind ſie, fort, die fürchterlichen Schatten.
Vielleicht auch war's nur Dunſt. Doch glaube mir,
Sie kommen oft ſchon Nachts, und wie ſie quälen,
Das weiß nur ich — doch ſtill. Komm, ſetz' dich hier
Nah, nah; von Anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einſt, traut' auf meinen Stern
Und glaubt an Menſchen. Doch der Wahn der Jugend
Zerſtob zu bald nur, und ins Innre lugend
Verfault erfand ich alles Weſens Kern.
Da war kein Ding ſo hoch und bar der Rüge,
Der Wurm ſaß drin; aus jeder Greuſthat ſahn
Der Selbſtſucht Züge mich verſteinernd an;
Lieb', Ehre, Tugend, Alles Schein und Lüge!
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verrieth,
Ein Bruder, der nicht Brudermord geſtiftet,
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet!
Nichtswürdig Alle — ſtets daſſelbe Lied.
Da ward ich auch wie ſie, und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken.
Und Krieg mit ihnen führt' ich; zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln;
Ich ſchritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln.
Doch auch das Grauſen wird zum Ueberdruß;
Und jetzt nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, troſtlos, reulos, ſtarr' ich in das Nichts."

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von ſeinen Schläfen floß der Schweiß,

Und **craß verſtellt**, wie eine Larve ſah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du biſt ſehr krank —"

Doch jener: „Schlange, falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an?!
Noch leb' ich, Menſch, und Cajus iſt wie Alle,
Ein Narr, ein Schurk, ein Lügner, nur kein Mann.
Und wär' er's, frommt es nicht: kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut ſie düngt.
Wenn's Götter gäb', aus dieſem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott ſelbſt nicht mehr Frucht zu ziehn,
Und nun der blöde Knab'! — Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeiſter, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgeſpien,
Sie und das Chaos ſetz' ich ein zu Erben,
Für ſie dies Scepter!"

Und im Schlafgewand
Jach **ſprang** er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesſchweiß, riß er vom Fenſterbogen
Den Vorhang fort, und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrſchaft in die Nacht.
Dann ſchlug er ſinnlos hin.

Im Hofe ſtand
In ſich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu deſſen Füßen rollte
Des Scepters rundes Elfenbein, und ſprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwiſſend was es ſei,
Und ſank zurück in ſeine Träumerei.
Er dacht' an ſeinen Wald im Lippethal,
Die düſtern Wipfelkronen ſah er ragen,
Er ſah am Runenſtein die Brüder tagen,
Blank jedes Wort, wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an ſein liebes Weib gedacht er dann,
Und ſah ſie ſitzen an des Hüttleins Schwelle,
Im langen gelben Haar, wie ſie mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd in die Ferne ſann,
Wol her zu ihm. Und vor ihr ſpielt am Rain
Sein Knabe, der den erſten Speer ſich ſchnitzte,
Und dem ſo kühn das Auge blitzte,
Als ſpräch's: Ein Schwert nur, und die Welt iſt
mein.
Und plötzlich floß dann — wie, verſtand er kaum —
Ein andres Bild in ſeinen Heimatstraum:

Vor ſeine Seele drängt es ſich mit Macht,
Wie er vereinſt in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz geſtanden,
Bei deſſen Tod die Sonn' erloſch in Nacht.
Wol war ſeitdem entflohn manch heißer Tag,
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergeſſen,
Darin ein Leidensabgrund, unermeſſen,
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — ſchien ihm aus den Eichen
Zu ragen jenes Kreuz als Siegeszeichen,
Und ſeines Volks Geſchlechter ſah er ziehn
Unzählig, ſtromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie ſtrahlt' um ihn.

Da fuhr er auf, aus des Palaſtes Hallen
Kam dumpf Geräuſch: der Herr der Welt war todt.
Er aber ſchaute kühn ins Morgenroth,
Und ſah's wie einer Zukunft Verhang wallen.

Die Erde.

Wohl haſt du einſt mit hoher Wonne
Mein junges Herz getränkt, Natur,
Wenn mich der Glanz der Frühlingsſonne
Zur Ferne zog durch Wald und Flur;
Vertieft in mich mit halbem Lauſchen,
An deinen Wundern ſtreift' ich hin,
Und wob in all dem Blühn und Rauſchen
Der eignen Bruſt geheimſten Sinn.

Doch heilig ernſter iſt die Feier,
Damit du jetzt mein Herz umſchwebſt,
Wenn du den falt'gen Iſisſchleier
Vom hohen Antlitz lüftend bebſt;
Wenn du vom Reiz der bunten Schale
Mein Auge ſtill zur Tiefe lenkſt,
Und aus des heutigen Tages Strahle
Ins Dämmerlicht der Urzeit ſenkſt.

Da offenbart im Schwung der Auen
In ſchwarzer Grotten Säulenſchoß
Sich mir der Welle leiſes Bauen
Des Feuers jachen Zerneſtoß:

Da ſingt der Gurt zerborſtner Schichten
Ein heilig Lied mir vom Entſtehn,
Und läßt in wandelnden Geſichten
Die Schöpfung mir vorübergehn.

Und wieder ſchau ich's, wie mit Toben,
Vom unterirdſchen Durſt gedrängt,
Der flüſſ'ge Kern des Erdballs droben
Die meergebornen Kruſten ſprengt;
Wie er ein Strom von zähen Gluten,
Bis in die Wolken rauchend ſtürmt,
Und über Thälern dann und Fluten
Zergipfelt zum Gebirg ſich thürmt.

O Rieſenkampf der Urgewalten,
Drin eine Welt ſich gährend rührt,
Der durch den Kreislauf der Geſtalten
Mich auf ein letzt Geheimniß führt!
Denn wie ich raſtlos rückwärts dringe
Von Form zu Form, erliſcht die Spur;
Ich ſteh' am Abgrund, draus die Dinge
Der erſte Lebenspuls durchfuhr.

Da fällt ins zagende Gemüthe
Ein Glanz aus tiefſten Tiefen mir:
„Im Anfang war die ew'ge Güte,
Und tauſend Engel dienen ihr.“
Und wie ſie licht in Flammen wallen,
In Fluten brauſen allerorts,
Empfind' ich ſchauernd über allen
Den Hauch des unerſchaffnen Worts.

Ballade.

Herr Walther lag im Zauberthurm
In der Waldfrau ſchneeweißem Arm —
Frau Mechthild klagte bei tiefer Nacht
Ihres Herzens bittern Harm.

Sie ſaß auf ihrem verwitweten Bett
Und weinte Thränen wie Blut,
Zwei Monde war's, daß ihr Gemahl
Ihr nicht am Herzen geruht.

Und als der Morgen ins Fenſter ſah
Vom Lager ſprang ſie empor,
Und als man im Münſter die Frühmette ſang,
Sie pocht an des Biſchofs Thor:

„Ach, heiliger Biſchof, nun rath' und hilf,
Groß Unheil ſag' ich dir an:
Die Waldfrau hat meines Gatten Herz
Verzaubert mit Spruch und mit Bann.

„Wol lebten wir Monden drei und vier,
Und die Zeit ward nimmer uns lang,
Tags klang aus dem Walde herüber ſein Horn
Und es hüpfte mein Herz bei dem Klang.

„Und bei Nacht, wie blühte ſo roth ſein Mund
Und er küßte mich tauſendmal!
Nun hält ihn gefangen das teufliſche Weib,
Und einſam verzehrt mich die Qual.

„Ach, Biſchof, heil'ger Vater, mein,
Und weißt du ein Sprüchlein nicht,
Das ſtark iſt wider hölliſche Kunſt,
Und ſolchen Zauber zerbricht?“

Den weißen Bart der Biſchof ſtrich,
Er griff in den Buſen hinein:
„Da nimm die Aepfel von rothem Gold
Mit des Märtyrers heil'gem Gebein.

„Und hältſt du ſie hoch in Sonn' und Wind,
Wenn von ferne die Glocken erſchallen,
Und rufſt dreimal ſeinen Namen dazu,
Der Zauber wird von ihm fallen.“

Frau Rechtbild ſchürzt ihr langes Gewand,
Sie ſchritt in den Wald hinaus;
Und als auf den Wipfeln der Mittag lag,
Sie ſtand vor des Waldweibs Haus.

Da kam es gewebt durch die ſtille Luft,
Die Glocken klangen ſo tief;
Sie hielt die Aepfel in Sonn' und Wind,
Herrn Walther's Namen ſie rief.

Sie rief ihn zum zweiten und dritten mal,
Vor Thränen vermochte ſie's kaum;
Herr Walther lag in der Waldfrau Schoß,
Er hob die Stirn wie im Traum.

„Nun ſage mir an, mein ſchneeweiß Lieb,
Sag' an, was ſoll es bedeuten?
Mir iſt, als zöge mich was von hier,
Und Glocken hört' ich läuten.

„Mir iſt, ich müßt' mich beſinnen auf was,
Was ſüß und theuer mir war —"
Da ſah ſie mit funkelnden Augen ihn an,
Und löſt ihr wallendes Haar.

„Sieh hin, ſie her, was willſt du mehr?
Meine Locken ſind güldene Schlangen,
Mein Leib iſt weiß und mein Mund iſt heiß,
Du biſt und bleibſt gefangen."

Und ſie küßt ihn wild auf den lechzenden Mund,
Da vergingen die Sinne ihm all,
Und als er zurück in den Schoß ihr ſank,
Sie lachte mit lautem Schall.

Frau Mechthild hörte das Lachen wohl,
Ihr ſchnitt's wie ein Meſſer durchs Herz,
Unter dem Lindenbaum ſank ſie dahin
Aufs Moos in tödtlichem Schmerz.

Sie wollte rufen und konnt' es nicht,
Ihr war die Bruſt ſo beklommen;
Sie rang und wand ſich in ſtummer Qual,
Es war ihr Stündlein gekommen.

Und als die Sonne zu ſinken kam,
Ein Knäblein lag ihr im Schoß,
Das ſchaute ſie an mit Walther's Blick,
Aus Augen blau und groß.

„O Kind, mein Kind, nun erbarme ſich dein
Der Vater droben im Licht!
Mit Thränen wirſt du getaufet ſein,
Einen Vater haſt du nicht.

„Durch Wald und Wind, mein Waiſenkind,
Komm, komm, nun trag' ich dich fort!"
Da that der Knab' einen hellen Schrei,
Als wollt er nimmer vom Ort

Herr Walther lag in der Waldfrau Schoß,
Er hörte des Kindleins Schrei —
Da war's, als ſpräng' ihm in tiefſter Bruſt
Ein tönend Glas entzwei:

Und rings zerging's wie ein weißer Dampf,
Und leicht ward Seel' und Leib:
„Laß los, Verfluchte, laß mich los,
Ich muß zu meinem Weib!

„Zu meinem Weib, das ich vergaß,
Zu meinem Fleiſch und Blut —
O Gott im Himmel ſei Preis und Dank,
Nun wird noch Alles gut!“

Den Teppich zerriß er und ſprang hinab
Die Stufen zu vier und vier:
„Vergib, vergib mein treu, treu Lieb,
Nun ſcheid' ich nimmer von dir.

„Und grüß dich Gott, mein Knab', mein Kind,
Und ſegne dich tauſendfach,
Und ſegne dir auch dein Stimmlein hell,
Das all den Zauber zerbrach!“

Amara George.

Kleine Leiden.

Heiligen und großen Schmerzen
Wird mein Herz sich nie verſagen;
Ferne halte nur ein Gott ihm
Die gemeinen Erdenplagen.
Was erhabne Mächte senden,
Tragen will ich's ohne Laut;
Jene nur sind das Verhaßte,
Friedliche, wovor mir graut.

Heil den Helden, die ihr Leben
Schließen auf dem Bett der Ehren;
Ihnen Heil, die in den Flammen
Sich als Märtyrer bewähren;

Welch ein Segen in dem Leide,
Welche Luſt in letzter Noth,
Wenn ein Opfer fürs Geliebte
Unſre Qual und unſer Tod!

Doch wie ſelten iſt's geſtattet,
Schön zu leiden, ſchön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel,
Siegespalmen in den Händen!
Wie zermalmend, all ſein armes,
Dunkeles, verlornes Sein
Hinzuopfern einer langen,
Würdeloſen Lebenspein!

Rudolf Gottſchall.

Der Tscherk.

Du Sohn des felſ'gen Dagheſtan,
Du trägſt des Kaiſers Epaulette!
Weit offen liegt des Ruhmes Bahn,
Dem Zaren nur gehört die Welt;
Den Himmel ſtützen, wenn er fällt,
Die Millionen Bajonnette!.

So naht er ſich dem Vaterland
Auf einer kaiſerlichen Sendung.
Die Kuppen glühn im Abendbrand,
Licht wallt der Wolken Feſttalar;
Ein neues Bild der Rieſenſchar
Zeigt ihm der Weg bei jeder Wendung.

Was iſt's, daß ihm zu Herzen quillt?
Die Felſen drohn ihn zu zerſchmettern,
Es zürnt der Waſſerfall und ſchilt;
Sein Haupt neigt grollend der Tſchinar
Und wie ein Richter ſchwebt der Aar
Mit breiten Schwingen aus den Wettern.

„Nur ſacht, mein Rößlein, eile nicht!
O laß den Reiter Athem ſchöpfen!“
Glut überſtrömt ſein Angeſicht —
O fremd Gefühl von Luſt und Schmerz!
Ihm preßt des Kaiſers Rock das Herz,
Und angſtvoll reißt er an den Knöpfen.

„O Petersburg, du Stadt des Herrn,
Du ſtarrſt mich an ſo übermächtig,
Im kalten Nord ein müder Stern.
Auch an der Newa fernem Strand,
Da dacht' ich nicht ans Vaterland —
Wie iſt es ſchön, wie iſt es mächtig!“

Doch ſieh! Wie brauſt durchs Felsgeſtein,
Wo Reben ſich um Ulmen ranken,
Ein goldner Fluß im Abendſchein!

Wie kommt er von den Bergen frisch!
Wie rauscht und stürmt er kriegerisch
Voll welterobernder Gedanken!

Doch weiterhin — wie grüßt er mild
Des Ufers wuchernde Gelände!
Wie trägt er liebend jedes Bild,
Das ihm geschenkt die grüne Flur,
Und seiner Mutter, der Natur,
Küßt er mit zartem Dank die Hände.

Der Terek ist's! Sein Rauschen weckt
Im Busen längst verklungne Lieder,
Und was im Herzen tief versteckt,
Der Kindheit Lust, der Jugend Glück,
Es kommt hervor, es kehrt zurück,
Es grüßt der Heimat Sonne wieder.

Der Geist des Flusses greift herauf
Aus seinen träumerischen Tiefen,
Er hemmt das Roß in seinem Lauf,
Er macht den Reiter starr und stumm:
Es wogt und braust um ihn herum,
Als ob ihn tausend Stimmen riefen.

Die Sonne ſinkt, der Nebel dampft
Und Geiſter traten aus den Spalten;
Er hält die Mähne bang' umkrampft —
Dumpf dröhnt des Terek Donnerwort,
Mit tauſend Armen reißt's ihn fort
Mit fremden, drohenden Gewalten.

Horch, der verlaſſnen Braut Geſang
Hallt aus den fernen Auen wieder
Durch Wogenſturz und Donnerklang!
Ihr Diadem glänzt ſtolz und licht,
Doch todtenbleich ihr Angeſicht,
Und trauernd weinen ihre Lieder.

„Fluch oder Segen!“ tönt's ihm zu
Auf unſichtbarer Stimmen Flügel:
„Du haſt die Wahl, nun wähle du!
Dort des Verräthers Glanz und Ruhm,
Hier deiner Heimat Heiligthum!“
Und weinend ſteigt er aus dem Bügel.

Er kniet! Da quillt ein ruſſiſch Blück
Mit jeder Thrän' aus ſeinem Herzen,
Vom Zarenreich fällt Stück auf Stück,

Und die er ach! so lang' verloren,
Die theure Heimat neugeboren
Erſteht aus dieſer Saat der Schmerzen!

Da hat er raſch ſich aufgerafft:
„Fort mit des Kaiſers Epauletten!“
Er reißt in wilder Leidenſchaft
Den Rock ab, der das Herz ihm preßt,
Und ſchnallt ihn an den Sattel feſt
Mit Säbel, Gurt und Ordensketten.

„Mein theures Rößlein, kehr' zurück,
Gehorche deines Zars Befehlen!
Ich ſuche jetzt ein andres Glück,
Trag' heim, was mir beſchieden war,
Trag's heim zu unſrer Reiterſchar —
Ich will den Kaiſer nicht beſtehlen!“

Und muthig ſtürzt er in den Fluß
Mit alter Kraft, ein Flutbeſieger.
Der winkt ihm ſchäumend ſeinen Gruß
Und trägt ihn jauchzend an den Strand —
„Gott ſegne dich, mein Vaterland,
Und ſegne du den neuen Krieger!“

Ferdinand Gregorovius.

Klagegesang der Kinder Juda in Rom.

Bitter waren wol die Leiden
Unsrer Väter, die gefangen
Ihre Harfen aufgehangen
An des Euphrat Trauerweiden;
Aber wir am Tiberstrom,
Eingezwängt in dumpfe Gitter,
Hingen auf die Klagezither,
Kinder Juda wir in Rom.

Enkel jener, die vom Lande
Kanaan die Römer führten,
Die ob Juda triumphirten
Und verließen sie in Schande;

Waiſen Salem's bauen wir
Endlos fort von Glied zu Gliede
Unſres Jammers Pyramide
Auf dem Römerſchutte hier.

Schon zweitauſend Jahre trauern
Wir am Fluß, deß gelbe Wellen
Wild und wüſt vorüberſchwellen
An den öden Ghettomauern;
Mit der Väter Klagemuth
Weinen wir was jene weinten,
Leiden die zu Leid geeinten,
Ewig in dieſelbe Flut.

Volk um Völker ſind gefallen;
Doch wir klammern wie die grünen
Epheuranken um Ruinen
An Octavia's Trümmerhallen,
An den Zeugen unſrer Schmach,
Wo des Vaterlands Verheerer,
Wo Jeruſalems Zerſtörer
Einſt den Stab ob Juda brach.

Ach, in Kammern, ſonnenloſen,
Die das Elend nicht umfaſſen,
Thürmte uns, in engen Gaſſen,
Pharao ein andres Goſen;
Und es kommen unſre Noth
Zu verhöhnen, zu begaffen
Finſtre Mönche, ſtolze Pfaffen,
In den Blicken Haß und Tod.

Wie der Engel, der vorüber-
Wandelnd ſchreibt die Würgerzeichen
An die Häuſer, wo erbleichen
Soll das Volk, wankt hier das Fieber,
Und der Plagen volle Zahl,
Angſt und Frohn zu allen Stunden,
Und die Schande, die verbunden
Mit der hungerbleichen Qual.

Draußen lärmt das Feſtgepränge
In dem Corſo dicht ergoſſen,
Und es rollen die Caroſſen
Durch der Masken bunt Gedränge;

Feſtlich ſchmückt ſich jedes Haus
Mit der golddurchwirkten Seide,
Von Balkonen ſtreut die Freude
Volle Blumenlenze aus.

Dann der Roſen, ach! von Saron
Denken wir, wie ſie verglühten,
Wie gefallen ſind die Blüten
Von dem Mandelſtab des Aaron!
Tochter Zion, ſchmuckberaubt,
Magd von Rom, wie mußt du neigen
Zu das thränenvolle Schweigen,
In die Aſche nun dein Haupt!

Dann der preisgegebnen Töchter
Denken wir, und wie mit Hieben
Unſre Väter man getrieben
Durch des Volkes Hohngelächter;
Denken dann, wie Judas Blut
Rothgefärbt St. Petri Schwelle;
Und gedenken an die grelle,
Graufe Scheiterhaufenglut.

Und nun ſitzen wir im Schweiße
Unſres Angeſichts die Tage
Vor den Thüren, unſre Plage
Mehren wir mit ſauerm Fleiße;
Fetz und Flicken, was zerfällt,
Sammeln wir an allen Enden:
Denn uns wirft mit eklen Händen
Nur den Abfall zu die Welt.

Ach, wir denken bei den Flicken
Salomo's: zu Fetzen werden
Muß die Herrlichkeit der Erden,
Wie die Lumpen hier zerſtücken.
O wie ſind, die dich geſchmücket,
Tochter Zion, deine Spangen,
Und dein Feierkleid zergangen,
Und in Fetzen ſo zerſtückt!

Und ſo ſeufzen wir und nähen
Auf dem Römerſchutt die Flittern,
Und wir denken, ſo zerſplittern
Mußte Rom auch und vergehen;

Aber wir zu ſeinem Hohn
Klammern feſt noch wie die grünen
Erbenranken an Ruinen —
Denn Ruinen ſind ſie ſchon.

Nicht mehr kränken uns am Bogen
Titus' dort die Marmorbilder,
Tempelleuchter, Tiſch und Schilder,
Und des Jordan heil'ge Wogen;
Mußten doch in Wuſt und Graus
Deine Götter, Rom, erbleichen,
Doch Jehovah's heil'ge Zeichen
Löſchte kein Jahrtauſend aus.

Gras umweht die Trümmerreſte
Dort von Jovis' Tempelhallen,
Und in Staub iſt ſie gefallen
Der Cäſaren hohe Feſte;
Aber hier trotz Zeit und Tod
Dauern noch zu deiner Ehre
Ungebrochen die Altäre,
Herr der Zeiten, Zebaoth!

An des Tiberſtromes Welle
Bauten wir mit ſtillem Weinen
Aermlich nur, aus rohen Steinen,
Deines Tempels eine Zelle,
Und mit Zeichen ihre Wand
Schmückten wir, daß wir gedenken,
Wenn wir drauf die Blicke lenken,
Wie dein Haus ſo herrlich ſtand.

Und wir ſammeln uns zum Bunde
Abraham's als treue Brüder
Vor der Bundeslade wieder,
In der ſabbathſtillen Stunde,
Und das ſiebenfache Licht
Auf der ſiebenfachen Leuchte
Stellen wir, das unerbleichte,
Vor Eloah's Angeſicht.

Und dann ſingen wir mit Zungen
Unſrer Väter zu den Harfen,
In Accorden, jammerſcharfen,
Pſalmen David's unverklungen:

Bis die Thräne nimmt den Lauf,
Und ſich löſen uns vom Herzen
Die jahrtauſendalten Schmerzen
In Meſſiashoffnung auf.

Wilhelm Grimme.

Glückselig!

Leg' deine Händ' in meine,
Dein Haupt an meine Bruſt;
Da lauſche meinem Herzſchlag,
Und ahne meine Luſt.

Und ob ohn' Ende rauſchte
Der Wogen feuchter Mund,
Könnten ſie auserzählen,
Wie tief des Meeres Grund?

Noch tiefer als die Meerflut
Iſt meines Herzens Luſt;
Laß ſchweigen mich, und lauſche
Ihr ſelbſt an meiner Bruſt.

Letzte Zusammenkunft.

O ſchürz' und tummle ſchnelle dich
Feinsliebchen, ich beſtelle dich,
Wenn der Rebhahn kräht und die Lerche fällt
Und weißer Thau im Thale hält,
Zum Hügel hin, zum Hügel dort,
Auf letzten Kuß, auf letztes Wort!

Ein letztes Wort, ein letzter Kuß,
Allweil ich morgen wandern muß!
Will ſchaun mit dir auf Meer und Land,
Wenn Nebel und Nacht die Flur umſpannt,
Daß du nicht weinſt, mein ſüßes Kind,
Wie gar ſo weit die Straßen ſind.

Daß gar ſo weit die Straße mein,
Daß ſoll mein' eigne Sorge ſein;
Du ſollſt nur ſehn vom Hügelrand,
Wohinaus ich meinen Pfad gewandt,
Daß deine Gedanken wiſſen wohin,
So ich dein Schatz für immer bin.

Soll ich dein Schatz für immer ſein,
Nimm dieſen Kuß, dies Ringelein!

Wenn der Rebhahn ſich frühmorgens regt
Und ſich den Thau vom Flügel ſchlägt,
Dann iſt dein Liebſter lange fort
Weit über den Hügel und immerfort!

Stille.

Horch, wie ſtill! Von meinem Kiſſen
Hat der Mond ſich längſt verzogen,
Und die Uhr iſt ſtillgeſtanden
In der Kammer finſterm Bogen.

Draußen iſt, wie wenn die Bäume
Schlafend über'm Teiche hingen;
Nur ein dürres Blatt zuweilen
Fällt hinein, und Tropfen klingen.

Thu', mein Herz, denn gleich dem Waſſer
Ruhe, wie die ſtillen Aeſte!
Nichts zu denken, nichts zu träumen,
Schlaf, mein Herz, — das iſt das Beſte.

J. Virgil Grohmann.

Verlust im Siege.

In niedrer Hütte keimte mir das Leben,
Der Kummer sang mir seine Wiegenlieder
Und streute gift'gen Mehlthau auf mich nieder;
Ein ärmlich Loos schien mir das Glück zu weben.

Doch in der bleichen, abgehärmten Hülle
Erweckte Gott der Seele kühnes Drängen;
Ich wagte bald, die enge Haft zu sprengen,
Zu werben um des Lebens schönste Fülle.

Und siegreich trat ich aus dem schweren Ringen,
Das Misgeschick war glorreich überwunden —
Und doch, was ist es, daß in trüben Stunden
So bange Laute mir die Brust durchklingen?

So zog der jüngre Sohn vor alten Zeiten
In fremdes Land hinaus, der Unverzagte,
Das Erbe, das die Heimat ihm verſagte,
Durch eigne Kraft ſich draußen zu erſtreiten.

Wie ſcholl im Kampf ſo freudig ſeine Stimme,
Wie grimmig ſprang ſein Schwert auf Schild und Spangen!
Es floß der Schweiß, das Blut von ſeinen Wangen,
Bis daß der Feind entwich vor ſeinem Grimme.

Er jubelt auf, — rings ſchweigen ſeine Krieger;
Er blickt umher, — weh ihm, er ſieht nur Leichen!
Manch theures Antlitz trägt das Todeszeichen
Und ſchweigend ſteht der ſchwergeprüfte Sieger.

Der kühne Geiſt, zu Misgeſchick geboren,
So Gott ihm hilft, er bricht ſich ſeine Bahnen;
Doch ſeinen Jubel dämpft ein leiſes Ahnen,
Wie viel des Schönen er im Kampf verloren.

Julius Groſſe.

Gedichte des Mädchens.

I.

Ich bin gegangen über den Markt,
An den Giebeln lag die Sonne
Und auf dem Platz lag Stroh.
Wie war ich doch ſo froh,
Daß mich die Leute grüßten
Und freundlich ſahn mich an!
Doch wenn die Leute wüßten,
Daß du mir es angethan,
Du meine Herzenswonne,
Sie grüßten mich nicht ſo.

Ich bin gegangen hinab zum Strom,
Die Weiber waschen eben
Und ſtanden im Waſſer leicht.
Wie waren meine Worte ſo ſtark und leicht,

Daß alle Weiber lachten
Und klatſchten in dem Kahn'
Doch wenn die Weiber dachten,
Daß du mir es angethan,
Du Herz, mein einzig Leben,
Sie ſchmähten auf mich vielleicht.

Ich bin gegangen zum Weinberg ſpät,
Die Staare flogen in Schwärmen
Und plapperten wälſch und platt.
Wie war ich ſo einſam dort, ſo matt,
Daß ich nannte deinen Namen
Und rief zum Wald hinein.
Doch weh' mir, die Staare kamen
Und ſchrien ihn hinterdrein
Ach, nun geht an mein Härmen,
Bald weiß ihn die ganze Stadt.

II.

Kaiſerkronen, Königskerzen
Blühen draußen in dem Garten;
Doch viel ſchönre Blumenarten
Blühn allein in ſeinem Herzen.

Könnt' ich daraus flechten Kronen,
Säß' ich auf den schönsten Thronen,
Glübte mir der Herzen Brand,
Wollt ich Krone, Thron und Land
Königlich verschmerzen.

Soll ich Blumen pflücken, Seide spinnen,
Sagen sie, ich käm' zu späte,
Wüßte nimmer was ich thäte,
Sagen's draußen, sagen's drinnen,
Wissen nicht, wie sie so häßlich,
Wie sein Wort mir unvergeßlich
Strahlen spinnt, von Stern zu Stern:
Erde — Menschen — Welt, wie fern
Seid ihr meinen Sinnen!

Schlug im Wald mit süßen Klagen
Nachtigall im Abendschweigen;
Wo ihr Nest ist in den Zweigen,
Niemand weiß es doch zu sagen.
Fiel ein Tropfen im Windeswehen,
Seh' ich doch keine Welle stehen.

Und weiß nicht, was um mich klingt,
Was zu Thränen mich bezwingt
In ſo ſchönen Sommertagen.

Wie ſie neidiſch flüſtern, läſtern
Von geheimen Stadtgeſchichten,
Von geheimen Liebespflichten,
Böſe Muhmen, böſe Schweſtern.
Und ich ſitze traumumfangen,
Weiß nicht wie die Zeit vergangen,
Was iſt morgen, was iſt heut' —
Ach, ich ſuche nur zerſtreut
Ein verloren ſeelig Geſtern.

III.

Du biſt ſo kalt wie Weihnachtseis,
Du thuſt ſo vornehm ſtolz, Gott weiß,
Was ich dir hab' zu Leid gethan
Und was dich hat verdroſſen;
Sieh meine heißen Thränen an,
Die ſind um dich gefloſſen.

Wie haß du nicht mit mir geſchmält,
Wenn ich ein einzig mal gefehlt;
Wie war entwichen deine Ruh',
Wenn ich mit Andern gütig;
Heut' lachſt du allen Mädchen zu,
Und läßt mich ſtehn unmuthig.

Thu' was du willſt, nur mir vergib,
Ich will dir Alles thun zu Lieb';
Ich geb' mich ganz in deine Macht,
Magſt tödten mich oder küſſen —
Nur laß mich nicht mehr aus Verdacht
Noch länger ſchweigend büßen.

IV.

Am alten grauen Stadtthor
Wackeln die Steine;
Epheulaub und Moos grün,
Goldlack und Gräſer blühn
Grad auf der Mitten
Furchs alte liebe Stadtthor,
Lieb, wie ich's meine,
Kann es ſtolz erreiten.

Am alten lieben Stadtthor
Standen die Lauben
Und ein ſchattig Gärtchen d'rum:
Dort war es kühl und ſtumm,
Dort ſtarb mein Frieden —
Durchs alte graue Stadtthor
Mit Treu und Glauben
Iſt er geſchieden.

Ums alte graue Stadtthor
Flogen die Schwalben;
Jetzt in der Octoberzeit
Fliegen ſie hoch und weit,
Blieben nur die Spatzen —
Am alten grauen Stadtthor
Nur deinethalben
Pfeifen ſie und ſchwatzen.

Durchs alte graue Stadtthor
Fahren die Bauern,
Traben Reiter mit Muſik,
Ihn bringt kein Lied zurück.

Mein Traumeswähnen —
Am alten grauen Stadtthor
Sitz' ich mit Trauern,
Sitz' ich in Thränen.

V.

Meine Blumen hab' ich vergessen,
Sie hingen die Köpflein schwer;
Meine Augen sind übergeflossen,
Die sind nun roth so sehr.

Im Winkel steht der Rocken,
Die Spindel die ist leer;
Ach Gott, mir bleichen die Locken
Mit jedem Tage mehr.

Mein Vöglein hab ich gefüttert,
Das hüpfte hin und her;
Mein Herz, das ist erschüttert,
Mein Herz, das hüpft nicht mehr.

VI.

Es hat geregnet die ganze Nacht,
Noch glänzen die feuchten Ranken;
Ich habe sie weinend bang' verwacht
In trüben Nachtgedanken.

Ein leises Glöcklein ferne klang
Durch mitternächt'ge Weite;
Ich glaube, sie gaben mit Gesang
Einem Mägdlein das Geleite.

Nun blühen die rothen Rosen auf
Und die schlanken Nachtviolen;
Laß ich den Thränen auch den Lauf,
Singt's doch im Herzen verstohlen —

Und singt und jauchzt so wundersam,
Das Leid ist weggeschwommen,
Die Wolken fliehen, es flieht der Gram:
Er ist zurückgekommen!

Erloschene Kohlen.

Gehe, liebe Tochter, hole Kohlen
Von der alten Nachbarin am Platze.
Tief schon sank die Dämmrung, und die Schatten
Schleichen riesenlang im stillen Haus um,
Und mich schauert's. Hüte fein die Kohlen
Vor dem Aufzug; ist die Sonn' hinunter,
Macht sich auf der Abendwind vom Meere.
Hüt' dich selber auch: denn bald nun bist du
In den Jahren, wo ein Lippenhauch schon
Flammen anfacht in der stillen Seele.
Hab' ich es doch selbst an mir erfahren,
Wie auf Erden Höll' und Himmel brennen!
Einstmals war ich jung und reich gesegnet,
Wie nur je ein Weib. Du bist die jüngste:
Meine Kinder alle nahm ein Gott mir,
Weil zu schön sie waren für die Erde,
Weil zu stolz ich selbst auf sie gewesen.
Ja, gesehen hab' ich bessre Tage,
Als ich noch aus Silber trank und Golde,
Als noch Seide deckte meine Hüften,
Schmelz und Blumen meine Lecken schmückten.
Jene Zeit des Glanzes und der Reue

Kommt in ſtiller Nacht mir oft im Traume,
Furchtbar ernſt wie ein Medusenantlitz,
Himmliſch ſüß wie Maientagesanbruch,
Da ich wandelte in Jugendſchönheit,
Die zum Fluch und Elend mir geworden.
Denn die Männer wiſſen, daß wir ſchwach ſind,
Wenn wir einen in das Herz geſchloſſen.

Meine erſte Liebe war ein Fremdling,
Ein Barbar, doch aus berühmtem Hauſe,
Der in meinem Mund die ſtolze Sprache
Romas alſo ſchön fand, ſie zu lernen.
Und die Sprache ward zu Amor's Köcher;
Raſch aus tauſend todten ſtumpfen Worten
Wurden ſo viel tauſend Liebespfeile,
Daß er Glut gewann, obgleich er kalt war.
Denn er kam aus jenem blaſſen Lande
Jenſeit unſrer mitternächt'gen Berge,
Wo die Nebel ziehn an wilden Strömen
Und der Sturmwind peitſcht gezackte Wolken.
So wie Nebel war auch ſeine Seele;
Aber unſtet, ſtürmiſch war ſein Werben,
Und er trieb es nach des Nordens Sitte,
Wo die Frauen Heiligen gleich geachtet,

Weil ſie kalt, unnahbar ſich verſchließen:
Daß auch ich erhabner mich gedünket,
Und vergaß, wie niedrig ich geboren,
Wenn ich mit ihm fuhr im reichen Wagen,
Wenn Geſang erklang vor meinem Fenſter!
Gänzlich lebte er von meinen Blicken,
Und ein leiſes Wort war ihm Befehl ſchon.
Doch ich liebt' ihn wahrhaft, heiß und heftig,
Mit der Glut der Jugend hing ich an ihm,
Der mich ſelbſt zu achten erſt mich lehrte.
Kurze Zeit nur hab' ich ihn beſeſſen,
Denn gar bald begann er tief zu grübeln,
Daß er nichts als glücklich nur geweſen
Und er ſchreckte feig vor meinen Lippen;
Zu gewaltig war ihm meine Liebe
Und zu ſchwach die Flügel ſeiner Seele,
Daß ſie ſich verſengt an meinen Flammen.
Und ſo ſtieß er herzlos mich ins Elend,
Traus er mich zuvor entvergeben. —
Weinern als ich ging nach Santa-Croce,
Um zu beichten, hört' ich eine Stimme,
Hohl und zitternd. Eiſig überlief's mich:
Blaß und geiſterhaft war er geworden,
Als ein armer Mönch ſeit langen Jahren

Und ich bin gegangen ungebeichtet;
Denn er hätte mich nicht lösen können,
Er nur, er iſt ſchuld an meinem Unglück!
Merke das und liebe nie die Schwärmer,
Die dich erſt zur Göttin machen wollen
Und dann ſchnöd' verlaſſen, wenn ſie ſehen,
Daß du nichts biſt als ein ſterblich Weſen. —

Und der Zweite dann, ach, hätte Gott mir
Jene Zeit erſpart und ihre Leiden!
Doch es iſt Vorherbeſtimmung alles,
Nur der erſte Schritt allein iſt unſer.
Jener Zweite war ein kühner Seemann,
Düſter und tyranniſch war ſein Weſen,
Jäh und heftig ſeine Mannesſeele.
Zwar er konnte lachen, trinken, tanzen,
Und mit vollen Händen Geld verſchwenden;
Doch verſchloſſen blieb mir ſein Seele
Und ein Dämon hauſt' in ihren Tiefen,
Der mich oft aus ſeinen dunkeln Augen
Magiſch hielt wie mit geheimem Zauber
Und mich ſchlug mit unſichtbaren Feſſeln.
Salben bracht er mir und bunte Früchte,
Die gereift des Morgenlandes Sonne;

Kleine Vögel, die nur paarweis leben,
Wo vordem das Paradies der Menschheit,
Teppiche, gewebt im Nebrenlande;
Seide, in Jerusalem gesponnen;
Weihne Schalen; Edelsteine blutroth,
Die ein türkischer Corsar getragen.
Denn sein Schiff, es flog von Sonnenaufgang
Zu des Abendmeeres fernsten Inseln,
Und er kam nur einmal in dem Jahre,
Wenn die Störche kommen aus Aegypten,
Und er blieb bei uns drei kurze Wochen.
Auf der Tiber lag sein schlankes Fahrzeug,
Und ich wohnte bei ihm. Schaukelnd wiegten,
Wie das Schiff die Wogen, meine Seele
Süße Träume einer goldnen Zukunft.
So ward mir die Zeit der Leiden Christi
Schon zum Maimond, eh noch es Mai war.
Doch er weigerte sich immer standhaft,
Mich auf seine Fahrten mitzunehmen,
Und er lachte stets zu meinen Schwüren,
Lachte zu dem Heiland und der Messe.
Ach, es lag um ihn ein schwarz Geheimniß,
Daß ich oft gezittert und geweinet
Und doch nicht die Bande lösen konnte!

So geſchah's, daß ſchon drei Jahr' verronnen,
Als er landend einſt an der Ripetta
Brachte mir ein Papageienmännlein
Und es hing am Maſt im goldnen Bauer.
Und er ſchenkt es mir als Liebeszeichen,
Unſers Lebens in der Zeit der Trennung:
Denn das Weibchen ſei bei ihm zu Hauſe.
Doch der dritte Tag war nicht vergangen,
Als es klang wie Flügelſchlag am Maſte
Und das Weibchen kam aus fernem Lande,
Seinem Männchen war es nachgeflogen.
So beſchämten uns die grünen Vögel,
Und ſie ſprachen, zankten, pfiffen, ſchrieen
Hundert ſüße Namen in dem Käfig:
Sei gegrüßt, Amirala! Zuleika!
Fatime! Zaire! Herz, was machſt du?
Auf und tanzt und ſingt! Groß iſt Allah! —
Sieh, da fiel's wie Binden von dem Aug' mir,
Daß er fern beſaß noch viele Frauen,
Daß er war ein Moslim, und ich ſelber
Nur erkaufter Zierde gleich des Harem!
Da erhob ſich Sturm in meiner Seele,
Wuth und Wahnſinn raſt' in meinem Herzen,
Und ich ſtieß ins Herz die goldne Nadel

Jenen Vögeln, die uns so beschämten.
Doch ihm selber warf ich in der Nachtzeit
Brand ins Fahrzeug, wo er schlief im Rausche:
Schauernd sah ich's, wie die Flammen flogen
Hastig, züngelnd, sprühend in dem Tauwerk
Und sich eitel spiegelten im Strome,
Daß zum hellen Tag die Nacht geworden,
Hell wie meine Seele, die mit Jubel
Ins Gepraſſel sah und ins Getümmel,
Bis ein langer Todesschrei erschollen —
Manchmal hör' ich heut' ihn noch im Traume
Gellen aus der Ferne hohl und schaurig!
Damals klang er süß; doch meine Perlen,
Meine Seide, Schmuck und Federn warf ich
Zu den Todten nieder in die Wellen,
Und entfloh darauf in die Gebirge.
Dieses merk' und liebe nie die Fremden,
Die mit anderm Gott auch andre Liebe
Tragen neben dir im falschen Herzen;
Einige Liebe ruht in Einem Gotte!

Doch der Dritte! — Mag die Welt mir fluchen:
Ewig dank' ich's Gott, daß mir beschert ward
Aller Liebe süßeste auf Erden.

Die noch heiter lächelt in mein Alter.
Jener Dritte war ein kühner Räuber,
Ihn nur einzig liebt' ich wie mein Leben,
Er nur einzig liebte als ein Mann mich,
Treu und ſtark in Freude und im Unglück.
Waren wir ja beide doch geächtet
Von den Glücklichen und von den Frommen,
Feind den Reichen, Feind den ſichern Schelmen,
Die uns ſo in Noth und Schuld getrieben.
Alſo führten wir ein wildes Leben
In des Apenninus grünen Schluchten
Und in Felſenhöhlen, an den Feuern,
Bald in bittrer Armuth, bald in Fülle,
Daß mit Caſtagnetten, Tamburinklang
Oft Geſang und Tanz ſcholl durch die Nächte.
Denn wir waren beide ſehr gefürchtet,
Doch noch höher waren wir beneidet.
Damals war ich glücklich; meine Knaben
Lernten laufen an den Brombeerſträuchern,
Herzten, küßten ihre ernſte Mutter,
Daß ich glaubte, Gott ſei mir barmherzig
Um der Kinder unſchuldvolle Liebe.
Doch ſie alle nahm er bald mir wieder,
Weil ſie viel zu ſchön für Menſchen waren.

Weil zu ſtolz ich ſelbſt auf ſie geweſen.
Ach, von damals iſt das Leid begonnen,
Und bis heute iſt's mit uns gegangen!
In den Sümpfen war es bei Liſterna,
Wo Raubvögel ſtehn in hohen Lüften,
Wo Libellen tanzen an den Büſchen,
Doch wo unſichtbar mit Todesgeiſeln
Giftige Dünſte ziehn wie Heergeſchwader.
Damals war's, als wir im Kampf gefangen!
Schwer verwundet ward mein Herzgeliebter,
Doch die Ketten ſchmückten ihn wie Perlen.
Sieben Monde lagen wir im Kerker,
Doch nie ſah' ich weinen ſeine Augen,
Die noch immer zärtlich auf mir ruhten —
Und als Held ſchritt aufrecht er zum Tode.
An demſelben Tag, da er erſchoſſen,
In derſelben Nacht biſt du geboren.
Viel zu früh ein Kind der Leiden warſt du,
In den Kerker hab' ich dich getragen,
Doch in Freiheit warſt du einſt empfangen,
Und um dich nur ließ man mir das Leben.
Oede wär's und einſam mir geblieben,
Hätt' ich dich nicht, letztes Liebeskleinod
Meiner alten Tage, und Erinnrung.

Daß ich einmal glücklich doch geweſen!
Alſo war's, was ich in Leid erfahren:
Darum hüte ganz dich vor der Liebe,
Liebe keinen! Wie wir's auch beginnen,
Leid und Thränen ſind ihr Ende immer.

Geh' nun, liebe Tochter, hole Kohlen,
Völlig ſchon iſt Nacht hereingeſunken.
Doch du weinſt und zitterſt, und dein Auge
Flieht die Mutter? Gnädige Madonna,
Längſt geſchehn ſchon iſt, was ich gefürchtet!
Gott behüte deine arme Seele,
Selber will ich nach den Kohlen gehn.

Fiammetta

Kleines Mädchen, kleines Mädchen
Mit den tiefen dunkeln Augen,
Weißt du ſchon, wozu ſie taugen
Und wie feucht die ſanfte Pracht,
Wenn das Herz voll Scham und Sorgen,
Still verborgen,
An ein ſüßes Glück gedacht?

Schelmiſch Mädchen, ſchelmiſch Mädchen
Mit den kleinen weißen Händen,
Kennſt du ſchon die ſüßen Spenden,
Blick und Gruß und Druck der Hand?
Mit den Augen träumend ſchweifſt du?
Spielend greifſt du
An die Büſte unverwandt . . . . .

Süßes Mädchen, ſüßes Mädchen,
Immer laß dein Lied ertönen
An der Sommernacht, der ſchönen,
Die von Träumen zärtlich glüht:
Pries doch mancher ſchon verwegen
Liebesſegen,
Der ihm ſelbſt noch nie geblüht.

Aber plötzlich, warum ſchweigſt du,
Thränenthau ins Aug' ergoſſen?
Iſt die Knoſpe ſchon erſchloſſen?
Wohl, ſein Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenſtrahlen
Süßer Qualen,
Schon geküßt ward dieſer Mund!

Verspätetes Glück

O holde Zeit, die mein Glück erzog,
Noch einmal knospe, einmal blühe!
Als über uns dicht die Rose sich bog,
Eine einzelne weiße Taube flog
Ueber den Himmel in goldner Frühe!

Dann kamen die Tage der Traurigkeit —
O thörichter Kampf, o vergebliches Sehnen!
Auf der Brücke war's in der Märzenzeit,
Die Wasser schossen zu Thale weit;
Wir aber sahen hinab mit Thränen.

Nun versöhnt ich das Glück — doch nun bin ich allein;
Ja, wärst du wie ehmals, o wärst du mein eigen,
Ein Eden baut' ich in die Wüste hinein!
Vorüber —! Am Berge glüht Abendschein
Und herbstlich rauscht der Wind in den Zweigen.

Anaſtaſius Grün.

Sonette aus Helgoland.

I.

Ein ſtilles Eiland in entlegnen Meeren,
Ein Hort der Einſamkeit, den Störer mieden,
Der liebſte Traum der Herzen iſt's, die Frieden
Und tiefſte Abgeſchiedenheit begehren.

Ein Schiff, hinſteuernd in die ſchickſalſchweren,
Verhüllten Reiche der Okeaniden,
Das lockendſte der Bilder iſt's hienieden,
Für Herzen, die im Drang zur Ferne gähren.

Kein Zauber doch iſt deinem gleich von allen,
Umſtorter Sarg! Im Banne deiner Truhe
Vereint das Bleiben ſich und Weiterwallen;

Du biſt das Wanderſchiff durch wilde Brandung,
Du biſt das ſtille Inſelland der Ruhe,
Biſt Raſt und Reiſe, Fahrt zugleich und Landung.

II.

Ein reizvoll Eiland, lieblichſter Umſchränkung
Dünkt das Sonett mir in der Dichtung Meere,
Ein kunſtreich Schiff, in deſſen enger Fähre
Den Weltenreichthum führt maßvolle Lenkung;

Ein Sarg auch iſt's, deß tiefere Verſenkung
Zur Ganzheit ein geſchloſſnes Sein verkläre;
Der Bau der Breter ſelbſt und Bretchen lehre
In das Sonett als ſinn'ge Reimverſchränkung.

Im Maß die Macht, Gewähren im Entbehren,
Das iſt ſein Zauber, das iſt auch der deine,
Du rother Fels, ſelbſt ein Sonett von Steine.

So will dein eigner Spiegel dich verklären,
Dein Abbild wird zum Kranze deiner Ehren,
Dir blühend aus dem eignen Widerſcheine.

III.

Wer dieses Eilands Herr? Kein Mal gibt Kunde,
Kein Pfahl in Landesfarben ist zu schauen,
Kein Schilderhaus, kein Wappen steingehauen,
Kein Mörser, der es spräch' aus ehrnem Schlunde.

Nur Sonntags, mit dem Glockenklang im Bunde,
Aufsteigt die stolze Britenflagg' im Blauen:
Hier bin ich, mahnt sie landwärts deutsche Gauen;
Doch Schmerz und Scham nur grüßt aus deutschem Munde.

Mir soll's die kurze Sonntagsluft nicht kränken,
Zu freun mich solcher Macht und Kraft und Ehre,
Auch fremden Volks, als ob's das eigne wäre!

Der Abend wird die Flagge wieder senken:
Dann gibt's sechs Tage, schmerzlich zu bedenken:
Warum's so kam? Und wie's zum Besten kehre?

IV.

O ſtillen Fleißes rührend ſchöner Reigen,
Wenn zarte Frauen hier mit ſchweren Laſten
Hinan, hinab die Inſeltreppe haſten,
Wie ab und auf am Brunn die Eimer ſteigen!

Der Hochſinn ging in Dienſtbarkeit ſich neigen,
Thatkraft und Schwäche ſich ſo hold umfaßten,
Herkuliſch Tagwerk übend ohne Raſten
Und magdlich fromm es bergend tief in Schweigen.

Sinnvoll, ihr Frauen, ſprecht ihr's aus im Kleide:
Des Hauptes ſchwarze Hülle ſagt von Leide,
Das euch in Dunkelheit die Tage ſpinnen;

Doch fürſtlich ſchwebt der Fuß hinan die Treppe
Im ſchönverbrämten Roth der Purpurſchleppe:
Demüth'ge Mägde, hohe Königinnen!

V.

Der Geiger fiedle und der Pfeifer blaſe,
Zum Hochlandsreih'n euch Mägdlein aufzufriſchen,
Daß die Geſtalten ſich, hinſchwebend, miſchen
Wie Gold- und Silberfiſchlein in dem Glaſe!

Gleicht ihr nicht ſelbſt den Fiſchlein in der Vaſe?
So was vom Nixenhaften, Meeresfriſchen,
Ein Zug der Sippe läßt ſich nicht verwiſchen:
Die Meerfei, traun, iſt eure beide Baſe.

Mir ſei's kein Wunder, wenn die Budenwände
Mit Einem Schlag als blanke Wogen ſteigen!
Die Spielleut' ſtört es nicht und nicht den Reigen:

Auf Muſcheln blaſen ſie das Stück zu Ende,
Ihr tanzt zu End' im Meerſchloß von Kryſtallen,
Und geht dann ruhn zum Luſthain der Korallen.

VI.

Nur auf dem Meer die Regenſchauer laſten,
Was ſucht ein Lootſenaug' im Dunſtgebraue?
„Nothflaggen, die mich rufen, moriche Taue,
Verlorne Anker und bedrohte Maſten!"

Wie kann dein altes Aug' durch Nebel taſten,
Wo ſich mein jüngres ſenkt am wirren Graue?
„Das kommt, weil ich in See mein Lebtag ſchaue
Und Eures auf Papier nur pflegt zu raſten."

Ein Meer iſt auch das weiße Blatt nicht minder,
Hat reiche Frachten, kühne Wettenfinder,
Manch treuen Lootſen, der zur Ferne ſchaue,

Hat Wolken auch, die um die Sterne laſten;
Mein Auge ſieht, wie deins, gefällte Maſten,
Zerbrochne Anker und zerriſſne Taue.

VII.

Im Pred'gergarten prunkt ein grün Geſchmeide,
Der Maulbeerbaum mit ſo laubvoller Krone,
Wie keiner ſeiner Art in Südens Zone;
Der Nord erließ ihm den Tribut von Seide.

Hier praßt der Flüchtling dem Geſchick zum Hohne,
Mein Seidenwurm wählt ſeinen Schmuck zur Weide,
Mein Meſſer droht, das Laub und Aſt verſchneide —
Im Reich der Bäume doch iſt er die Drohne.

Dem Baum im Süd riß man den Kranz vom Haupte,
Doch reicher, ſtolzer ragt mir der Entlaubte,
Ob ſein Gezweig auch kahl zum Himmel ſtarre:

Er ſchattet fort im Baldachin der Throne,
Er wipfelt noch im Flug der Luftballone,
Er rauſcht im Band der tönenden Guitarre.

VIII.

Zugvögel ſangles dieſe Lüfte theilen,
Kein Sproſſer flötet's hier durch laub'ge Aeſte,
Kein Hänfling zwitſchert's hier aus ſicherm Neſte
Das fromme Siedlerlied: „Da iſt gut weilen!“

Wir ziehen! tönt's im Chor der flücht'gen Gäſte;
Die Wellen rauſchen's, die den Strand zerfeilen;
Die Wolken dröhnen rollend hin: wir eilen!
Wir fliehen! brauſt's im Oſtenwind und Weſte.

Leis in den Nebeln ſäuſelt's: wir zerrinnen!
Zerriſſne Segel flattern dort: wir wallen!
Die Möve kreiſcht im haſt'gen Flug: von hinnen!

Zerbröckelnd ſpringt der Stein vom Rand: wir wandern!
Vom alten Felſen klingt es: wir zerfallen!
Er ſingt es wol ſich ſelber und uns andern.

IX.

Vom Felſen rieſeln rothe Steinchen leiſe,
Als rinne Blut vom Eiland in die Fluten:
Es ſtirbt langſamen Tod, wie jener Weiſe,
Im Bad aus offnen Adern zu verbluten.

Doch grauſam träg iſt der Zerſtörung Reiſe,
Kein raſcher Untergang in Sturm und Gluten!
Ein Sturz, der einſt kein Wellchen regt im Kreiſe, —
Wie herbes Menſchenloos will mich's gemuthen:

Wenn langſam niederrieſelt ins Vergeſſen
Das Dauernſte, was unſer Herz beſeſſen,
Wenn unſer Beſtes Stück um Stück verwittert!

Wir müſſen erſt die bittre Quelle trinken
Der herben Flut, eh' wir in ſie verſinken, —
Wir ſinken ein, und keine Welle zittert.

X.

Die Inſel birgt das Haupt in Dämmerniſſen,
Der Sterbeſchleier iſt's der Todgeweihten,

Den um ihr Antlitz Nebelflore breiten;
Das Opfer will im Opferkleid ſich wiſſen.

Drum mag den Sonnengott ſie gerne miſſen,
Er lächelt ihr kaum im Vorüberſchreiten,
Wenn Oſt, der Wolkenſpalter, ihr zu Zeiten
Vom Haupt den Schleier frevelnd wegzerriſſen.

Die milde Nacht doch kommt, ihn nun zu ſpinnen,
Sie wirft ihr flatternd Mondlicht auf die Welle
In blankem Streif als weißes Todtenlinnen,

Verhängt mit ſchwarzem Tuch des Himmels Zinnen,
Und zündet Stern an Stern zur Lichterhelle
Als Trauerkerzen einer Sterbkapelle.

Robert Hamerling.

Im Spiegel.

Die Liebesrede war gemach verklungen,
Wir ruhten Herz an Herz an trauter Stelle:
Und ſchweigend aus des Selbſtvergeſſens Quelle
Trank ich, in Träume ſelig eingeſungen.

Da fiel, zufällig halb und halb gezwungen,
Mein Blick auf eines Spiegels Silberwelle:
Und drin erblickt ich in kryſtallner Helle
Mich ſelbſt in ihr, umſchlingend und umſchlungen.

An mich geſchmiegt ſah ich die Blütenflocken
Des Buſens, ſah der Augen lichte Sonnen,
Und niederwogend ihre ſchwarzen Locken:

Da ſtand ich, ein Narciß, am Zauberbronnen
Der Schönheit, und beſtaunte, ſüß erſchrocken,
Das ſel'ge Wunder meiner Liebeswonnen.

Laß die Rose schlummern'

Laß die Rose ſchlummern,
Und die Wellen auch,
Alle laß ſie ſchlummern,
Nächt'ger Windeshauch!
Alle ruhn ſie gerne
Unter'm Himmelsdom:
Herzen nah und ferne,
Blume, Wald und Sterne!

Störe nicht des holden
Traumes Wanderzug,
Der die Schwinge golden
Regt zum Niederflug;
Deſſen Schlummerweiſe
Durch die Welten zieht,
Wunderſam und leiſe,
Wie ein Sternenlied!

Ineinanderbeben
Läßt ſein Flügelſchlag
Alles Einzelleben,
Das getrennt der Tag!
Drum zu früh nicht ſtöre,
Die ſo bald entfliehn,
Dieſer Schlummerchöre
Süße Melodien!

Moriz Hartmann.

Ben-Ali.

Ben-Ali zog mit ſeiner Schar raſch vor Orejas feſtes Schloß,
Das Don Alfons belagert hielt, der Chriſt mit ſtarkem Heeresſtroß.

Und wie er anrückt zum Entſatz, ruft ihm der Chriſtenkönig zu:
„Ben-Ali, Scheikh, ein wahrer Held läßt einen Troß, wie der, in Ruh'!

„Du müh' dich um ein Schlößlein nicht, und nicht um einen ſolchen Schwarm;
Nein, für Toledo ſpare auf, das ich beſetzt, den Heldenarm!“

Der findet wahr das Wort und eilt hin vor die waffenreiche Stadt,
Wo Bavengetta, Alfons' Weib, seit Wochen Hof- und Haushalt hat.

Und horch, vom Wall ruft sie ihm zu: „Nicht gegen Weiber kämpft ein Held,
Du ziehe vor Oreja! Dort mit Männern steht mein Mann im Feld."

Ben-Ali findet wahr das Wort, und um zu zeigen vor der Frau,
Daß er als Mohr die Frauen ehrt, hält er zum Preis ihr eine Schau.

Er läßt sein Heer an ihrem Hof vorbeiziehn stolz, in Waffenglanz!
Die Königin sieht lächelnd zu, und schickt als Preis ihm einen Kranz.

Auf raschen Wegen eilt er dann, und wie er vor Oreja kam,
Hat es der König schon besetzt; beim zieht Ben-Ali voll von Scham.

Und in Cordova beuget er vor dem Khalifen das Genick:
„Nimm dieſen Kopf als Buße hin für Misgeſchick und Ungeſchick!“

Doch der Khalife hebt ihn auf mit lächelnd mil dem Angeſicht:
„Zwei Feinde haben dich beſiegt, und gegen die ſandt' ich dich nicht.

„Zu ſiegen über reinen Sinn, wär' es an Einem ſchon genug:
Der eine Feind heißt Chriſtenliſt, den andern nennt man Weibertrug.“

Friedrich Hebbel.

In das Album einer edeln Frau.

In deiner Seele unbefleckтem Adel,
In ihrer Unſchuld wurzeln deine Schwächen,
Und was die Meiſten vor gemeinem Tadel
Bewahrt, das iſt ihr innerſtes Gebrechen.

Es könnte Einer dir das Leben rauben,
Und wäre dir ſchon halb dein Blut entquollen,
So würdeſt du ihm noch im Sterben glauben,
Er hätt' dir blos die Adern öffnen wollen.

Will die Natur die Schönheit rein entfalten,
So darf ſie nichts von ihrem Feind ihr ſagen;
Sie kann nur dann das Herrlichſte geſtalten,
Doch muß ſie ſeinen Untergang auch wagen.

Oft wünscht' ich dir zu deinem vollen Frieden,
Du möchteſt in der Bruſt des Feindes leſen;
Doch weiß ich wohl, es wird dir nicht beſchieden:
Denn dieſen Mangel trägt dein ganzes Weſen.

Karl Heigel.

Therese.

I.

Die Nacht iſt ſchwül, am Himmel wallen
Die Wolken grau und wetterſchwer,
Ein lauer Regen iſt gefallen,
Die Gaſſen liegen ſtill und leer.

Nur manchmal flattert um die Mauern
Des Doms ein blaſſer Wetterſchein;
Ich geh' daher mit ſüßen Schauern,
Denn ſehnend harrt die Liebſte mein!

Da ſchreckte ſchmerzlich leiſes Weinen
Aus ſel'gen Träumen mich empor,
Und kauern auf den feuchten Steinen
Schaut' ich ein Weib am Kirchenthor:

Ihr Haupt sinkt müd' zum Busen nieder,
Ein Knäblein ruht auf ihrem Arm,
Kaum deckt die jungen zarten Glieder
Ein leichtes Tuch — daß Gott erbarm'!

Und wie vom Himmel mir als Leuchte
Ein Blitzstrahl jäh herniederfuhr,
Wies mir das blasse, thränenfeuchte
Gesicht verwelkter Schönheit Spur!

Die gramdurchfurchten Züge klagen
Die alte Märe mir aufs neu':
Von schönen Mai- und Junitagen,
Von kurzem Rausch und langer Reu'!

Nie wird der Mund mehr lächeln wollen,
Des Auges Feuer ist verloht;
Dies Herz kann fürder nichts als grollen
Und nichts sich wünschen als den Tod. . . .

Ich wende hastig mich — denn nimmer
Zur Liebsten heute kann ich gehn,
In ihren Armen würd' ich immer
Das blasse Weib vor Augen sehn!

II.

Noch nichts von winterlicher Trauer!
Noch einmal warmen Sonnenſchein
Und düfteſchwangre Ahnungsſchauer,
Noch einmal laßt es Frühling ſein!

Die ſchwergebeugten Wipfel warten
Der Hand noch, die die Früchte bricht;
Die Sonnenblume kehrt im Garten
Das Antlitz ſehnend noch zum Licht!

Noch helle hör' ich den gewohnten
Geſang der Vögel im Geheg',
Und Schatten gaukeln wie vor Monden
Auf dem verlaſſnen Waldesweg!

Und geh' ich Nachts im Sternenſcheine
An deinem Hauſe ſtill vorbei,
Regt ſich die Sehnſucht, und ich meine,
Daß es noch immer Frühling ſei!

Clara Held.

Es war die Zeit der Rosen.

Es war die Zeit der Rosen,
Da du um mich gefreit;
Ein lindes Duften und Kosen
Ging über die Erde weit.

Wie da die Rosen glühten,
So roth, so heiß wie Blut,
Wie ihre Kelche sprühten
Unnennbar süße Glut!

Da hab' ich tief empfunden,
Wie Lenz und Liebe beglückt;
Ich habe uns Kränze gewunden
Von Rosen, die du mir gepflückt.

Ich küßt' ſie in ſüßem Erbeben,
Die Nachtigall ſchlug im Hag:
„Nimm hin, o Freund, mein Leben" —
Nun komme, was kommen mag!

Nie werd' ich es vergeſſen,
Wie dein Aug' von Thränen naß;
Der Sommer ſchwand indeſſen,
Die Roſen ſind welk und blaß.

Sie mußten beide vergehen,
Das Glück und die Roſenzeit,
Ich habe dich ſcheiden ſehen —
Und nun biſt du ſo weit!

Horch, Winterſtürme toſen,
Die Sonne iſt längſt erblaßt —
Es war die Zeit der Roſen,
Wir brachen ſie in Haſt!

Meine Boten.

Grüß' ihn, o Morgenröthe,
Mit deinem ersten Strahl!
Leucht', Sonne, seinem Pfade
Und grüß' ihn tausend mal!

Ihr Blümlein hold und duftig,
Verborgen im tiefen Thal,
Sprecht ihm von meiner Liebe,
Und grüßt ihn tausend mal!

Am dunkeln Abendhimmel,
Ihr Sternlein ohne Zahl,
Mit euerm süßen Blinken
Grüßt ihn viel tausend mal!

In einsam stiller Kammer,
Im dichtgedrängten Saal
Sucht ihn nur mein Gedanke
Und grüßt ihn tausend mal!

Ich kann ihm ja nicht zürnen,
Denn ſüß iſt ſelbſt die Qual —
Ihr meine Lieder alle,
O grüßt ihn tauſend mal!

J. Herzfelder.

Der Liebe Heil.

Das iſt die allergröſste Pein,
Wenn ſo dein Herz erkrankt,
Daſs ihm mit ſich allein zu ſein
Im tiefſten Grunde bangt.

Umſonſt, daſs du mit wilder Haſt
Hinjagſt in alle Welt —
Die Stunde kommt, die dich zur Raſt
Dir gegenüberſtellt.

Die Stunde kommt, da ſich dein Blick
Vor'm eignen Bilde ſcheut,
Und ſelbſtgerufnes Misgeſchick
Mit neuem Jammer dräut.

Da iſt nur eins, das retten kann:
Wenn du dich gläubig gibſt,
Und, ganz ein hingegebner Mann,
Von ganzer Seele liebſt.

Dann mögen dich Gedanken wirr
Umziehn — was liegt daran?
Nachtfalter ſind's, die ſcheu und irr
Sich einer Flamme nahn.

Und Liebe iſt das heil'ge Licht,
Da flattern ſie hinein —
Es zittert wol, doch ſtirbt es nicht,
Und leuchtet wieder rein.

An die Nacht.

Tiefe feierliche Nacht,
Süßen Zaubers voll,
Lege deinen Schleier ſacht
Ueber meinen Groll.

Was der Tag auf mich gebracht,
Was er mich gekränkt,
All' in deinen Wunderſchacht
Sei es eingeſenkt!

Hat die Sonne grell und mild
Aufgeſchreckt mein Leid,
Sei dein Mond ein Gnadenbild,
Der es leuchtend weiht!

Sie, die meine Wonne war,
Meines Lebens Glück,
Deine Boten, wunderbar,
Bringen ſie zurück.

Träume, eure Märchenwelt,
Zauberreich gebaut,
Hat mich wieder zugeſellt
Der verlornen Braut;

Sternentanz und Mondenglanz
Haben mich verwirrt,
Daß mein Herz in Liebe ganz
Neuverſöhnet irrt.

Daß ich wieder mich gesund
Trink' im warmen Thau,
Den ich schlürfe von dem Mund
Jener holden Frau:

So wie damals, da uns sacht
Dein Gewand umquoll,
Tiefe, feierliche Nacht,
Süßen Zaubers voll.

Nicolaus Hocker.

Otto von Botenlauben

Der hoch als Sänger ward geehrt,
Er trug zum Osten auch sein Schwert
Im Kampf mit grimmen Heiden.
Dort kämpfte er in mancher Schlacht;
Von Liebeslust und Leiden
Sang er dann auf der Wacht.

Einst in der Heimat klang sein Lied
Aus fromm andächtigem Gemüth,
Jetzt aber gilt's der Minne;
Die hat ihm ganz das Herz bewegt,
Seitdem im tiefsten Sinne
Ein Königskind er hegt!

Sie war ihm der Karfunkelſtein,
Verſenket in den tiefen Rhein,
Der Stern in einer Krone;
Ausſtrömend wunderbare Glut,
Wie auf des Kaiſers Throne
Das Licht der Gnade ruht.

Er ſelber war die Nachtigall,
Die vor dem zarten Liederſchall
Aushaucht das junge Leben;
Durft' ſie nur preiſen ſein Geſang,
Wollt' er die Seele geben
Gern mit dem letzten Klang.

Bald lohnte ihm der Süßen Hand.
Da zog er heim ins Vaterland,
Nicht länger konnt' er's meiden;
Einen Zauberſchleier, zart und weich,
Gab ihr zuletzt beim Scheiden
Die Mutter kummerbleich.

„Bewahr' ihn wie dein Augenlicht,
Daß nie dein Glück wie Glas zerbricht,

Die Beute kurzer Stunden:
Viel Wonne und viel heißer Schmerz
Ward einst darein gebunden,
Drum hüt' ihn wohl, o Herz!"

Den Schleier hat sie treu bewahrt:
Sie kamen wohl nach guter Fahrt
In Frankens grünen Auen.
Vom Thurm des Schlosses, fest und gut,
Sollt' die Geliebte schauen,
Wie reich sein Hab' und Gut.

Da faßt ihr Haupt ein Frühlingswind,
Der Schleier ist gelöst geschwind,
Er flattert in die Weiten;
Fern sieht man über'm grünen Wald
Die leichte Hülle gleiten,
Indeß ihr Klagen schallt.

Herr Otto fleht mit Herz und Mund:
„Gib, Himmel, deine Gnade kund,
Laß mich den Schleier finden:
Ein Kloster, dir zum Dank erhöht,

Will an dem Fleck ich gründen,
Wo ihn mein Blick erſpäht.“

Drauf ſprengt er in den nahen Tann,
Auf unwegſamer Felſenbahn,
Wo laut die Waſſer brauſen.
Tief bis ins finſtre Waldrevier,
Wo in dem Dickicht hauſen
Der Wolf und wilde Stier.

Sieh da, auf ſaftig friſcher Au'
Hebt ſich, benetzt vom Morgenthau,
Ein Buſch von wilden Roſen;
Dran wiegt der Schleier ſich im Wind,
Gleich Schmetterlingen koſen
Die rothen Knospen ihm gelind'.

Voll Jubel tönt des Grafen Horn,
Er treibt das Roß durch Buſch und Dorn,
Das Kleinod heimzubringen;
Auch hört man bald aus Waldesnacht
Des Kloſters Glocken klingen,
Das er gar reich bedacht.

Er ſang noch manche Minneweiſ',
Manch' Lied zu Gottes Ehr' und Preis,
Bis er ſein Haupt geneiget;
In Frauenrede auch ſein Bild
Noch dieſe Stunde zeiget,
Wie er ſo fromm und mild.

Hoffmann von Fallersleben.

Mein Apfelbaum.

O daß dich Gott behüte!
Im Paradieſe kaum
Ein Baum wol ſchöner blühte
Als du, mein Apfelbaum!

Ich muß den Meiſter loben,
Der dich ſo ſchön gemacht,
Zum Sträußchen dich gewoben
Aus Duft und Farbenpracht.

Du wunderbares Sträußchen!
Könnt' ich ein Bienchen ſein,
Dann wählt ich dich zum Häuschen
Und kehrte bei dir ein.

Wie luſtig wollt' ich ſchweben
Um dich im Sonnenſchein,
Wie ſchön und herrlich leben
Von deinem Blütenwein!

O daß dich Gott behüte!
Im Paradieſe kaum
Ein Baum wol ſchöner blühte
Als du, mein Apfelbaum!

Schmetterlings Sterbelied.

„Leb' wohl, mein Vater Sonnenſchein!
Du meine Mutter Blütenduft!
Ihr Schweſtern all' und Brüderlein
Im ſüßen Hauch der Himmelsluft!

„Ich ſchwebte gern mit euch umher
In Wald und Wieſe, Au' und Feld;
Nie war mein Herz von Sorgen ſchwer,
Und gern verlaſſ' ich dieſe Welt."

So ſang der milde Schmetterling,
So ſang er ſich ſein Sterbelied:
Kaum als er an zu leben fing,
War hin ſein Leben und er ſchied.

Wallfahrtslied.

Nur ein Wandern iſt das Leben,
Und wir wandern auf und ab,
Wünſchen, hoffen, ſehnen, ſtreben,
Und das Ziel iſt nur ein Grab,
Nur ein Grab für dich, mein Herz,
Deine Luſt und deinen Schmerz.

Vieles Schöne, das wir hatten,
Sel'ger Stunden ſtilles Glück
Ging dahin wie Traum und Schatten,
Und wir blieben arm zurück.
Und ſo ſchwindet allgemach
Alles hin und wir ihm nach.

Mag denn Alles sein geschieden,
Oed' und einsam unser Pfad,
Wenn uns Eins nur bleibt hienieden:
Das Bewußtsein edler That!
Dann, o Tod, mag's morgen sein,
Ruhig, ruhig harr' ich dein.

J. M. Hutterus.

Maid von Juda, dein mit Wehe.

Maid von Juda, dein mit Wehe
Muß ich denken ſpät und früh,
Seit dein Auge mich getroffen
Wie ein Blitz vom Sinai.

Denn dies Auge, wie es wettert,
Hat auch einen milden Strahl,
Und auf ſeinem Grunde blühen
Süße Märchen ſonder Zahl.

Märchen aus dem Morgenlande,
Würzig wie der Myrrhe Laub,
Farbenbunt wie Falterſchwingen,
Zart wie Lilienblütenſtaub.

Lämmer weiden auf den Triften,
Lieblich ſchallt des Hirten Rohr,
Aus den Hütten an den Bergen
Wallt der blaue Rauch empor.

Tauben girren in den Klüften,
Quellen rauſchen von den Höh'n,
In den Palmenwipfeln flüſtert's
Leiſ' wie Engelflügel wehn.

Fromme Sänge, Harfenklänge
Ziehen durch die ſtille Nacht:
Ueber dunkeln Cederwäldern
Steht der Mond in lichter Pracht.

Langſam durch die ſtille Wüſte
Wallt ein Karavanenzug,
Schleier flattern, Spangen blitzen,
Drüber rauſcht des Geiers Flug.

Maid von Juda, dein mit Wehe
Muß ich denken ſpät und früh,
Seit dein Auge mich getroffen
Wie ein Blitz vom Sinai.

Du biſt wie eine wilde Roſe.

Du biſt wie eine wilde Roſe,
So düftevoll, ſo dornenreich;
Ob ich dir zürne, mit dir koſe,
Du biſt wie eine wilde Roſe,
Mein Leid und meine Luſt zugleich.

Ich fliehe dich zu dieſer Stunde,
Und kann doch ohne dich nicht ſein;
Ich grolle dir und unſerm Bunde,
Ich fliehe dich zu dieſer Stunde,
Und alles Grollen iſt nur Schein.

O Liebchen, laß uns Frieden ſchließen,
Das Leben iſt voll Kampf und Streit
Und macht genug der Thränen fließen;
O Liebchen, laß uns Frieden ſchließen,
Es liebt ſich wol nicht ohne Leid.

Ich lieg' im Grase hingestreckt.

Ich lieg' im Grase hingestreckt,
Umwogt von grünen Halmen,
Die Lerche jauchzt zum Himmel auf
Die hellen Morgenpsalmen.

O Lerche, nimm mein leidvoll Herz
Auf deine leichten Flügel,
Und trag' es hoch, und trag' es weit,
Weit über Thal und Hügel.

Und halt' es hin dem Sonnenstrahl,
Und halt' es hin den Lüften,
Daß seine Rosen wiederum
Dir welken, blühn und düften.

Lehr' mich ein Lied, deß Klang durchdringt
Die Wälder und die Haine,
Ein Lied so fromm, ein Lied so frisch,
So fröhlich wie das deine.

Nur nicht im Lenz.

Wenn da über Berg und Thal
Sich des Winters Hüllen breiten,
Möget ihr auch mir einmal
Meine Ruheſtatt bereiten.

Tod, o nur im Lenze nicht
Wolle mich von hinnen nehmen,
Aus dem warmen Sonnenlicht
In die kalte Nacht der Schemen.

Wenn da rings in Flur und Hain
Alle Kräfte neu ſich regen,
Ach, wie muß es traurig ſein,
Zu den Todten ſich zu legen!

Nachtfeier.

In ernſter Feier zieht die Nacht heran,
Der Tag verſtummt und ſenket ſeine Fahnen,
Es pflanzt der Mond ſein Silberbanner auf,
Und lautlos ziehn die Sterne ihre Bahnen.

In Haß und Zwietracht iſt die Welt getheilt,
Durch alle Lande tobt der Lärm der Schlachten,
Und eh' der Frieden ſoviel Wunden heilt,
Wird manch ein Auge noch der Tod umnachten.

Und dennoch ſchimmert eben dieſe Welt,
Wenn du ſie ſchaueſt aus der Aetherferne,
So friedevoll, wie dort am Himmelszelt
Der blaſſe Mond und all' die trüben Sterne.

Mich dürstet.

„Mich dürſtet!" rief am Kreuz der Gottesſohn,
Und ein Gemiſch von Gall' und Eſſig reichten
Mitleidig ſie ihm dar, daß es die Qual,
Die gräßliche, des Sterbenden betäube.
„Mich dürſtet!" alſo tönt der Jammerruf
Der Menſchheit ſeit Jahrtauſenden bereits,
Und haben ſie denn Andres ihr geboten
Als einen Trank, der wol den Sinn umhüllen,
Doch nimmer ihr den heißen Durſt kann ſtillen?

Ludwig Aßleib.

Abschied.

Wenn du, um größres Weh' zu meiden,
Von dem, was du geliebt, mußt scheiden
Geh' nicht in Groll, geh' nicht in Zorn!
Die Zeit wird mildern deine Schmerzen;
Doch gehst du mit verhülltem Herzen,
Bleibt in der Wunde dir der Dorn.

Du wirst ihn immerdar empfinden,
Manch größres Leiden wird verschwinden,
Indeß das kleine dir verblieb.
Es wird vergiften dir das Leben,
Daß du gezürnt und nicht vergeben;
Drum — eh' du scheidest, o vergib!

Trost im Leiden.

Hast du ein bittres Leid erfahren,
Denk' nicht, es sei mit dir nun aus;
Es wächst gewiß in wenig Jahren
Dir manch ein goldner Trost daraus.

Der wird dir stets zur Seite gehen,
Dich trösten, wenn du Trübes sinnst,
So mag es denn wol auch geschehen,
Daß du das Leid noch lieb gewinnst.

Herbsttage.

Verkühlet ist des Sommers Brand,
Die Rose starb im Hage;
Nun ziehen durch das weite Land
Des Herbstes stille Tage.

Gelagert ist ein blauer Duft
Auf Bergen und in Thalen;
Mild webet durch die blaue Luft
Die Sonne ihre Strahlen.

Goldfarben ſchimmert das Gebüſch,
Nachdenklich ſtehn die Weiden;
Es will der Wald ſich träumeriſch
Zum Schlafengehn entkleiden.

O welch ein Frieden! Welche Ruh'!
Welch ſtillverklärtes Schweigen!
So, Herz, mein Herz, entſchlummr' auch du,
Wenn ſich dein Tag will neigen.

Alexander Kaufmann.

Der Frau Mutter Lehren.

Und als ich mein lustig Bündel geschnürt,
Da war die Frau Mutter sehr gerührt,
Sie gab mir viel gute Lehren,
Wie in der Welt zu verkehren.

Sie sprach: „Kommst du zu Herbergsthür,
Und tritt ein schmuckes Mägdlein herfür,
Dich höflich zu empfangen,
Du greifst ihr wol in die Wangen?“

„Ja wol, Frau Mutter!“ — „Du schnöder Gesell!
An Positur wirst du dich schnell

Und ziehſt das Hütlein, das graue:
Grüß Gott, du zarte Jungfraue!

„Und trittſt zur Stube du hinein,
Da werden viel Hirſchgeweihe ſein,
Du hängſt wol ohn' Umſtände
Dein naſſes Zeug an die Wände?"

«Ganz recht, Frau Mutter!» — „Das läßt du ſein!
Da bitteſt du höflich das Jüngferlein,
Die Kleider dir zu reinigen,
Doch möge ſie ſich nicht peinigen.

„Und kommt es nun zur Schlafenszeit,
Und die ſchöne Jungfer gibt dir Geleit,
Und geht voran mit dem Lichte,
Daß ſie das Bette dir richte:

„Da greifſt du ſie luſtig unter den Arm,
Und küſſeſt wacker und küſſeſt ſie warm,
Und ſtifteſt zum Vermächtniß
Ihr wol gar ein lebend Gedächtniß?"

„Mit großem Vergnügen!“ — „Unnützer Wicht!
Da nimmst du höflich das Kerzenlicht,
Und leuchtest ihr beim Spreiten,
Und gehst sie artig geleiten,

„Und sprichst: Schön Dank, fein Jüngfertein!
Wünscht ruhsame Nacht zum Herrn Vater mein!
Dann lösche dein Licht und bete,
Daß dich kein Unfall betrete!“ —

Ach, wenn das die gute Frau Mutter wüßt',
Wie oft ich des Lammwirths Lenchen geküßt!
Ich war keinen Tag gegangen,
Da hat mich das Ding gefangen;

Da kniff ich ihr schon in der Wange Roth,
Und küßte den Mund, den so gern sie bot
Gibt's wol im Hause ein Plätzchen,
Wo nicht geküßt ich mein Schätzchen?

Im Keller allein da thut's nicht gut,
Dieweil das Lenchen, das wilde Blut,
Vergessen vor lauter Lachen
Den Hahnen zuzumachen.

Und wenn dich das Alter belehren will,
So horch andächtig und ſchweige ſtill,
Hernach treib's nach Belieben
So ward es und wird es getrieben.

Gottfried Keller.

Wilhelm von Humboldt's Landhaus am Tegelsee.

Es glänzt ein heitres stilles Haus
Aus stillen grünen Kronen;
Auf seinen Warten ruhen aus
Die Winde aller Zonen.

Auf ihrem Hauch ein edler Klang
Hat sich hinausgeschwungen,
Von Meer zu Meer grüßt ihn Gesang,
Gesang in allen Zungen.

Im Hause sind Gemach und Saal
Gefüllt von Glanzgestalten,
Die in vergangner Tage Strahl
Die stumme Wache halten.

Die Marmorlippen ſcheinen ſich
Juſt aufzuthun wie Blüten,
Erhobne Hände feierlich
Ein heilig Gut zu hüten.

Laß hinter dir, was trüb' und wild,
Der du dies Haus betreten;
Denn zu der Hoffnung reinem Bild
Darfſt du gefaßt hier beten!

Trittſt du hinaus, den Föhrenſaum
Sieh ernſt den See umgeben!
In ſeinen Wipfeln rauſcht der Traum
Vom ferneblauen Leben.

Und auf dem Walde wandeln ſacht
Die weißen Wolkenfrauen,
Die in der Flut kryſtallner Nacht
Ihr klares Bild beſchauen.

In leiſerm Blau die Sonne ſchweift,
Ihr eigner Schein iſt blaſſer,
Von feuchter Reiherſchwinge träuft
Er perlenbleich ins Waſſer.

Fühlſt nach der Heimat du das Weh,
O Fremdling, dich durchſchauern:
Land' an dem nord'ſchen Geiſterſee,
Hier iſt es ſchön zu trauern!

Emanuel Klopſch.

Erfüllung.

Nun hab' ich alle Gunſt errungen,
Die für mein Leben ich erfleht:
Du ruhſt von meinem Arm umſchlungen,
Von meiner Liebe Hauch durchweht;
Es kommt ein ſeliges Ermatten,
Ein göttlich Ruhen über mich —
So ſtillet mit des Abends Schatten
Des Meers gewalt'ge Brandung ſich!

Was ich erſehnt, gab dieſe Stunde,
Die Hoffnung ſchweigt, ſie iſt erfüllt;
Auf meiner Seele ſtillem Grunde
Ruht ewig mir dein ſüßes Bild.

Leis' naht der Schlaf in lichten Kreisen,
Umwandelt meine Stirn der Traum;
O tönt, tönt fort, ihr holden Weisen,
Entrückt der Zeit mich und dem Raum!

Mir ist als läg' in kühler Grotte
Ich auf des Meeres stillem Grund,
Als weiht' die Meerfrau mich zum Gotte
Durch ihren Kuß auf Wang' und Mund,
Als gösse ew'ge Jugend glühend
Durch meine Götteradern sich,
Du aber, Göttin, senktest blühend
In Liebesglut dich über mich!

Sieh, feurige Korallen ranken
An weißen Säulen sich empor;
So ringen roth sich Blutgedanken
Um dich aus meiner Brust hervor!
Und doch, der Glut gesellt sich Frieden,
Dein Wort bringt Milde, bringt mir Ruh' —
So haucht der Abendwind den müden
Rosenblüten leise Kühlung zu.

O könnt' ich dieſe Stunden halten!
Umſonſt, ſie fliehn, der Traum verſchwebt,
Ob mit der Sehnſucht Allgewalten
Mein Herz ihn auch zu feſſeln ſtrebt.
Doch zag' ich nicht, ob nah, ob ferne,
Und wie ſich mein Geſchick verwebt:
Es leuchten deiner Augen Sterne
In mir — und meine Liebe lebt!

Hermann Köpert.

Sneewittchen.

Sneewittchen, das Königskind iſt todt!
Das ſchuf den Zwergen große Noth;
Laut klagten die ſieben Kleinen.
„Ach, Gott, wie war ſie ſchön und gut!
Wie hielten wir ſie in treuer Hut!“
Sie hörten nicht auf zu weinen.

Sie zogen ihr an ein weißes Kleid,
Wie ſchlummernd lag die ſchöne Maid
Mit zugeſchloſſnen Blicken;
Sie ſchufen den Sarg ihr aus Kryſtall
Und ſuchten Blumen überall,
Das liebe Kind zu ſchmücken.

Da lag Sneewittchen im ſchwarzen Haar,
Bekränzt mit Blumen wunderbar,
Wie eine Königinne.
Faſt ſahn ſich blind die Zwergelein
Ach, daß ſie todt nun ſollte ſein,
Wollt' ihnen nicht zu Sinne.

Sie ſchauten in den Sarg hinein
Wol bis zum vollen Mondenſchein,
Sie wollten ſie nicht begraben:
„Um unter der garſtigen Erde zu ſtehn
Iſt ja Sneewittchen viel zu ſchön,
Die Erde ſoll ſie nicht haben!“

Sie hoben den Sarg mit Mühe ſchier,
Und trugen ihn durchs Waldrevier
Zu einem hohen Berge.
Sie brachten ächzend ihn zur Stell',
Der Mond ſchien ins Geſicht ihr hell:
Das freute die ſieben Zwerge.

Des andern Morgens in der Fruh,
Da flogen die Vöglein all' herzu,
Sneewittchen anzublicken;

Die Hirsch' und Rehe kamen auch,
Und Gras und Blume, Baum und Strauch
Thäten sich liebreich bücken.

So lag sie da wol hundert Jahr,
Noch unverweset ganz und gar,
An Schönheit ungebrochen;
Verzaubert lag ihr schöner Leib —
Stiefmutter, das böse Königsweib,
Die hatte den Zauber gesprochen.

Und sieh, mit Purpur und mit Aren'
Geritten kam ein Königssohn
Hoch auf schneeweißem Rosse:
„Ach, lebtest du, du schöne Maid,
Du wärest Königin noch heut'
Mit mir auf meinem Schlosse!"

Und wie das Wort gesprochen war,
Hob sie die Augen blau und klar,
Der Zauber war vergangen;
Die Vöglein alle sangen laut
Er hält die allerschönste Braut
Mit Armen rings umfangen!

Chriemhildens Rache.

Geſchrieben ſteht im Buch der Nibelungen
Von Siegfried's Tode, wie der grimme Hagen
Heimtückiſch ihn im grünen Wald erſchlagen,
Und wie Chriemhild die weiße Hand gerungen.

Was ſo die Vorzeit dichtend einſt geſungen,
Zur finſtern Wahrheit ward's in unſern Tagen:
Zum Himmel ſtiegen laut der Völker Klagen,
Die in ihr Netz die Argliſt hat geſchlungen.

Und immer düſtrer zieht es ſich zuſammen;
Stumm ſitzt Chriemhild in ihrer dunkeln Kammer
Und ſinnt, wie ſie den Brand des Unheils fache.

Schon greifen um ſich die geheimen Flammen,
Schon ſteigt zur Wuth der jahrelange Jammer —
Auf Hagen's Unthat folgt Chriemhildens Rache.

Emil Kuh.

Frühling im Sommer.

Das iſt die ſchönſte Stunde,
Wo du mich ſtill bewegſt,
Gleich einer Himmelskunde
Mich rein und tief erregſt;

Wo jede Frucht des Baumes
Zur Blüte ſich verkehrt,
Und nur die Welt des Traumes
Die Wünſche wieder nährt;

Wo meinem Liebesdrange
Ein Blick zu reichlich lohnt;
Wo ich den Kuß verlange,
Doch wie das Kind den Mond;

Wo ich mit nichts mich quäle,
Mit allem freu' was iſt,
Und ſelig mir erzähle,
Daß du auf Erden biſt!

Richard Kunisch.

Sehnen.

Seit Gott aus seinen Paradiesen
Das erste Menschenpaar gewiesen,
Singt Sehnsucht ihre Trauerweisen,
Das Glück, das ferne Glück zu preisen.

Denn aus den ersten Schmerzensthränen,
Geweint von Paradiesessehnen,
Ward Poesie der Welt geboren,
Ein Abglanz dessen was verloren.

Es klinget fort die alte Weise,
Der singt sie wild, der träumrisch leise, —
Sie weilten all' in Paradiesen,
Sie wurden alle fortgewiesen.

Denn alle Paradieſeswonnen,
Und aller Welten Feuerſonnen
Sind todtes Licht, ſind todt Getriebe,
Durchhaucht ſie nicht der Kuß der Liebe.

Und alles, was in Eden prangte,
Das Höchſte, was ein Herz verlangte,
Was nur als Traum es ließ erbeben,
Das alles kann die Liebe geben.

Und noch weit mehr — ihr Alle wißt es, —
Die ihr geliebt, ihr Alle mißt es, —
Und darum greift ihr in die Saiten,
Durchrauſcht vom Wahn entſchwundner Zeiten.

Und jeder Ton, der euch entklinget,
Stets nur die eine Weiſe ſinget, —
Der ſingt ſie wild, der träumriſch leiſe,
So klinget fort die alte Weiſe.

So rauſcht das hohe Lied der Liebe,
Es klagt der Schmerz: ach, wenn ſie bliebe!
So ſingen raſtlos fort die Einen,
Die Andern lauſchen, jubeln, weinen.

Heinrich Landesmann.

Im Walde.

Bist du noch nie im Wald allein gesessen,
Das Aug' versenkt ins dunkle Grün der Tannen,
Das Ohr geneigt den Quellen, die verrannen,
Rings um dich Ruh' und tief in dir Vergessen?

O, dann empfandst du auch, sich unermessen
Ob dir des Daseins blauen Himmel spannen,
Das bunte Spiel des Lebens zog von dannen,
Mit keinem irdischen Gewicht zu pressen.

In solcher Stunde ward von dir genommen,
Was hemmt — Eins mit der Ewigkeit zu werden,
Und ohne Tod bist du zu Gott gekommen.

Die Stunde weicht den irdischen Beschwerden,
Doch ein Erkennen bleibt in dir erglommen:
Du bist — und Alles ist erfüllt auf Erden!

Cäſar von Leugerke.

Die Göttin der Armuth.

Ihr Heiden, begrenzt von blauen Fernen,
Ihr Schluchten, wo ſicher die Gemſe ruht,
Gebirge, bekränzt von hellſten Sternen,
Und wandernde Ströme mit raſcher Flut,
Ihr Schatten, die weit ſich im Norden breiten,
Von undurchdringlichem Waldesgrün,
O laſſet die Göttin vorüberſchreiten!
Die Göttin der Armuth, laßt ſie ziehn!

Sie wanderte, ſeit der Reichthum thronet,
Aus Freien Sklaven geworden ſind,
Und unter den harten Menſchen wohnet
Das ſchöne, heitere Götterkind.

Sie wandert unter Entbehren und Fasten,
Und hell ihr Gesang in Lüften klingt;
Noch unter der Arbeit schweren Lasten
Die gute Göttin der Armuth singt.

So reicht ihr Alter zu frühesten Tagen,
Sie wallte länger als Ahasver;
Ihr Fuß hat weiter sie schon getragen,
Als Schwalben reisen zum fernsten Meer.
Es wohnen auf weitem Erdenballe
Die Kinder zahllos ihr zerstreut;
Es hat in göttlich Geheimniß alle
Die Göttin der Armuth eingeweiht.

Was immer sich groß und schön mag zeigen,
Sie hat auf Erden alles geweckt.
Sie baut die Felder, die nicht ihr eigen;
Sie pflegt die Bäume, bis Frucht sie deckt;
Sie leitet singend hinaus die Heerde,
Und wenn das Morgenroth erglüht,
Sein erstes Lächeln auf unsre Erde
Die gute Göttin der Armuth sieht.

Sie baut aus grünem Gezweig die Hütte
Dem Fröhner, der Holz im Walde fällt;
Sie dämpft des Wilderers leiſe Schritte,
Und ſchärft ſein Aug', wenn der Hirſch ſich ſtellt;
Sie kräftigt den Greiſen, wenn kraftverloren
Sein Arm mit Pflug ſich und Hacke müht:
Die ſchönſten Kinder, auf Stroh geboren,
Die Göttin der Armuth anerzieht.

Den Dichter entflammt ſie zu allen Zeiten
Mit mahnendem Rufe zum Geſang;
Sie weckt aus Flöten, entlockt aus Saiten
Des wandernden Künſtlers Sphärenklang;
Sie trägt ihn leichten Flugs zu Fernen,
Sie kränzt ſein Haar mit Perlenthau,
Und ihm erleuchtet mit hellſten Sternen
Der Armuth Göttin das Himmelblau.

Den Stein behaun und den Marmor glätten,
Das lehrt ſie den kundigen Handwerksmann;
Der glüht das Kupfer und ſchmiedet die Ketten,
Sie leitet die ſchwielige Fauſt ihm an.

Es macht in der zitternden Greisin Händen,
Des Mägdleins auch, noch der Knospe gleich,
Den Flachs, um köstlich Gespinst zu vollenden,
Die Göttin der Armuth seidenweich.

Sie stützt die Hütte, vom Sturm erschüttert;
Sie schonet der Fackel Harz am Herd,
Wenn Mondlicht durch die Scheiben zittert,
Der Lampen Oel bleibt unverzehrt;
Sie schafft das Brot, weiß Korn zu rösten,
Dran Alt und Jung im Haus sich hält;
Sie kleidet im Sommer, in Winterfrösten,
Die Göttin der Armuth nährt die Welt.

Sie baute Schlösser und Kathedralen;
Sie trägt die Muskete, führt das Schwert,
Das Siege, womit dann Fürsten prahlen,
Auf Feldern erringt, die Krieg verheert;
Sie sammelt die Todten, wenn Sieg gewonnen,
Und pflegt, was wund und wehrlos fiel;
Es öffnet den Flüchtigen, die entronnen,
Die Göttin der Armuth ein Asyl.

Nur Sanftmuth biſt du, biſt Erbarmen,
Und Kraft und Geduld, o Göttin du!
Du eilſt mit rettenden Liebesarmen,
Mit That und Hülfe Bedrängten zu!
In heiliger Liebe ſtehen ſie offen
Den Kindern allen in deinem Reich,
Und Milde gibſt du, Glauben und Hoffen,
O Göttin der Armuth, allen gleich!

Sie haben die Welt bisher getragen,
Und fanden für Arbeit keinen Lohn!
Doch ſcheiden nimmer in künft'gen Tagen
Sich arm und reich! Es dämmert ſchon!
Wenn dann, ob noch Jahrhunderte kreiſen,
Der göttlichen Gaben ſich alle freun,
Nie wird doch in ihren Jubelweiſen
Der Armuth Göttin vergeſſen ſein.

Nie werden die Kinder dich verkennen,
Die alle geboren, für alle litt,
Die alle geſäugt, die Mutter dich nennen,
Und ſtreitbare Kirche, die für ſie ſtritt.

Es heilt ihr Balſam deine Wunden;
Auf duftendem Lager findeſt du,
Von Schmerzen der alten Welt zu geſunden,
O Göttin der Armuth, endlich Ruh'!

Es kommen die Tage des Herrn! Sie kleiden
Die Göttin in Licht! — Du Wüſtenei,
Ihr Ströme, Berge, Thäler und Heiden,
Bis dahin gebt ihr die Pfade frei!
Ihr Schatten, die weit ſich im Norden breiten,
Von undurchdringlichem Waldesgrün,
O laſſet die Göttin vorüberſchreiten!
Die Göttin der Armuth, laßt ſie ziehn!

Hermann Lingg.

Morgen im Gebirge.

Noch iſt es ſtille tiefe Nacht,
Die goldnen Sterne brennen,
Es glänzt der Mond in voller Pracht
Und kann ſich gar nicht trennen
Vom Himmel in der Nacht.

Die Höhen ſind ſo licht und rein,
Die Bergeselfen wirken
Und weben ihren Nebelreihn
Im Schatten junger Birken
Um Felſen und Geſtein.

Das stolze Licht des Lucifer
Erglüht in hellem Brande;
Wär' er dein Herr, o Sternenheer,
Er schlüge dich in Bande
Und stürzte dich ins Meer.

Dann würde nur sein helles Glühn
Die weite Welt durchschauen,
Die Felsen würden Feuer sprühn
Und Edelsteine würden blühn
Statt Blumen auf den Auen.

Der junge Tag ist aufgewacht!
O Sieger, Licht und Töne
Umgeben dich in voller Pracht,
Du steigst in deiner Schöne
Vom Himmel in der Nacht!

Phönizier.

In Tyrus hatten wir geladen
Und stießen schwerbefrachtet ab,
Da sahn wir plötzlich die Plejaden
Verdüstert sich im Meere baden,
Und ahnten, was die Zukunft gab.

Wir lenkten ſchnell zum Strand des Nils,
Doch furchtbar wandte ſich das Glück:
Statt eines ſehnlichen Aſyles
Warf uns vom nahen Land des Zieles
Der Sturm, und weit ins Meer zurück.

Die Wogen kamen Nachts, ſie trugen,
Wir wußten nicht woher, wohin,
Sie bäumten ſich und brüllten, ſchlugen,
Ein Stöhnen ging durch alle Zugen
In unſerm hölzernen Delphin.

Am Morgen, als der Wind ſich legend
Die Flut beſtrich, da ſtieg empor,
Sich plötzlich gegen uns bewegend,
Aus einer andern Himmelsgegend
Die Sonne, als den Tag zuvor.

Wir zogen Segel auf und nieder,
Wir hingen Ruder ein und aus,
Wir opferten und ſangen Lieder,
Und ſtarrten dennoch immer wieder
Verzweiflungsvoll ins Meer hinaus.

Sturmvögel flogen um die Maste,
Ihr unheilvoll Gekrächz begann;
Wie Mancher, der vor Furcht erblaßte,
Erlag dem Fieber, es erfaßte
Den Besten noch, den Steuermann.

Und endlich nahten wir den Zonen,
Wo Blumen unverwelklich blühn,
Wo selig fromme Völker wohnen,
Beschattet von der Palme Kronen
An blühender Gestade Grün.

Und hier ließ uns die Fahrt vollenden
Der leitenden Kabiren Schar,
Sie wußten neuen Muth zu senden,
Und nahmen gnädig unsrer Spenden
Und unsrer Opfergüsse wahr.

O Brüder, da wir wiederkehren
An unser väterlich Gestad',
Die ferne ruhn in fremden Meeren,
Laßt uns mit Todtenopfern ehren,
Und lichter wird ihr dunkler Pfad!

Der Heerbann.

Welch muthig Hörnerſchallen
Durch alle Gaue klingt
Den deutſchen Völkern allen;
Das Schwert geht um die Hallen,
Das Volk die Fahne ſchwingt!

Es bietet ſeine Freien
Der Graf und Herzog auf,
Es ſtellen ihre Treuen
Die Städte und Abteien,
Fußvolk und Reiterhauf'.

Den Heerſchild hört man tönen;
Da jagt durchs Felſenthal
Der Greis mit ſeinen Söhnen;
Die Eichenzweige krönen
Der Helme Silberſtrahl.

Die Lanzen und Geſchoſſe
Sind tapfrer Männer Stolz;
Die Reiſigen im Schloſſe,

Die Einen tummeln Roſſe,
Die Andern ſchießen Bolz.

Es wehn die Bannerzeichen
Aus jedem Gaugebiet
In allen deutſchen Reichen;
Den Männern, ſtark wie Eichen,
Voran der König zieht.

„Ihr Muthigen und Treuen!
Der Hunne ſengt im Land;
Er ſoll es bald bereuen,
Ihr werdet ihn zerſtreuen,
Die Waffen in der Hand! —

„Ihr alten Alemannen,
Ihr Franken um den Rhein!
Ihr mögt die Bogen ſpannen,
Vor euern Eiſentannen
Entfliehn der Feinde Reih'n.

„Ihr Sachſen und ihr Baiern
Verließet euern Herd!
Ihr aus der Mark der Steiern,

Mit Fittigen von Reibern,
Auch ihr ſchwingt euer Schwert!“

Die hunderttauſend Speere
Sehn ihren Waffengang,
Am ein und andern Meere
Hört man vom deutſchen Heere
Den lauten Schlachtgeſang.

Feodor Löwe.

Am Meer.

Der Abend kam und mit ihm wuchs die Flut.
Ha, kühler Meerwind nach des Mittags Glut!
Ich schritt allein am muschelreichen Strand,
Um meine Sohle stob der Düne Sand
Und feuchte Perlen warf mir ins Gesicht
Die Woge, die ans Ufer rauscht und bricht.
Den Hut riß ich vom Haupt und schwang ihn frei
Hinaus zum blauen Meer und sang dabei.
Gegrüßt, du herrliches, du ew'ges Meer,
Wie stolz und prächtig rollest du daher!
Die Wogenhäupter weiß von Schaum bekränzt,
Vom letzten Strahl des Sonnengotts beglänzt,
Der mit erschöpftem Viergespann entflieht,
Umklungen von der Nereiden Lied.

Die Welle drängt die Welle mit Gewalt,
Das ſteigt und fällt und duldet keinen Halt:
Gedonner und Gebrauſe tief und voll,
Gipfelnde Wogen, brechendes Geroll.
Kein Segel blickt, ſoweit mein Auge fliegt,
Das ſich auf deinem trotz'gen Rücken wiegt,
Nur ungezähmter krauſer Waſſerſchwall
Und ſchrankenloſe Freiheit überall!
Der Weltgeiſt webt um meine Schläfe her —
Gegrüßt, du herrliches, du ew'ges Meer!

So ſchritt ich hin, im Winde flog mein Haar —
Doch ſieh, am Strande ernſt und ſonderbar
Saß dort ein Mann, in faltigem Gewand,
Ein breites Meſſer hielt er in der Hand
Und grub ſeltſame Lettern in den Sand!
Wie aus vergangnen Zeiten ein Gebild:
Ein dunkler Bart umſäumte lang und wild
Sein braunes Antlitz, tief durchfurcht von Qual,
Doch ſeine Augen blitzten wie ſein Stahl;
So ſaß und ſchwieg und ſchrieb der fremde Mann.
Sein Räthſelweſen zog mich mächtig an,
Die Löſung ſuchend trat ich raſch ihm nah
Und frug: „Wer biſt du und was ſchreibſt du da?“

Er ſah mich an mit einem langen Blick —
In dieſen Augen lag ein Weltgeſchick —
Und murmelte: „Du fragſt? Mit welchem Recht?
Biſt du mein Herr und bin ich wol dein Knecht,
Du teller Schwätzer, der am Strande rennt?
Zeig' mir dein Recht, dein gültig Pergament!
Doch wenn's auch noch ſo klar geſchrieben ſteht,
Ein kluger Richter hat es bald verdreht!
Geh' zur Bindecca hin und forſche da
Dem Vater nach der ſchönen Jaſſica,
Erfahre dort, daß ich durch Zinsgewinn
Der reichſte Mann, der Jude Shylock bin!"

Ich mußte lachen, lachen lang' und hell:
„Der Jude Shylock du, du närriſcher Geſell!
Vor Mitternacht ſchon ein Geſpenſtergraus,
Wer ließ dich aus San Servulo heraus,
Wo du in Träumen, die dein Hirn verwirrn,
Ans kühle Gitter drückteſt deine Stirn,
Die fieberfeuchte, und hinausgeſchaut,
Wo in der Sonne die Lagune braut?!" —
Sein wilder Flammenblick durchbohrte mich,
Daß mich ein leiſes Fröſteln überſchlich.
„So lache doch", ſprach er, „einſt lachten ſo

Wie du die Richter und Antonio,
Als ſie mein Recht verkürzt durch Chriſtenkniff,
Und ich dies Meſſer da vergeblich ſchliff.
Sie laſen nicht heraus, nein, nur hinein,
Was nicht geſchrieben ſtand in meinem Schein;
Wo iſt lebendig Fleiſch, das ohne Blut?
Die Chriſten geizten nach des Juden Gut.
Weil ich ein Jude, ward der Spruch verkehrt
Und der Gerechtigkeit entfiel das Schwert.
Doch ihre Wage ſchwankte lang' und bang,
In ihren Schalen Auf- und Untergang!
Schau', drüben, wo der Abendnebel graut,
Mit ſtolzen Kuppeln liegt die Meeresbraut.
Doch wo ihr Glanz, ihr Ruhm, ihr Schimmer, wo?
Venedig dort — iſt ſelbſt Antonio!
Der königliche Kaufmann, tief gehaßt,
Auf Ebenpfählen ſtand ſein Prachtpalaſt
Von iſtriſchem ſchneehellem Marmorſtein;
Die Schmeichler zogen ſtündlich aus und ein,
Die ſchönſte Gondel trug ihn im Kanal
Und ſeine Schiffe waren ohne Zahl;
An Spaniens Küſten, wo die Mittagsglut
Durchkocht und reift der Traube dunkles Blut,
Im Barbareſken-Meer, im Hellespont

Hat ſich ſein weißes Segeltuch geſonnt, —
Doch weil er ränkevoll, misgünſtig, klein,
Brach das Geſchick, das rächende, herein.
Der mich beſpie, der mich mit Füßen trat,
Ha, wie er flehte und ſich beugend bat,
Als all ſein Gut verſunken und verſtreut —
Ein König geſtern und ein Bettler heut'!
Frag' ihn, der lange ſchwer und grauſam litt,
Wer ihm ſein beſtes Fleiſch vom Herzen ſchnitt,
Daß es jetzt offen liegt, nur bunt verhängt
Und träges Blut durch enge Adern drängt, —
Nicht ich, den ſie gemartert und geplagt,
Des Glücks beraubt, von Haus und Herd gejagt:
Die eigne Schuld, der eigne Frevel nur,
Verletztes Recht und oft gebrochner Schwur!
Es war mein Recht ſo unbeſtreitbar
Wie es das Recht des Stammgenoſſen war,
Der eines Tages zu Jeruſalem
Den König mit dem Dornendiadem
Mit rauhen Worten von der Schwelle ſtieß,
Auf die er ſich ermattet niederließ.
Sie trieben ihn nach Golgatha in Haſt,
Zuſammenbrach er unter ſeiner Laſt:
Er trug das Kreuz, das ihn dann ſelber trug.

An das ihn hoher Prieſter Ausſpruch ſchlug.
Wer ſchilt den Mund, der Den von dannen ſchalt,
Der rings vor Iſrael als Sünder galt,
Der wundgegeißelt zu dem Tode ging,
Ans Kreuz geheftet zwiſchen Schächern hing?
Ein Theil des Hauſes iſt der Schwelle Stein,
Darf ich nicht wahren, was ich nenne mein?
Weil er den Sünder, der zur Strafe ſchritt,
Nicht an des reinen Hauſes Schwelle litt,
Ein gutes Recht zu wahren nur geſucht,
Ward er für alle, alle Zeit verflucht!
Jahrhunderte hindurch hetzt ihn die Qual
Der Wüſte Brand, das duftdurchhauchte Thal,
Der Gletſcher Eis, die See, vom Sturm gefaßt —
Nur weiter, weiter, ohne Rub' und Raſt!
Der Kinder Schreckbild, klugen Thoren Spott,
Verflucht von jenem milden Chriſtengott!
Ein Recht! — Ein Recht! — Und kein verletzt
Gebot,
Und dafür wandern, wandern und kein Tod!!"

Er fuhr empor, er drohte mit der Fauſt
Zum Himmel hin, hat wild ſein Haar zerzauſt,
Mit einem langen, grellen Jammerſchrei

Riß er das Kleid auf seiner Brust entzwei.
Wie tief von diesem Schmerzenston erschreckt,
War rasch der Himmel nachtgrau überdeckt,
Der Boden zitterte, wie fieberhaft
Durchwogt von einer unterird'schen Kraft,
Die, Ausgang suchend, heiß, in vollstem Fluß
Der Erde Kruste erst zersprengen muß,
Die Brandung schlug dumpfdonnernd an den Strand
Und hoch aufwirbelte der Düne Sand.

Dann schritt er weiten Schrittes übers Meer
Mit wehenden Haaren, wie auf ebnem Pfad —
In stummen Schauern stand ich am Gestad'
Und sah ihn fliehen — Shylock — Ahasver!

Hermann Marggraff.

Das Todtenfest von Thirlestane.

1. Die Herrin und der Pfeifer.

Sie lehnt' am Fenstergesims und kühlte
Mit feuchtem Luftstrom der Nebelnacht,
Der in dem schwarzen Gelock ihr wühlte,
Die Wangen, so brennend angefacht —
Die Herrin von Thirlestane.

„Wo bleibt", so spricht sie, „der Pfeifer des Hauses,
Den ich heut' Abend zu mir beschied?
Aufspielend zu den Freuden des Schmauses
Vergißt er, so scheint es, bei Wein und Lied
Die Herrin von Thirlestane."

Da schüttert durch die gewölbte Halle
Ein dumpfer gewichtiger Männerschritt:
Die Wand erdröhnt vom mächtigen Schalle,
Es bebt das Herz, das klopfende, mit,
Der Herrin von Thirlestane.

Die Augen vom Dunst des Meths geschwollen,
Tritt er ins Gemach der Herrin ein.
Er spricht: „Was kann dein Begehr und Wollen
Zu so später nächtlicher Stunde sein,
O Herrin von Thirlestane?“

Sie blickt ins lauernde Aug' ihm lauernd
Und legt die Hand auf die Schulter ihm;
Sie spricht, im eigenen Herzen schauernd,
Mit fliegender Hast und Ungestüm —
Die Herrin von Thirlestane:

„Ich habe stets und immer aufs neue
Vertraun und Glauben auf dich gesetzt:
Auch warst du treu — wenn nicht aus Treue,
Doch um klingenden Lohn — Lohn Lallv, bis jetzt
Der Herrin von Thirlestane!“

Er legt die Hände, die geballten,
Auf ſeine Bruſt und ſpricht zu ihr:
„Magſt du nach Belieben mit mir ſchalten!
Was du mir befiehlſt, vollführ' ich dir,
O Herrin von Ibirleſtane!

Und wenn ein Mord, und wenn der Merker —“
Sie winkt ihm zu ſchweigen und zieht ſodann
In ihres Gemaches düſtern Erker
Den Pfeifer, den ſchlauen, zu ſich heran,
Die Herrin von Ibirleſtane.

Es ſauſt der Wind in den alten Rüſtern,
Der Mond ſo trüb' in das Fenſter blickt;
Sie neigt ſich zu ihm mit leiſem Flüſtern,
Bei dem ſie ſelbſt im Geheimen erſchrickt,
Die Herrin von Ibirleſtane.

Sie reicht ihm einen Beutel mit Golde,
John Lalley nimmt ihn und ſpricht im Gehn:
„Was du mir gebeutſt, du Hehre, du Holde,
Das ſoll nach deinen Wünſchen geſchehn
O Herrin von Ibirleſtane!“ —

Sie wankt dahin, wo, ein goldnes Kettlein
Um ſeinen roſigen Hals geſchmiegt,
Ihr junges Knäbchen Arthur im Bettlein
Süß ſchlafend und freundlich träumend liegt —
Die Herrin von Thirleſtane.

Sie ſchleicht heran auf ſeidenen Socken,
Daß ſie den Schläfer, den kleinen, nicht ſtört;
Sie legt ihm die Hand auf die goldnen Locken,
Und durch die Zähne murmelnd ſchwört
Die Herrin von Thirleſtane:

„Dem ſtolzen Edward, der Güter Erben,
Den das erſte Weib deines Vaters gebar,
Ich ſchwör' ihm Tod, ich ſchwör' ihm Verderben,
Ich ſchwör's ihm hier auf dein Haupt und Haar
Ich, Herrin von Thirleſtane!

2. Sir Robert.

Am eichnen Tiſch im Rittersaal
Sir Robert, Häuptling des Geſchlechts,
Beim Frühtrunk ſitzt und üpp'gem Mahl.

Die Würfel links, den Becher rechts.
Das ſaft'ge Lendenſtück zerſchnitt
Sir Robert, als mit Schweiß bedeckt
Und ſtaubbefleckt
Ein Bote raſch ins Zimmer tritt.

„Herr, traur'ge Kunde!“ — «Bah, was iſt's?
Starb mir ein Hund? Starb meine Frau?
Ein Roß, vom Bruch des Widerriſts?
Ein Jägerburſch vom Zahn der Sau?»
Der Diener ſtottert bang hervor:
„Nicht Roß, nicht Hund — der junge Laird — —“
Vom Seſſel fährt
Sir Robert ahnungsvoll empor.

«Der junge Laird?» — „Herr, o verzeiht!
Es muß ja ſein: man bringt ihn — todt!
Er iſt dahin — welch Herzeleid!
Und kurz vorher geſund und roth!“
Sir Robert preßt die Lippen ein,
Sein Auge glüht wie Feuerbrand;
Doch hält er Stand,
Er ſteht ſo ſtarr und feſt wie Stein.

„Mein Edward! — O, ein böſer Gaſt
Solch ſchneller Tod! — Das junge Blut,
Und ſchon dahin! Ich bin gefaßt! —
Doch wehe dann der böſen Brut! —
Erzähle, Burſch, und ſtärke dich,
Nimm einen Schluck vom Weine da!
Sprich, wie's geſchah:
Du zitterſt ja viel mehr als ich!“

Der Bote ſtreichelt ſich den Bart
Und trinkt den vollen Becher leer,
Er räuſpert ſich nach Botenart,
Und dann beginnt er ſeine Mär,
Indeß der Freiherr trotzig wild
Den Becher mit den Händen preßt,
So ſtarr und feſt,
Daß Blut ihm aus den Nägeln quillt.

„Die neue Burg“, der Bote ſpricht,
„Stand endlich da in aller Pracht.
Der junge Herr nach ſeiner Pflicht
Hat Trink- und Denkſpruch ausgebracht.

Ein Hoch dem Meiſter Zimmermann,
Dem Meiſter Maurer ſeinen Dank,
Und dabei trank
Er Schluck auf Schluck als echter Mann.

Auch noch beim Tanze ſchwang er ſich
Mit mancher Dirne flink im Kreis;
Doch welch ein Schreck, als er erblich!
Ja, Herr, er wurde kreideweiß!
So plötzlich kam's — ſein Leib ſchwoll auf,
Ein Zittern faßt' ihn — welche Noth!
Bald war er todt —
In einer kurzen Stunde Lauf!"

In Grimm und Zorn der Freiherr fragt:
«Wer war's, der ihm den Trank gereicht?» —
„John Lally, Herr!" der Burſche ſagt,
Indem er ſcheu zurückeweicht:
„Und unverderb! John ſtahl ſich fort
Gleich nach der luſt'gen Feſtlichkeit,
Und weit und breit
Sah man ihn nicht mehr — auf mein Wort!"

Sir Robert murmelt vor ſich hin:
»Der Pfeifer reicht' ihm den Pokal,
Der Pfeifer floh mit dem Gewinn
Für ſeine That, die ſie befahl.
Die Sünderin, ſo ſchlau und fein —
Verrechnet haben ſoll ſie ſich!«
Der Bote ſchlich
Sich fort. Sir Robert war allein.

3. Das Todtenfeſt.

Auf der Wieſe der Burg — wie dreht ſich der Tanz!
Wie jubelt's und wirbelt's! Wie weht der Kranz
Von den Häuptern der üppigen Dirnen!
Das Herz klopft unter dem Mieder wild;
Der Dudelſack und die Pfeife ſchrillt —
Sie tanzen, daß Tropfen auf Tropfen quillt
Von ihren gerötheten Stirnen.

Von edlem Wildpret und saftigem Rind
Auf dem weiten Anger die Tische sind
Zum Brechen beschwert und belastet.
Die Fässer stehen in langen Reih'n,
Gefüllt mit köstlichem welschen Wein;
Selbst den Boden schlägt man der Fässern ein —
Ein Thor, der noch darbt und schmachtet!

Halb Schottland strömte zum Feste daher;
Es kommt, es geht, es wogt wie ein Meer
Von Menschen, Welle auf Welle.
Ein Jahr schon dauert das Festgelag
Zu Ehren Edward's, der längst schon lag
In einem silbernen Sarkophag
In der tiefen Gruft der Kapelle.

Der Freiherr mischt sich ins Menschengewirr;
Seine Lippe zuckte, sein Blick war irr',
Doch tapfer sang er und trank er.
„Ihr Burschen von Schottland", rief er, „beweist,
Was lustig leben und trinken heißt,
Ja trinken, ihr Bursche, trinken zumeist —"
Sie stammelten ihm ihren Dank her.

„Und", ſprach er, „was fehlt noch meinem Glück?
Heraus muß das letzte Kupferſtück,
Bis alles verthan und verpraßt iſt!
Geborgt iſt der Sarg, verpfändet das Schloß,
Verkauft aus dem Marſtall mein letztes Roß,
Bezahlt noch keiner vom Dienertroß —
Das wiſſe, wer heute mein Gaſt iſt!

„Noch heut' und morgen — dann iſt es aus
Mit Trank und Spiel, mit Geſang und Schmaus,
Dann ſtreun auf das Haupt wir uns Aſche!
Dann bin ich ein echter Bettelmann
Wie mancher von euch! Drum drauf und dran!
Es zeche jeder ſo gut er kann,
Und leere mir Taſche und Flaſche!"

So ſchwelgt der Baron, ſo vergeudet er wild
Sein Gut, ſein Habe, ſein Wappenſchild.
Indeß, vom Dunkel umnachtet,
Im tiefſten Verließ bei ärmlicher Koſt,
Hinter eiſernen Thüren von Moder und Roſt,
In Hunger, Elend und Fieberfroſt
Die Gattin, die Mörderin, ſchmachtet.

Durch des Gitterfenſters enges Rund
Dringt tief in des Thurmes ſchwarzen Schlund
Das wüſte Gelärm und Gebrauſe.
Ihr Geiſt iſt ſtumpf, matt wallt ihr Blut,
Erloſchen iſt ihrer Augen Glut;
Doch ahnt ſie, daß man das Herrengut
Da oben verpraſſ' und verſchmauſe.

Da plötzlich wird es todtenſtumm,
In den Angeln dreht ſich die Thüre um —
Man naht ſich auf ſteinerner Treppe
Der bangenden Frau durch die Dunkelheit,
In der ſie geſchmachtet ſolange Zeit,
Man reißt und zerrt ſie an ihrem Kleid
Und an des Kleides Schleppe.

Von Männern, bewaffnet mit Schwert und Spieß,
Wird ſie aus dem modrigen Burgverließ
Heraufgebracht an die Helle.
Mit höflichem Wort, doch im Lächeln Hohn,
An der rechten Hand den jüngſten Sohn,
Begrüßt der nun verarmte Baron
Die Frau an des Burghofs Schwelle.

„Mylady", ruft er, „das Glück iſt Wind!
Empfangt hier Arthur, das Bettelkind,
Daß der Herrgott ihn nähr' und ſchütze!
Ich bin nun ſo arm wie er und Ihr!
Drum ſeht Ihr mich mit dem Bettelſack hier
Sammt dem Knotenſtock, zwar nicht zur Zier,
Doch dient er dem Bettler zur Stütze.

„Wir ziehen nun in die Welt hinaus,
Ich rechts, Ihr links aus dem Herrenhaus,
Wir ſchleichen uns fort verſtohlen.
Getränk — wer bät' es ſo friſch wie der Bach?
Ein Strauch — wo wüßt Ihr ein ſchönres Gemach?
Der Himmel — wo gäb' es ein feſteres Dach?
Mylady! Nun Gott befohlen!"

German Mäurer.

Ein Grab.

Im alten Kirchhof iſt ein Grab,
Wen es verbirgt, weiß keiner mehr;
Denn ſeit man ihn geſenkt hinab,
Iſt's nun ſchon viele Jahre her.

Es war ein Grab von friſchem Staub,
Als man den Todten drein gelegt;
Bewachſen iſt es nun mit Laub,
In dem der Wind ſich ſäuſelnd regt.

Manch Auge war von Thränen feucht,
Als ſchollernd drin der Sarg verſchwand:
„Dem Guten ſei die Erde leicht!“
So ſeufzten die, ſo ihn gekannt.

Es war ein Mann, der früh und spät,
Mit treuem Fleiß und reger Kraft,
Voll echter Menschenmajestät,
In seinem kleinen Kreis geschafft;

Ein Mann, dem nie die Welt das Glück,
Den Preis der herben Mühe gab,
Doch Kummer viel und Misgeschick
Und dann am Ende dieses Grab.

Ach Gott, den Mann vergeß' ich nicht,
Und wär' er todt auch hundert Jahr',
Der stets im Leben recht und schlicht
Und noch dazu mein Vater war.

Das Wort.

„Im Anfang", wißt ihr, „war das Wort",
Das hat dann Fleisch empfangen,
Und ist im Siegestriumphe fort
Durch alle Welt gegangen.

Und Heidentrug und Römerlug
Hat's aus der Welt gewettert —
Den Teufel nur nicht tief genug
Zur Höll' hinabgeſchmettert.

Denn wieder iſt er flügg und los
Und raſſelt mit den Ketten;
Ein Zauberwort kann Klein und Groß
Von ſeiner Liſt nur retten.

So groll' denn, Wort, im Donnerklang
Durch alle Welt noch ſtärker!
Befrei' auf deinem Siegesgang
Die Wahrheit aus dem Kerker!

Und zieh' ans Sonnenlicht hervor
Die muthig für dich zeugten!
Erheb' aus ihrer Schmach empor
Die Armen und Gebeugten!

Vom heil'gen Geiſte neu entflammt,
Bekämpfe die Sophiſten,
Den Hohenprieſterſchwarm mitſammt
Dem Volk der Heidenchriſten!

Zerſtieb' den frechen Heuchlerkram,
Das Phariſäerweſen —
Auf daß wir wieder Furcht und Scham
Im Aug' der Lüge leſen!

Hab' auch Erbarmen mit dem Zopf,
Den die Philiſter tragen!
O ſtäub' ihn aus und klopf' und klopf'
Recht weit hinab vom Kragen!

Verbreit' die Strahlen deines Lichts
Durch alle Ländergauen!
Den Sturm des großen Weltgerichts
Laß alle Frevler ſchauen!

Der Freiheit hoher Fackelbrand
Entzünd' in lichten Flammen;
Drin ſchmelze Kaſte, Rang und Stand
Zum „Menſchenſtand" zuſammen!

Denn keine Rechte, nein, nur Recht
Noch dient zum Schirm und Horte!
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Es ſchwört zu dieſem Worte.

O freies Wort, du heilig Wort,
Errett' uns von dem Böſen,
Und ſchall' vom Süden bis zum Nord
Die Menſchheit zu erlöſen!

S. Meyer.

Herbst.

Ganz vom Frühling losgesagt
Ist noch nicht das Herz,
Weil dort noch ein Bäumchen ragt
Blühend himmelwärts.

Weil hier nach dem grünen Strauch
Noch der Tod nicht greift,
Weil mir noch ein sanfter Hauch
Ueber's Antlitz streift.

Dann erst hat vom Liebling traut
Uns der Tod getrennt,
Wenn erinnernd mehr kein Laut
Seinen Namen nennt.

Melchior Meyr.

Schleswig-Holstein.

Ein Völkersturm, der an des Alten Wucht
So ſtark wie keiner je zuvor gerüttelt! —
Und plötzlich ſchien ſo nah des Sieges Frucht,
Von der Geſchichte Baum ſo leicht geſchüttelt!

Der Gegner griff euch übermüthig an,
Ihr mußtet kämpfen um verbriefte Rechte;
Wie ſchöne Thaten wurden da gethan!
Das ganze Deutſchland jauchzte dem Gefechte.

Und doch vergebens war die Heldenkraft!
Verlaſſen von den Mächtigen und Großen,
Saht ihr das ſchön Erkämpfte weggerafft
Und tiefer euch ins Leid zurückgeſtoßen.

O herbe Noth! O grimme Bitterkeit!
Wer darf nach euch von hartem Loose ſagen?
Ihr ſeid die wahren Märtyrer der Zeit,
Die Tugend iſt wie Miſſethat geſchlagen!

Erſchütternd Elend, allem Volk enthüllt!
Wo iſt ein edler Mann in deutſchen Landen,
Dem nicht mit Thränen ſich das Auge füllt,
Sieht er den Bruderſtamm in ſolchen Banden?

Und doch — erhebt euch wieder, ſchaut empor
Und laßt euch nicht von euerm Schmerz bezwingen!
Iſt auch das Ziel nun ferner als zuvor,
Noch immer iſt es kämpfend zu erringen.

Es war uns Allen allzu nah gebracht!
Das eben hat der böſen Geiſter Tücke
Zu grollerfülltem Widerſtand entfacht;
Zu raſch gelungne Schöpfung ging in Stücke.

Doch weil ihr jetzt bewältigt vom Geſchick,
Nicht dürft ihr auf ein künftig Heil verzichten;
Als Männer ſchmerzgeprüft mit offnem Blick
Erkennt in euerm Leid die neuen Pflichten.

Tragt euer unabänderliches Loos!
Ertragt das Völkchen, das mit solcher Gierde
Nach euch verlangt; es fühlt sich arm und bloß,
Entbehrt in euch es seiner höchsten Zierde!

Gebt ihm die Stütze, deren es bedarf
Und ohne die es freilich sinken sollte,
Weil hohe Politik die Würfel warf
Und das Geschick es leben lassen wollte.

Und drängt es kleinlich euch im eignen Land,
Entgegensetzt ihm einen Sinn von Eisen!
Das von Natur und Geist gewobne Band,
Das uns vereinigt, wird es nicht zerreißen.

Ist es ein Volk von eignem Genius?
Nein, sondern eins, dem wir Erleuchtung senden
Und das mit uns im Geiste wandeln muß,
Und immer mehr, je mehr wir uns vollenden.

Und wenn sie meinen, daß sie jetzt euch dreist
Den deutschen Sinn, die deutsche Weise nehmen —
Wir werden sie mit Sprache, Sitte, Geist
In siegender Entfaltung überströmen!

Vielleicht nur darum auch gefiel es Gott,
Zu dulden, daß ſie euch hinweggenommen
Und daß ihr tragen müßt der Sieger Spott,
Damit ſie ſelbſt mit euch herüberkommen.

Fürwahr, es wird ſich in dem Lauf der Zeit
Das deutſche Machtbewußtſein wieder rühren,
Und, was begonnen Geiſtesthätigkeit,
Durch Heldenkraft zum letzten Schluſſe führen.

Erinnre dich!

Mit Sehnſucht wünſcheſt du das Glück herbei,
Du zürneſt, daß es nicht gekommen ſei? —

Gibt's etwas Schöneres als Männlichkeit,
Mit Ungemach und Noth im edeln Streit?

Gibt's etwas Schöneres als heitern Blick,
Umflutet von Verluſt und Misgeſchick?

Als Vorwärtsdringen auf gehemmter Bahn
Zum Ehrenpreis beſtrittnen Siegs hinan?

Iſt's nicht die Frucht, mit kühnem Muth gepflückt,
Die tiefer als geſchenkte dich beglückt?

Ja, ließ nicht Gott ſelbſt dieſe Welt erſtehn,
Um männlich Kämpfen gegen Noth zu ſehn. —

Und dem Geſchaffenen als höchſten Ruhm
Zu gönnen ſelbſterrungnes Eigenthum? —

Drum nutz' dein Leid und preiſe Gott dazu:
Wär' es nicht da, drum bitten müßteſt du!

Wolfgang Müller von Königswinter.

Kurzbolt.

Hei, wie so hell die Kunde schellt!
Durchs Land gehn freudige Sagen!
Der Finkler, Heinrich der Sachse, soll
Die deutsche Krone tragen!

Die falschen Franken ergrimmten in Wuth,
Sie murrten zornentflammet:
In uns fließt Karl's des Großen Blut,
Und Königen sind wir entstammet.

Und Konrad's Bruder Eberhart,
Und Giselbert von Lothringen,
Sie riefen zur ehernen Kriegesfahrt,
Und zogen die blanken Klingen.

Umſonſt bat Kuno, Graf von der Lahn:
„Pflanzt keine Aufruhrfahnen!
Auch ich gehöre den Saliern an,
Und ehre die hohen Ahnen.

Doch rechtlich iſt des Kaiſers Wahl,
Ihn haben die Fürſten erkoren;
Auf, mehren wir ſeiner Diener Zahl,
Ihm ſei die Treue geſchworen!“

Da ſpotten ſie laut: „Ei, Kurzbolt, ſieh,
Mit deinem höckrigen Rücken,
Den krummen Beinen, dem ſchiefen Knie
Wirſt du den Sachſen entzücken!“

Er aber achtet nicht den Hohn
Und zieht auf waldigen Wegen,
Des Reiches echter treuer Sohn,
Dem neuen König entgegen.

Und als er in das Lager ritt,
Da raunen Herren und Knechte:
„Solch kurzer Leib, ſolch hinkender Schritt
Taugt nimmer zum Gefechte.“

Doch raſch begrüßet er im Zelt
Der Heimat Hort und Leiter:
„Es droht Empörung dir, mein Held,
Ich geh' mit dir als Streiter.“

Der Finkler dankt, doch will der Mann
Ihm ſeltſamlich erſcheinen.
Indeß er ſinnt: gar Großes kann
Gott wirken durch den Kleinen! —

Und ſieh, ein Haufen Jäger nahl
Mit Spießen, Bogen, Stangen,
Sie haben im Harz auf waldigem Pfad
Den wilden Bären gefangen.

Rings jauchzt man dem Unthier gewaltig, groß.
Da bricht es die Seile in Stücke;
O weh, der Kaiſer iſt waffenlos,
Das Thier ſtürzt auf ihn voll Tücke.

O weh, ihm droht ein jäher Tod!
Nur Kurzbolt weiß zu wagen,
Sein raſcher Schwertſchlag bricht die Noth,
Das Unthier liegt erſchlagen.

Und wie es röchelt im rothen Blut,
Umarmt der Finkler den Franken:
„Ich kenne dich kaum, du machst es gut,
Schon muß ich mein Leben dir danken!“

Bald ritten ſie an den Elbefluß
Entgegen den trotzigen Wenden,
Da ließ ein Rieſe frechen Gruß
Und kühne Botſchaft ſenden:

„Herr König, ich ſchlage Mann um Mann
Im Zweikampf mit deinem Heere!“
Da ging Herr Kurzbolt den Finkler an:
„Ich ſtelle mich zur Wehre!“

Er zog hinaus, dem Rieſen gefällt
Der Zwerg zum Waffentanze;
Doch bald iſt ihm die Bruſt zerſpellt
Von Kurzbolt's klingender Lanze.

Die Feinde fliehen in wilder Flucht,
Der Finkler umarmt den Franken:
„Im Männerkampf, bei, welche Wucht!
Dir hab' ich mein Heer zu danken!“

Nun ging zum grünen Rhein die Fahrt,
Den Aufruhr dort zu zwingen,
Es gilt dem Salier Eberhart
Und Giſelbert von Lothringen.

Gen Breiſich nahten ſie dem Rhein,
Da fliehn die Empörer am Strande,
Und ſpringen in den Kahn hinein
Und ſtoßen raſch vom Lande.

Der Kurzbelt wirft den Spieß mit Macht
In ſeiner Feinde Runde;
Er trifft das Schiff, daß es zerkracht,
Sie ſinken all' zu Grunde.

Sie finden alle den Tod im Fluß,
Der Finkler umarmt den Franken:
„Nun geb' ich dir den Bruderkuß!
Dir hab' ich das Reich zu danken!

Dir dank' ich Leben, Heer und Reich!"
So ruft Herr Heinrich von Sachſen;
Dem König Heil und dem Land zugleich,
Wo ſolche Treue mag wachſen!

Seitdem war Kurzbolt in Stadt und Zelt
Des Königs liebſter Geneſſe,
Sie ritten zum Streit in Heide und Feld,
Und tagten zuſammen im Schloſſe.

Was hatten die deutſchen Kaiſer doch
Nicht ſämmtlich ſolche Vaſallen!
Es ſtände das Reich hehr, herrlich, hoch
Noch vor den Reichen allen!

Karl Mund.

Des Juden Buche.

Sinnt der Schüler einsam über'm Talmud,
Dessen heil'ge Ueberlieferungen
Ihm der Synagoge weiser Rabbi
Glüh'nder Rede hatte ausgedeutet,
Süßen Nachklang immer noch im Herzen,
Blättert träumrischer in der Gemera,
Wendet in der Mischna er die Blätter,
Doch die Seele weilt in andern Sphären,
Diese hängt noch an des Rabbi Lippen,
Diese bebt noch von der hehren Rede,
Die der bärtige Israelite
Gramerfüllten Herzens vom Katheder
Ueber die Verfolgung seines Stammes
Den gerührten Schülern vorgetragen. —

Und der Schüler in dem ſtillen Zimmer
Weiß nicht, wie die Stunden ihm verrinnen,
Weiß nicht, wie die Nacht ſchon niederdunkelt,
Und die Sterne hell und höher aufgehn.

Siehe, durch die trüben Fenſterſcheiben
Von der Gaſſe kommt ein rother Schimmer
Langſam, ob an einer dunkeln Mauer
Hell ein Lichterglanz vorüberzittert.
Weiß der Schüler wohl, was das bedeutet:
Nahe wohnet er dem Judenkirchhof,
Nur zu dieſer mitternächt'gen Stunde
Darf die Juden heimlich man beſtatten.

Nieder blickt der Schüler auf den Talmud:
Nieder tropfet eine ſchwere Thräne,
Als die unten auf der öden Gaſſe
Lautlos mit der Bruderleiche wandeln;
Und im heißen Schmerz ruft er die Worte:
„Gott iſt Gott der Chriſten wie der Juden!
Herr Herr Zebaoth, wo iſt dein Antlitz,
Das du zürnend wendeſt von den Deinen?
Wo dein ſtarker Arm, daß er uns helfe?
Ausgeſtreut in aller Welten Länder

Juda's Same! Wie vor'm Windstoß flüchtet
Eine Wolke Sandstaubs in der Wüste,
Hin- und hergewirbelt, nimmer ruhend —
Alles flieht vor ihm, dem Selbstentflohnen —
Also soll das Volk des Herrn verderben?"

Gramversunken, rathlos saß der Jude,
Ueberdenkend seines Volkes Schicksal,
Fühlend, wie noch nie, die große Bürde,
Diesem Volk, geknechtet, fluchbelastet,
Seinen dorn'gen Pfad voranzugehen.
Nächtelang schon hatte er verweinet,
Hatte Kraft vom Herrn sich heiß erflehet;
Doch die Bitterkeit, die Arglist und die
Wilde Schmähsucht derer, die gekreuzigt
Achten ihren Heiland durch die Juden,
Drückten seine Seele schwer darnieder,
Und sie rang vergeblich oft nach Fassung.

Horch, da tönen polternd schwere Tritte,
Und die mürbe Stiege draußen knarret,
Aufgerissen wird des Schülers Thüre:
Vier Genossen schleppen, bleich und bebend
Mit verwirrtem Haar, verstörten Mienen,

Eingehüllt in des Talares Falten
Einen ſchweren Körper in das Zimmer.
Auf vom Pulte ſpringt entſetzt der Schüler,
Blut'ge Tropfen ſickern durch die Hülle,
Unter ihr ächzt eines Menſchen Stimme.
„Was beginnt ihr, theuere Genoſſen?“,

„Unſern Meiſter traf ein tückiſch Meſſer,
Als vom Lehrſtuhl in der Synagoge
Wir nach ſeinem Hauſe ihn begleitet!
Bruder, ſieh die arge Todeswunde!“

Nieder ſtürzt er zu dem theuern Lehrer,
Drückt das greiſe Haupt, das todesbleiche
An die Bruſt, in der das Herz will ſtocken,
Nur ein Schrei entringt ſich ſeinen Lippen.
Und der blaſſe Mund des Meiſters regt ſich,
Aufſchlägt er die müden Augenlider,
Die das Reich der Schatten ſchon umnachtet;
Leiſe, aber liebreich, nicht im Zorne
Spricht der Rabbi ſeine letzten Worte:

„Klaget nicht, und trocknet eure Augen,
Rufet nicht nach Rache zu dem Himmel,

Gott iſt Richter und des Schickſals Lenker.
Seht, ich fluche nicht der Hand des Chriſten,
Die das kalte Eiſen nach mir führte,
Denn nur blöder Wahn hat ſie verleitet!
Eure Rache ſei nicht blut'ge Rache —
Eure Rache ſei Vergebung, Liebe!"
Sterbend jetzt verhüllte er ſein Antlitz.

Noch der Morgen fand ihn bei der Leiche,
Ihn, den Trauernden, den treuen Schüler,
Der die Nacht in dumpfem Weh verbrütet.
Er erhob ſich; ihm im tiefſten Herzen
Leuchteten des Meiſters letzte Worte.
Und der Schüler, der vordem noch zaghaft
Auf ſein Ziel, auf ſeine Pflicht geſchauet,
Fühlte eine große Wandlung in ſich,
Fühlt ſich ſtark genug zum großen Werke,
Seinem fluchbeladnen Volk als treuer Führer
Auf dem dorn'gen Pfad voranzuwandeln,
Seines theuern Meiſters blut'gem Schatten
Aufzutreten als der rechte Rächer.

Tags darauf geht er zur Synagoge.
Auf dem Marktplatz ſaß ein Weib in Lumpen,

Hungerbleich, an ſchlaffer Bruſt ein Kindlein,
Eines Chriſten Weib war dieſe Mutter.
Fleh'nden Blickes ſprach aus ihr das Elend,
Ob nicht einen ihre Noth erbarme:
Achtlos gingen viele ihr vorüber.
Schritt der Jude an dem Weib vorüber,
Sah es an und hört des Kindes Wimmern,
Und er gibt, die Blöße zu bedecken,
Seinen warmen Mantel jenem Weibe.

Eure Rache ſei Vergebung, Liebe!
Und er ſchritt hinauf die Tempelſtufen.

Hexenküche.

„Hat keiner mir mein Kind geſehen?
Seit Mittag iſt das Mädchen weg,
Die Abendluft beginnt zu wehen,
Und kühler wird's am Wieſenſteg.
Daß Röſel ſich nur nicht erkältet,
Nicht 'mal ein Halstuch hat ſie um!
Allein ſo iſt's: wie ihr auch ſcheltet,
Die Jugend ſchiert ſich nichts darum.

„Nun, wenn der Vater ihr begegnet,
Er leuchtet ihr gewiß nach Haus!
Ach, Himmel, wenn es nur nicht regnet,
Die Wolken sehn so streifig aus .....
Noch auf dem Herde steht ihr Essen,
Seit Mittag hielt ich warm die Glut.
Ich selber habe nichts gegessen;
Wär' ich dem Balg nur nicht so gut!

„Da ist sie in das Korn gelaufen,
Zu schaun nach einem Lerchennest;
Ein paar Cyanen abzuraufen
Zum Kranz, das ist für sie ein Fest.
Nun ist sie fort und wie verstoben,
Die Heimkehr schätzt sie gar gering;
Nun warte nur, ich will's geloben,
Von Morgen ändert sich das Ding!

„Sie wird mir älter alle Tage,
Den Kinderreck verwuchs sie schon,
Und, daß ich heimlich mir es sage,
Schon blickt nach ihr manch schmucker Sohn.

Da will es ſich nicht länger ſchicken,
Herumzupirſchen frei und frank;
Den künft'gen Ehmann zu beglücken,
Lernt ſich allein bei Küch' und Schrank.

„Da endlich kommt ſie! Nein — ich irre,
Es iſt des Köhlers alte Frau;
Ach, Gott, was iſt die klapperdürre,
Der Blick ſo fahl, der Kopf ſo grau!
Wie wackelt ihr die weiße Haube,
Wie wackelt das behaarte Kinn!
Verzeih' mir's Gott, allein ich glaube,
Das Weib iſt eine Zauberin!

„Sie pflückt bei Neumond heimlich Kräuter,
Sie ſchabt vom Felſen Moos und Pilz,
Sie füllt und leert der Kühe Euter —
Und unſre Kuh ſtarb an der Milz.
Ei ja, das iſt das Weib geweſen,
Es hat gewiß den böſen Blick;
Ich ſchalt es einmal einen Beſen —
Ach, wär' mein Röſel erſt zurück!

„Sie kam zu Schaden, ich vermuth' es:
Wenn sie im Walde sich verlief!
Mir träumte heute Nacht nichts Gutes,
Da rechts ich auf der Seite schlief.
Nein, so am Walde auch zu wohnen,
Wie oft verdacht' ich's meinem Mann:
Es rauscht so seltsam in den Kronen,
Er aber lacht und knurrt mich an.

„Aus nichts kommt nichts! Und wär's erdichtet,
Wovon doch jeder Mund fast spricht,
Wovon so manches Lied berichtet,
Man greift es aus der Luft doch nicht?
Ich selber möcht' es fast beschwören:
Als neulich ich im Holze war,
Hab' unter mir ich seufzen hören,
Die Sache schien mir gleich nicht klar ....

„Und nun die alte Köhlerhütte!
So winkelschief, so diebsversteckt,
Kein Fenster ist in der Kajüte,
Nichts Gutes wird da ausgeheckt.

Da geht man nur vorbei mit Schauern,
Die Hexenküche meid' ich ſchon —
Die Alten ſind's nicht werth, bedauern
Muß ich nur ihren hübſchen Sohn.

„Ha, wenn er morgens durchs Geſtrüppe
So hell wie eine Droſſel pfeift,
Auf ſeinen Schultern Baum und Schippe,
Zum Meiler durch den Waldgrund ſtreift:
Da hab' ich immer denken müſſen,
Ein prächt'ger Junge doch, der Hinz!
Doch lag's mir ſchwer auf dem Gewiſſen,
Er ſei wohl ein verwunſchner Prinz ....

„Nein in der That, das währt zu lange,
Die Röſel, ſcheint es, treibt ihr Spiel;
Ich bin ja ſonſt nicht gleich ſo bange,
Doch was zu viel iſt, iſt zu viel.
Ja komm mir nur, dich will ich lehren
Zu rechter Zeit zu Hauſe ſein!
Dein Eſſen ſollſt du kalt verzehren,
Und morgen ſperre ich dich ein.

„Wenn nur kein Unglück iſt geſchehen!
Der Hexenküche trau' ich nicht,
Erſt neulich hab' ich flackern ſehen
Darin ein wunderliches Licht;
Die Alte rührte einen Keſſel,
Ich ſah's, die Hütte iſt ſchon ſpack;
Ein Drudenfaß, das war ihr Keſſel,
Sie braute einen Theriak.

„Den hat ſie meinem Kind gegeben
Und ihm beſtrickt den klaren Sinn —
Und koſtete es auch mein Leben,
Zur Hexenküche muß ich hin!
Geh' ich allein? Sag' ich's dem Paſtor,
Daß er den Zauber gleich beſpricht?
Doch wiſſen's mehr, ſo wird's zum Laſter,
Ich ſag' es lieber keinem nicht." —

Die Mutter eilt zur Köhlerhütte,
Die beiden Alten flogen aus;
Doch an des Herdes trauter Mitte
Die Jungen halten einmal Haus.

So selig still ist's in der Stube,
Die Abendsonne lauscht hinein!
Im Arme hält der Köhlerbube,
Der bangen Mutter Töchterlein!

Sind denn versteinert alle beide?
Sie sehen nicht und hören nicht;
O weh, wenn jetzt zu ihrem Leide
Der schöne Zauber plötzlich bricht!
An seiner Brust ruht sie versunken,
Sie träumt von einer andern Welt;
In ihrem blonden Haare prunken
Die blauen Blumen noch vom Feld. —

„Nun, dacht' ich's doch! Hier steckt die Dirne?!
Und hält wol gar den Buben fest?
Mir aber sagt sie kecker Stirne,
Sie suche sich ein Lerchennest?
Das sind mir grade meine Lerchen!
Fürwahr das Nest liegt sehr abseit;
Ein andres mit den Klapperstörchen
Liegt in der Regel auch nicht weit!

„Ja freilich wär' es gut gewesen,
Hätt' ich den Pfarrer mitgebracht;
Das heißt, zu binden, nicht zu lösen;
Ich spür's: auch Lieb' ist Zaubermacht!
Ich wollte nur mein Mädchen haben,
Und wünschte dieses nur herbei;
Nun find' ich auch noch einen Knaben!
Doch — seid willkommen alle zwei!"

Eugen Obermayer.

Nachtigall.

Die Nachtigall ſchlug einſt ſo laut
In meinen ſtillen Träumen,
Und was ſie mir liebend anvertraut,
Ich ſang es ohne Säumen.

Da ſah ich am hellen lichten Tag
Den Himmel voller Sterne,
Da wandelt' ich ſelig durch den Hag
Und wanderte ſo gerne.

Die duftenden Blumen, der rauſchende Wald
Erfriſchten meine Seele,
Mit unwiderſtehlich ſüßer Gewalt
Bezwang mich Philomele.

O Jugend, thauige Frühlingsnacht,
Wie bald bist du vergangen!
Was träufelt nun so sacht, so sacht
Herab auf meine Wangen?

O Nachtigall in meiner Brust,
Was weinst du nun so leise?
Du störest ja die blühende Lust
Der Knospen rings im Kreise.

Neue Nibelungen.

Wir haben alle, wir armen Jungen,
Wir entarteten Nibelungen,
Unser Lied der Reth und Klage;
Aber statt muthig einherzuwandeln,
Kühn und entschlossen zu handeln,
Erwägen wir klüglich erst jegliche Lage.

Unsere Liebe weiß nur zu singen,
Unser Haß wagt nicht zu dringen
Durch Gefechte zu seinem Rechte;

Rachegedanken machen uns beben;
Treu nach unſerem Sinn zu leben,
Wagen wir nicht, wir falſchen Knechte.

Chriemhilde ſteht da, die hehre, milde
Königin, die gekränkte, wilde
Rächerin, und ruft uns vergebens
Auf — wir halten ſie hoch in Ehren —;
Doch aller Hagen Verbrechen lehren
Uns nicht die Verachtung des Lebens.

So bleibt denn der Schatz im tiefen Grunde!
Und es naht, es nahet die Stunde,
We wir noch vollends vergeſſen,
Wie unſere Ahnen geſtritten,
Was unſere Väter gelitten,
Wie unſere Schmach unermeſſen.

Das Ende von dem gewaltigen Liede
Jammer und Todesfriede —
Sinkt ſchon jetzt auf uns herab;
Aber Schickſal dürft ihr's nicht nennen!
Habt doch den Muth laut zu bekennen,
Daß unſer Geſchlecht nur gut fürs Grab.

Hermann Oelschläger.

Sehnsucht.

Wie hab' ich mir den Lenz ersehnt
Mit seinen lieben Spenden,
Da sich der blaue Himmel dehnt
Und alle Leiden enden.

Nun blaut der Himmel klar darin,
Der Frühling ist gekommen,
Mit Amselsang und Sonnenschein,
Und doch will mir's nicht frommen.

Ich weiß nicht, wem mein Sehnen gilt:
Der Winter ist vertrieben,
Die Blüte treibt, die Knospe schwillt —
Die Sehnsucht ist geblieben.

Kurt Oswalt.

Nixenkönigs Trost.

Des Pfarrers Kinder hüpfen fort
Raſch zu des Wetterſees Geſtaden;
Des Nixen Kindlein ſitzen dort,
Und harren ihrer Spielkamraden.

Die nahen lärmend; Arm in Arm
Sieht man die Kinder ſich umſchlingen,
Den drollig kleinen Nixenſchwarm
Mit Chriſtenkindern luſtig ſpringen.

Sie tummeln froh auf grünem Plan,
Feldblumen winden ſie zum Kranze,
Und laſſen ſich gar herzig an
Und reihen ſich zum Ringeltanze.

Da sieh — der Nixenkönig bald
Beginnet aus der Flut zu steigen,
Er rührt der Harfe Zaubergeld
Frohlockend zu der Kinder Reigen.

Keck trat der Knabe Nils herzu,
Und rief mit spöttischen Geberden:
„Geh', alter Nix! Was willst denn du?
Du kannst ja nimmer selig werden!"

Da füllt' ein Weheruf die Luft,
Die Saiten hört man springend gällen;
Wie eine Leiche in die Gruft,
So sank der Nix in dunkle Wellen.

Die Nixenkinder hielten sich
In unbewußter Furcht umschlungen,
Und weinten laut und bitterlich;
Die andern sind voll Angst entsprungen.

Nur Bella blieb zurück am Strand,
Zum Trost für die verlassnen Kleinen;
Sie legte betend Hand in Hand,
Und mußte selbst herzinnig weinen.

Die andern trieb es wie ein Fluch,
Es wußte keines ſich zu rathen;
Der Pfarrer ſaß beim Bibelbuch,
Als jammernd ſeine Kinder nahten.

Erſchrocken hört' er ihre Mär,
Den Knaben ſchalt er um ſein Höhnen.
Zum See dann eilend wandelt er,
Den Schwergekränkten zu verſöhnen.

Zur Flut ſich neigend rief er laut:
„Klag' nicht, denn wiſſe, wer hienieden
Unſträflich wandelnd Gott vertraut,
Dem ſpendet Gott auch ſeinen Frieden.“

Da war's, als ob ein Zauberſang
Den geiſterhaften See belebte;
Die Flut im vollſten Ton erklang,
Daß Berg und Hain und Flur erbebte.

Der Nixenkönig aber ließ
Noch lang' ſich hören am Geſtade;
Er griff ins goldne Spiel und pries
Mit lautem Ton die ew'ge Gnade.

Friedrich Otte.

Die Bornbrüderschaft.

(1588.)

Wenn wir den Becher ſchwingen,
So ſoll zu jeder Zeit
Dein lautes Lob erklingen,
Herr Hans von Manderſcheidt!
Du Biſchof ſondergleichen,
Du alter Humoriſt,
Der du im beſten Zeichen
Zur Welt gekommen biſt.

Den Herrn von Gott's Genaden
Wird oft das Amt zur Laſt:
Von Sorgen überladen
Bricht mancher Nacken faſt.

Auch quält ſie gar abſonder
Abſonderliche Pein:
Im Leib der Hypochonder,
Im Fuß das Zipperlein.

Drum tagen jetzt die Beſten
Des Reichs, wie ſolcherlei
Drangſalen und Gebreſten
Wol abzuhelfen ſei.
Zu Hohenbarr im Saale
Sitzt das Concilium,
Flink geht die volle Schale
Den dichten Kreis herum.

Zum Vorſitz fügt ſich willig
Herr Hans von Manderſcheidt;
Von Strodtburg ſitzt, wie billig,
Der Biſchof ihm zur Seit'.
Der Herzog Fritz von Sachſen,
Die Herr'n von Salm und Lein,
Und andre Kräfte wachſen
Zu dieſem Trutzverein.

Erſt wird jedwede Meinung
Gehörig überdacht,
Dann jegliche Verneinung
Zu Protokoll gebracht;
Auf ſtrenger Logik Wage
Wird ſtreng das Wort gewägt,
Und wird jedwede Frage
Allſeitig dargelegt

Bei jeglichem Beſchluſſe
Ein goldnes Bächlein fließt,
Daß auch in friſcherm Guſſe
Die Rede ſich ergießt.
Das Wort, erſt leiſ' und ſchüchtern,
Wird bald zum tollſten Scherz:
Der Kopf bleibt klar und nüchtern,
Doch überfließt das Herz.

Es legen ihre Würden
Die Herr'n freiwillig ab,
Und ſtell'n zu andern Bürden
So Hut als Hirtenſtab.

Und wie nun unumwunden
Der Wein den Sieg gewann,
Da ruft Herr Hans: „Gefunden
Hab' ich den Talisman!“

„Was drückt den grauen Haaren
Den Kranz der Jugend auf?
Was kürzt, ihr habt's erfahren,
Der trägſten Tage Lauf?
Was frommt, wie Thau den Triften,
Der Männerbruſt? — Der Wein!
Ihr Herr'n, drum laßt uns ſtiften
Heut' einen Zechverein.

„Im Hagenauerforſte
War einſt mein Ahn zur Jagd,
Und hat zum dunkeln Horſte
Des Ures ſich gewagt.
Nach langem, heißem Kampfe
Erlag das edle Thier,
Ein Schrei im Todeskampfe
Hallt weit im Waldrevier.

„Drauf ließ mein Ahne fassen
Als Becher jenes Horn,
Und nimmer wollt' er lassen
Von diesem Labehorn.
Man must's ihm täglich reichen,
Gefüllt mit goldnem Saft,
Drum sei dies Horn das Zeichen
Von unsrer Brüderschaft.

„Und wer's mit einem Zuge
Zur Nagelprobe leert,
Der sei, mit gutem Fuge,
Als Ordensglied erklärt.
Solch Horn darf kecklich tragen
Ein jeder Ehemann,
Und nimmer soll man sagen,
Es haft' ein Makel dran."

„Mit dieser Waffe stoßen
Den Gram wir in den Wind,
Und kränzt's mit rothen Rosen
Etwan ein rosig Kind, —

Wir wehren es mit nichten!
Iſt kußlich gar der Mund,
So .... Sagt mir, wollt ihr pflichten
Zu dieſem Bruderbund?“

Da gab's kein lang Erwägen,
Ein Jubel tauſendfach
Erſcholl dem Mann entgegen,
Der jenes Wörtlein ſprach.
Das Ordensbuch entwerfen
Die Herr'n dann insgemein,
Und beim Pokale ſchärfen
Sie jeden Punkt ſich ein.

Es ward im deutſchen Reiche
Der Hornbund oft genannt
Und ob viel toller Streiche
Allmänniglich bekannt.
Sein Witz, ein goldner Funken,
Erfreute manch Geſchlecht:
Unmäßig ward getrunken
Und ohne Maß gezecht.

Die Pfaffen und die Laien
Umſchlang ein Bruderkranz,
Die höchſten Häupter leihen
Dem Bunde ihren Glanz.
Und weil in beſten Launen
Die Herr'n ſtets pokulirt,
So hat auch zum Erſtaunen
Das ganze Land florirt.

Ja, wenn das Glas wir ſchwingen,
So ſoll zu jeder Zeit
Dein helles Lob erklingen,
Herr Hans von Manderſcheidt!
Du Biſchof ſondergleichen,
Du alter Humoriſt,
Der du im beſten Zeichen
Zur Welt gekommen biſt!

Guſtav Pfarrius.

Chriſtliche Kunſt.

Im Anfang trat auf Gottes Ruf
Der Schöpfung Herrlichkeit zu Tage.
Er redete, das iſt, er ſchuf,
Und ſeine Welt war ſeine Sprache.

Die Sprache tönet fort und fort,
Heut' wie am Tag des Urbeginnes.
Und jedes Ding iſt Gottes Wort,
Und jedes Wort iſt eignen Sinnes.

Der Erde Schemel und das Meer,
Und was ſich regt in ſeiner Tiefe,
Die Himmel und der Sterne Heer
Iſt alles Gottes-Hieroglyphe.

Der Menſchengeiſt, von ihm ein Strahl,
Von gleichen Drangs hervorzubrechen,
Verſucht's im engen Erdenthal
Des Urgeiſt's Sprache nachzuſprechen.

Und Farbenſchimmer, Stoff und Klang,
Geſtaltenwechſel und Ereigniß
Durchforſcht ſein Offenbarungsdrang:
Die Kunſt lehrt finden ihn das Gleichniß.

Ludwig Pfau.

Mädchenlieder.

I.

O Blätter, dürre Blätter,
Wie trauert ihr so sehr!
Als ihr noch gabet grünen Schein,
Da war mein lieber Schatz noch mein,
Den hab' ich nimmermehr.

O Blätter, dürre Blätter,
Ihr habt ihn oft gesehn,
Wie er so heiß geküßt mich hat;
Ach, kann denn Liebe wie ein Blatt
In einem Jahr vergehn?

O Blätter, dürre Blätter,
Es war ein falscher Knab'.
Euch klag' ich es, ihr schweiget still —
Weil ich sonst Niemand sagen will,
Wie gern ich ihn noch hab'!

II.

Als ich in dem Bettlein lag
Ging mein Herze Schlag auf Schlag,
Wollte nicht zu Ruhe gehen.
Armes Herz, was willst du mehr?
Sieh, du liebst ihn gar zu sehr,
Und du willst dir's nicht gestehen.

Ist die treue Nacht gekommen,
Hat mein armes Herz genommen
Wie ein Mütterlein ihr Kind;
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das nicht schlafen kann und liegen,
Nahm sie's auf den Arm geschwind.

Neige dich, du stolzer Tag,
Daß ich ruhn und schlafen mag:

Komm zur Erde voll Erbarmen,
Schöne Himmelskönigin!
Komm, o Nacht, du Tröſterin,
Holde Mutter aller Armen!

Friedrich Pichler.

Am Sarge.

Haſt du wol ſolche Leichen ſchon geſchaut,
Die offnen Aug's ....? Du kehrſt dich ab? Dir graut?
Du mußt nicht fürchten ſie, mußt ſie beweinen:
Sie liebten, lebend, ohne Glück; nun kann
Im Tode ſelbſt nicht ruhn der arme Mann,
Sein Aug' iſt offen, ſuchet nach der Einen.

Blick' in den Sarg: kennſt du die Leiche nicht?
Der Tod ruht bleiern auf dem Angeſicht;
Das Auge aber lebt, es blickt, es ſaget
Unendliches dir noch von Qual und Leid,
Als wüßt's von Himmel, Hölle, Ewigkeit
Noch nichts .... und weh', mein Aug' iſt's, das hier klaget!

Es ſucht nach dir .... du kommſt?! Dein Antlitz
neigt
Sich über mich, und eine Thräne zeigt
In deinem Auge ſich?! — O ſieh, nun ſchließen
Die meinen ſich — gut' Nacht! Ich ſtarb allein
Um dieſe Mitleidsthräne! — Leben? Nein,
Du hätteſt denn mich, lebend, lieben müſſen!

Heinrich Pröhle.

Eruna.

I.

O Stolberg, Hirschenlager! Grüß Gott! Wie gerne schau'
Ich dich im engen Thale, so nah' der Grünen Au'!
Wie trägst dein Haupt du stattlich! Dein Schloß, es ragt so frei,
Als wär's auf deinem Kopfe ein köstlich Hirschgeweih. —

Bei Stempeda wie Silber glänzt eine Felsenwand;
Man heißt's den alten Stolberg im ganzen Harzerland.

Es ſcholl ein lautes Hämmern aus ihm wol ſieben Jahr';
Ein rechter Stolberg war es, ein Stahlberg ja fürwahr.

Die dort das Eiſen brachen, die hatten wenig Schlaf;
Die alten Sachſen waren's; Bergmeiſter war ein Graf.
Die Berg- und Hüttenmänner in Hütten und im Schacht
Sie thäten Erz nur fördern für eine große Schlacht.

Nicht wenig Waffen brauchſt du, haſt du gethan den Schwur,
Hinab am Fluß zu rüſten die güldne Unſtrutflur,
Und weit und immer weiter — Scheidung dem Boden gleich
Zu machen, bis als Leiche daliegt Thüringens Reich.

Von ſolchen Schwüren hallte der alte Stolberg nach
Aus aller Sachſen Munde bei Nacht als wie bei Tag.

Sie ließen Gold und Silber, und nahmen nur das Erz:
Was mocht' am besten treffen in der Thüringer Herz.

Schon lagen tausend Hügel von Eisen da im Thal
Und in den Schmieden glänzten die Waffen schon von Stahl:
Da trat wol zu den Knappen dort in der Felsenwand
Eruna, Stolbergs Jungfrau, der Erdgeist wohlbekannt.

Weissagend sprach zu ihnen Eruna da so laut:
„Euch soll ein Hirsch geleiten! Das neue Stolberg baut!
Wenn wo der Hirsch sich lagert, das sei des Städtleins Markt;
Zum Kampfe mit Thüringen jetzund seid ihr erstarkt."

Durch stolze Eichenforsten das Hirschlein sah man gehn
Bis zu den Wiesenmatten so blumig anzusehn.

Und auf den bunten Matten, da bauten ſie die Stadt;
Es iſt das Hirſchenlager, wo ihren Markt ſie hat.

So nach Eruna's Weiſung ward Stolberg da fundirt
Und gegen die Thüringer gar weislich aufgeführt;
Sie bauten auf dem Berge darüber ſchlank und frei
Schloß Stolberg auch dem Grafen, als wär's das Hirſchgeweih.

Wie alſo ward am Harze Stolberg fundiret fein,
Iſt auch am Bergesrande erbaut der Sachſenſtein;
Die Franken und die Sachſen, ſie tödteten zumal
Thüringens edle Söhne im ſchönen Unſtruttbal.

Was blickt von Scheidungs Pforte zur Morgenröthe da
Der Adler hin der Sachſen? Die Völkerſchlacht geſchah;
Ein Siegeszeichen haben die Sachſen dort gemacht.
Thüringen fiel. Eruna lauſcht ſtill im Bergesſchacht.

Wie hebst dein Haupt du, Stolberg! Dein Schloß, es ragt so frei,
Als wär's auf deinem Kopfe ein köstlich Hirschgeweih.
Du trautes Hirschenlager! O Stolberg! Gerne schau'
Ich dich im engen Thale, so nah der Güldnen Au'.

II.

Einst war der Feind gekommen nach Stolberg in das Land
Und hat es unterworfen mit mörderischer Hand;
Er gab auch manchem Bergmann von Stolberg schnöden Sold,
Daß er im alten Stolberg nach Silber grüb' und Gold.

Die Knappen in der Teufe vom alten Stolberg da
Vernahmen, ach wie herrlich, wol eine Musica,
Daß ihre Herzen fühlten bald Freude und bald Leid;
Es war vielleicht ein Sehnen hin nach der güldnen Zeit.

Gelockt von Zaubertönen hieben ſie muthig zu;
Sie riſſen ab die Kleider zuletzt wol ſonder Ruh'.
Sie kamen immer näher der Teufe, immer ſchwoll
Noch lauter an das Klingen, Muſik ſo wundervoll:

Bis eine Silberader die Knappen legten blank,
Acht Fuß gerade mächtig und unermeßlich lang,
Und auf der Silberader gar luſtig anzuſehn
Ein Männlein und ein Fräulein, die tanzten wunderſchön.

Sie führten an den Reigen im weißen Leingewand
Nach alter guter Sitte gar ehrbar, Hand in Hand.
Doch hinter ihnen thaten gar manchen hohen Satz,
Als wären's ihre Diener, viel' Zwerg' im rothen Latz.

Und alles war bereitet gar ſeltſam ritterlich;
Die muntern Geiger führten gar wunderlichen Strich.
Die Zwerglein mit den Pauken, hei, wie ſie ächzten da!
Beramännlein man die großen Poſaunen blaſen ſah.

Die Männer ſtanden lauſchend da in dem Bergesſchacht,
Sie ſahn und hörten ſtaunend des alten Stolberg Pracht.
Auch trat wol in der Teufe zu ihnen jetzt der Geiſt,
Die Jungfrau bin von Stolberg, ſo man Eruna heißt.

So ſprach Eruna raunend: „Was wollt um ſchnöden Sold,
Ihr Thoren, Fremden laſſen dies Silber und dies Gold?
Hebt es nur auf für Stolberg!“ Da eilten ſchnell von dann'n
Wol aus dem alten Stolberg erſchreckt ſie Mann für Mann.

Seitdem verſchwand Eruna. Der Bergmann nur allein
Mag ſie zuweilen ſchauen wie einen Nebelſchein;
Doch wenn die güldnen Zeiten — fürwahr, 's iſt kein Gedicht —
Für Stolberg wiederkommen, erſcheint ſie wie ein Licht.

Jetzt aus dem alten Stolberg, da hört man wun-
derlich
Zuweilen nur ein Tönen, als wär's ein Geigen-
ſtrich;
Doch ſind die güldnen Zeiten dereinſt erſt wieder da,
Dann machen tauſend Zwerge die ſchönſte Muſica.

Die Osterjungfrau bei Osterode.

Ich habe früh geſehen
Am Bach im Sonnenlicht
Die Oſterjungfrau ſtehen,
Sie wuſch ihr hold Geſicht.

„So früh, und eine Roſe
Trägſt du ſchon an der Bruſt?“
So ſprach ich mit Gekoſe;
Die gab ſie mir mit Luſt.

Sie ſprach: „Nimm hin, Geſelle!
Es blühn am grünen Stiel
Bei meines Burgthurms Stelle
Der rothen Röslein viel.

„Tritt nun zum Heiligthume
Der Berge froh hinein;
Dir öffnet dieſe Blume
Die Wunder groß und klein.

„Die goldnen Eimer zeigen
Soll die Frau Holle dir,
Wenn ſie zu Berg muß ſteigen
Im grünen Waldrevier.

„Sie weiſt dir in den Buchen
Ihr Bett von Winterſchnee,
Das ſie im Forſt muß ſuchen
Als wie ein Hirſch und Reh.

„Bei heißer Mittagsſonne
Führt in den dickſten Tann
Dich ein zu Kühl' und Wonne
Des Harzes wilder Mann.

„Dir klagt ein Zwerg die Sorgen,
Sein Glück iſt wie der Wind;
Jetzt backt er Brot, und morgen
Iſt er ein Edelkind.

„Zu dem Kryſtallpalaſte
Vom Hiebich nah bei Grund
Wird dir, vielwerthem Gaſte,
Geöffnet alle Stund'.

„Aus altem Burggemäuer
Da ſollen nach dir ſchaun
Viel zarte Jungfraun theuer
Und wunderſame Fraun.

„Vergiß nur nicht das Beſte
Bei all der Wunder Schein:
Die Roſe halte feſte
Und ſtets gedenke mein!"

Robert Prutz.

Dichterahnung.

Das iſt ein köſtliches Gefühl,
Wenn zu des Herzens tiefſten Schlägen
Der Seele ſtummes Saitenſpiel
Von neuen Liedern ſich will regen.

O wunderſeliges Gemiſch
Von Furcht und Hoffnung, Luſt und Bangen,
Wie Meeresathem mild und friſch
Und heiß wie bräutliches Verlangen!

So muß es wol dem Saatkorn ſein,
Verborgen in der Erde Gründen,
Wenn erſter Thau und Sonnenſchein
Den nahen Frühling ihm verkünden.

Es keimt und quillt und dehnt ſich aus
Und wächſt und ſproßt und keimt aufs neue,
Schon wird zu enge ihm das Haus,
Es ſehnt ſich nach des Himmels Bläue.

Und leiſe, leiſe Träume wehn
In ſeine Dunkelheit hernieder
Von Sommertagen hold und ſchön,
Voll Sonnenglanz und Lerchenlieder:

Wo es wird ſtehen ſtolz und ſtark,
Ein grüner Halm mit ſchwanken Aehren,
Und wird mit ſeinem milden Mark
Ein dankbares Geſchlecht ernähren. —

O blüh' herauf, herauf auch du,
Mein keimend Lied aus ſtillem Buſen;
Es lächle dir als Sonne zu
Der ſchaffende, der Blick der Muſen!

Zwar weiß ich wohl, du wirſt verwehn,
Noch eh' du halb dich erſt erſchloſſen,
Nicht wirſt du ſtolz und ragend ſtehn,
Am Boden bleiben deine Sproſſen.

Und doch, o neidenswerthes Loos,
Wird dir's so gut nur wie der Blume,
Die einsam blüht in Waldesschoos
Zur Freude sich und Gott zum Ruhme!

Unsterblichkeit.

Schon neigte sich der grüne Tag,
Schon wurde stumm der Vöglein Schlag,
Das Flüstern wurde stumm im Hain
Und selbst die Blumen schliefen ein.

Kein Athem rings auf keinem Mund!
Es ruht der Schöpfung weites Rund,
Als wie ein Kind an Mutterbrust,
So sanft, so still, so unbewußt.

Die Sterne nur mit ew'gem Gang
Gehn schweigend durch die Nacht entlang,
Der Mond, ein treuer Wächtersmann,
Führt ihren Reigen leuchtend an.

Das Alles war ſo, wird ſo ſein
Viel tauſend Jahre hinterdrein;
Nach vielen tauſend Jahren wird
Der Mond noch ſein der treue Hirt.

Nur du allein, o Menſchenbruſt,
O du, in der der Erde Luſt,
Der Erde Weh zuſammenſchäumt,
O du, die ſelbſt ein Gott ſich träumt:

Zerfallen wirſt du und verwehn —
Vielleicht ſchon heute kann's geſchehn,
Vielleicht, noch heute friſch und roth,
Knickt dich am Morgen ſchon der Tod.

Und was im Herzen dir gepocht,
Und was im Hirn dir ſchäumend kocht,
Der liebſte Wunſch, das frömmſt' Gebet —
Bald iſt's zerflattert und verweht.

Ja, ſelbſt die Liebe, die noch heut'
Dir Roſen auf den Hügel ſtreut,
Bald trocknet ſie die Thränen auch:
Auch Liebe weht dahin wie Rauch.

O holde Ruh', o süßer Tod,
Aus dem uns kein Erwachen droht!
Versunken ganz im Meer der Zeit,
O selige Vergessenheit!

Denn Andre wieder werden stehn
Und werden auch gen Himmel sehn,
Und fassen auch der Sterne Schein
Sich dringen tief ins Herz hinein.

Und was die Seele dir bewegt,
Was deinen Geist auf Schwingen trägt,
Was froh und traurig dich gemacht,
Was du gekämpft, geweint, gelacht:

Es kehret Alles wieder doch
Nach vielen tausend Jahren noch;
Von vielen tausend Herzen wird,
Wie einst von dir, geliebt, geirrt.

Die Menschheit ist ein ew'ger Kreis,
Sie wandelt hin in festem Gleis,
Wie an der Kette wohlgefügt
Sich Ring an Ring zusammenschmiegt.

Und wie der Mai zum Leben weckt,
Was lang' der Erde Schoos verdeckt,
Und jeder Keim aus Wintersnacht
Blüht neu hervor in Frühlingspracht:

So ſchließt auch an der Menſchheit Baum
Sich Ring an Ring, du faſſ'ſt es kaum,
Immer kämpft ein neu Geſchlecht
Um neue Freiheit, neues Recht.

Ja, jeder Wunſch, der dir vergällt
Als Thräne auf die Seele fällt,
Und jeder früh verblaßte Traum,
Einſt glüht er noch als Frucht vom Baum.

So rolle denn, o Strom der Zeit!
Du ſelber biſt Unſterblichkeit!
Es netzt die Sohle wol dein Strom;
Doch ewig ragt der Menſchheit Dom!

Heimat.

Die du mit duftig mildem Odem
Mir kühlst der Seele heißen Brand,
Gegrüßt, o Heimat, deren Boden
Ich allzu lang' mich abgewandt!
Gleichwie der Schiffer an der Küste
Sich rettet aus zerschelltem Kahn,
So aus des Lebens staub'ger Wüste
Lenk' ich zurück zu dir die Bahn.

Und wie mit zärtlichem Erbarmen
Die Mutter das verirrte Kind,
So ziehst auch du mit starken Armen
Mich an den Busen sanft und lind;
Die wirren Schatten heißt du fliehen,
Die mich umschwärmt zu steter Pein,
Und lullst mit leisen Melodieen
Den Schmerz, den immer wachen, ein.

Und was das Leben mir genommen,
Und was das Schicksal mir entwandt,
Ich seh' es alles wiederkommen,
Wie ich es ehedem gekannt.

Das ſind der Berge blaue Gipfel,
Vom Grün der Wälder dicht umſäumt,
Es ſind dieſelben Schattenwipfel,
In denen ich als Kind geträumt!

Und erſtes Hoffen, erſtes Sehnen,
Der erſte Zorn der jungen Bruſt,
Das ſüße Weh der erſten Thränen,
Des erſten Kuſſes Götterluſt —
Es kehret alles, alles nieder,
Gleichwie die Schwalbe kehrt im Mai,
Und wiederſchäumt durch meine Lieder
Der Muth der Jugend ſtolz und frei!

O ſei geſegnet, theurer Boden,
Der raſch die Seele mir verjüngt!
Schon fühl' ich mich von deinem Odem
Gleichwie von Frühlingshauch beſchwingt;
Weit hinten liegt, was ich geweſen,
Das Leben lacht in neuem Glanz —
Hier werd' ich oder nie geneſen,
Am Buſen meines Vaterlands!

Neue Gluten.

O Stern der Liebe, längſt verſunken,
Verloſchen hatt' ich dich geglaubt;
Was wirfſt du heute deine Funken
Noch einmal auf mein altern Haupt?
Aus Wetterwolken mitternächtig
Nahſt du voll finſterer Majeſtät,
Wie ein Komet verderbenträchtig
Dein flammend Haupt zur Erde dreht.

Ich aber ſeh' und fühl' erſchrocken
Und ſelig dennoch deinen Strahl —
O nicht auf dich, auf brenne Locken
Gieß' deiner Gluten ſüße Qual!
Hab' Mitleid mit dem müden Herzen,
Soviel gerüſt von Gram und Noth,
Es hat verlernt, wie lang'! zu ſcherzen,
Und wenn es liebt, ſo liebt's den Tod!

Umſonſt, umſonſt! — Schon nah und näher
Wälzt ſich das gier'ge Element,
Und höher ſteigt und immer höher
Die heiße Glut, die mich verbrennt.

Ich will entfliehen — kann nicht wenden
Den Fuß, gebannt von Qual und Luſt,
Und drücke ſelbſt mit beiden Händen
Den Flammenpfeil mir in die Bruſt!

Morgens.

O Morgen ſtill und feierlich!
O Berge ganz in Duft verſteckt!
Der bleiche Mond verfinſtert ſich,
Von Wolkenſtreifen überdeckt.

Ich aber ſchreite frisch daher:
An meine Liebe denke ich,
Dem Morgen gleich, ſo ſtill, ſo hehr,
So friedevoll und feierlich!

Erinnerung.

Und haſt du recht geliebt einmal,
Sei dir's zur Freude, ſei's zur Qual:
O halte das Gedächtniß feſt,
Auf daß es nimmer dich verläßt!

Gib ihm, als deinem beſten Schatz,
Im tiefſten Herzen einen Platz,
Gleichwie ein liebes Grab man pflegt
Und es mit Blumen eng umhegt.

Und jeden Gruß, den du geſchickt,
Und jeden Kuß, der dich erquickt,
Und ſelbſt der Trennung bittern Schmerz,
O ſchließ' es alles treu ins Herz!

Auf daß, wenn einſt nach Jahren ſpät
Der Froſt des Alters dich umweht,
Du an verſchwundner Tage Glück
Noch laben magſt den müden Blick.

Und wie von Weines edlem Naß
Den Duft bewahrt das leere Faß,
So ſpielt um dich Erinnerung
Und macht das alte Herz dir jung.

Die Roſe welkt wol über Nacht,
Vergänglich iſt der Erde Pracht,
Nur was du liebſt, o Herz, iſt dein;
Das ſoll dein Troſt im Sterben ſein.

Das bleiche Kind.

Durch einſame Straßen, bei nächtiger Zeit,
Was wallt wie von Lüften getragen?
Es iſt ein Kind in weißem Kleid,
Das Haar in den Nacken geſchlagen;
Es geht ſo leiſ', es geht ſo ſacht,
Als wie der Mond in ſtiller Nacht;
Es ſchreitet nicht, es gleitet nur —
Doch hinter ihm weit, o ſchau die Spur
Von Thränen, o ſchmerzlichen Thränen!

Auf ſeiner Stirne leuchtend ſteht
Ein zerbrochener goldener Reifen,
Um ſein ſchneeweißes Hälslein geht
Ein ſchmaler blutiger Streifen;
Die kleinen Hände ringt das Kind,
Die Haare flattern in dem Wind,
Stumm iſt ſein Mund, das Antlitz blaß,
Sein weißes Hemd iſt ſchwer und naß
Von Thränen, o ſchmerzlichen Thränen!

Es pocht und pocht an jedes Thor
Lautlos, mit gefrenſtigem Finger,
An jedes Fenſter ſchwebt's empor,
An Erker und an Zwinger:
Und ſchaut mit Blicken flehend heiß
Die müden Schläfer rings im Kreis,
Und beugt das Knie bis auf den Grund
Und legt den Finger auf den Mund,
Mit Thränen, o ſchmerzlichen Thränen!

Doch wo es kommt an des Königs Haus,
Es ſchlummern die Wachen im Thore,
Da wächſt das Kind und dehnt ſich aus,
Wie Nebel auf dampfendem Moore:

Nun ragt es an den Söller ſchon,
Nun durch das Fenſter huſch, am Thron,
Nun an des Königs Bett geſchwind —
Da ſteht es und reckt die Hand, das Kind,
Mit Thränen, o ſchmerzlichen Thränen!

Und der König erwacht und ſieht das Kind,
Und ſieht den blutigen Streifen —
„Heda, meine Wachen! ergreift ſie, geſchwind ....!“
Doch läßt auch der Nebel ſich greifen?
Zerflattert iſt das Kind wie Schaum —
„Schlaft, gnäd'ger Herr, es war ein Traum,
Still liegt die Stadt und ſtill die Flur —“
Nur weit durch die Gaſſen, o ſchau die Spur
Von Thränen, o blutigen Thränen!

In kranker Zeit.

Sonette.

I.

Schwachherzig iſt die Zeit, in der wir leben!
Ein Spielball halb der Schurken, halb der Thoren,
Hat ſie den Glauben an ſich ſelbſt verloren,
Ihr fehlt der Muth, ihr fehlt die Kraft zum Streben.

Zur Sonne möchte sie sich kühn erheben,
Heimkehren aus dem Aether, neugeboren;
Allein sie hat das Fliegen abgeschworen,
Und bleibt wie Vogel Strauß am Boden kleben.

Armselig Zwitterding von Lust und Schwächen!
Gebeugt, dem Halme gleich, von jedem Winde,
Bist du zur Tugend feig wie zum Verbrechen.

Hohl ist der Kern und morsch die junge Rinde;
Nun weiß ich erst, was die Propheten sprechen:
Es rächt der Väter Sünde sich am Kinde.

II.

Genuß, so klagen sie, ist die Parole
Der Zeit, die nicht mehr lieben kann noch hassen;
Von allen Göttern lange schon verlassen,
Erhob sie den Genuß sich zum Idole.

Ja, thät' sie's nur! Für Scapulier und Stole
Mag der Entbehrung herbe Lehre passen;
Genießen soll der Mensch — so möcht' ich's fassen —,
Doch nie genieß' er sich allein zum Wohle!

Gleichwie der Sonne goldne Strahlen fließen,
Sich selbst zur Luft, der Erde zum Entzücken,
So sei der Mensch, um menschlich zu genießen.

Die jungen Rosen schau', wie sie sich schmücken!
Aus dem Genuß soll andrer Wohlfahrt sprießen:
Daß du beglückt dich fühlest, lern' beglücken.

III.

Ein köstlich Erbtheil ward euch übergeben:
Der Männer Stolz, der Jugend kühnes Hoffen —
Wo sind die Schwerter, die von Siegen troffen,
Die Banner wo, die jubelnd sich erheben?

Was ward daraus? Antwortet, bei dem Leben
Der Ewigen! Ihr aber steht betroffen —
Da, blicket her! Da liegt das Schuldbuch offen,
Lest euer Urtheil drin — und lest's mit Beben!

Dem Thoren gleich, der, wenn die Adern glühen,
Sich eine süße Stunde zu bereiten,
Den Schweiß hinopfert jahrelanger Mühen:

Habt ihr befleckt der Vorzeit Herrlichkeiten,
Und habt, daß neue Lorbeern nie uns blühen,
Im Halm gemäht die Hoffnung künft'ger Zeiten.

IV.

Wir leben im Zeitalter des Realen,
Das, sagt ihr, muß für manches uns entschäd'gen;
Es will die Welt auf einmal sich entled'gen
Von allen unfruchtbaren Idealen.

Nicht länger woll'n wir mit Phantomen prahlen;
Wir sind der Götter müd', davon sie pred'gen,
Der zürnenden sowol als auch der gnäd'gen;
Wer Schulden macht, der soll sie auch bezahlen. —

O thöricht Volk, zu lenken an der Leine
Mit einem Wort! Real! Es macht mich lachen:
Was ihr real nennt, ist nur das Gemeine.

Zwar ohne Holz läßt sich kein Feu'r entfachen;
Doch wächst die Blume nur im Sonnenscheine,
Dem himmlischen, den nie ein Mensch kann machen.

V.

Und wieder klagt mit frommem Augendrehen
Ein anderer: „Weil ſich's von Gott verirrte,
Mit ſchnöder Weltluſt üpp'gen Bechern klirrte,
Darum wie Spreu muß dies Geſchlecht ver
wehen.

„Was hilft's, dem Ewigen zu widerſtehen?
Die Kirche iſt der einz'ge gute Hirte,
Sanft iſt ihr Joch, gleich einem milden Wirthe
Läßt unerquickt ſie keinen fürder gehen."

— Nun, wer es glaubt, ich will ihn nicht drin
ſtören:
Doch kann man fromm ſein auch bei frohen
Mienen,
Und kann ein Schurke ſein in Trauerſtören.

Auch iſt es mir von jeher ſo erſchienen,
Als müßte Gott der Welt, ſie ihm gehören
Und nicht der Kirchen braucht's dann, ihm zu
dienen.

VI.

Ich lag und ſchlief auf eines Tempels Stufen,
Der halb bereits in Trümmer war zerfallen;
Da hört' im Traum ich dumpfe Stimmen ſchallen,
Wie Kampfgeſchrei und fernes Waffenrufen.

Es dröhnt die Flur als wie von Roſſeshufen,
Geſchwader hört' ich aneinander prallen,
Und ſah das Blut in weiten Strömen wallen,
Dem Meere gleich aus übervollen Kufen.

So hielt der Traum mich lange Zeit gebunden;
Doch als ich endlich ſchaudernd mich erhoben,
Da war der Tempel, drin ich lag, verſchwunden.

Und hell und prächtig lächelte von oben
Des Himmels Blau; ſtatt Kampfgewühl und Wunden
Den jungen Tag hört' ich die Lerche loben.

VII.

Phantaſien hör' ich rings und Thoren ſchelten,
Die noch am Traumbild beſſrer Tage hangen,
Trotz aller Täuſchungen, die uns gleich Schlangen
Mit eklem Gift der Zukunft Wein vergällten.

Und dennoch laſſ' nicht völlig dich erkälten,
Heißblütig Herz! Sieh dort die Sterne prangen:
Du kannſt ſie auch dir nicht herunterlangen,
Und dennoch weißt und glaubſt du, daß es Welten.

Nacht folgt dem Tage, Regenwolken näſſen
Die junge Saat, Gewitterſtürme weben;
Die Sonne aber wandelt fort indeſſen.

So kann es auch den Menſchen wol geſchehen,
Daß ſie der Wahrheit ein'ge Zeit vergeſſen;
Doch bleibt ſie ſelbſt nicht minder drum beſtehen.

VIII.

Vom faulen Holz der Welt Sonette ſchnitzen,
Zu ihren Zuckungen den Takt ſcandiren,
Und wenn ſie raſt, mit Verſen ſie calmiren,
Sprich ſelbſt, Poet, was kann der Welt es nützen?

Es ſcheint zu tief dies Uebel mir zu ſitzen,
Das läßt ſich nicht mit Worten mehr curiren;
Hier beißt's dem Feinde auf den Leib marſchiren,
Den Degen beißt's und nicht den Griffel ſpitzen. —

Ich weiß es, ja; doch ſchreckt es mich mit nichten.
Wer folgt ein jeder höherem Befehle,
Mir aber ward zu ſingen und zu dichten.

Und alſo quell dies Lied mir aus der Seele,
Nicht um der Zeiten wilden Zwiſt zu ſchlichten,
Nur daß der Schmach es nicht am Spiegel fehle.

Gustav Reinhart.

Ich weiss, was mit dir vorgegangen.

Ich weiß, was mit dir vorgegangen,
Was hinter diesen Trämmen steckt,
Was oft mit Bläſſe deine Wangen
Und oft mit Purpurglut bedeckt;
Bald will es dir die Brust zersprengen,
Du möchtest jauchzen himmelwärts;
Bald naht's in unbekannten Klängen —
Du weißt es nicht, ist's Lust, ist's Schmerz.

Du weißt es nicht, du kannst nicht ahnen,
Daß es an Kümmerniß und Noth,
An trübe Stunden will gemahnen,
An Seelenschmerz und frühen Tod.

Du biſt noch wie die fromme Taube,
Die aus der Hand die Körner pickt,
Du haſt noch Liebe, haſt noch Glaube,
Biſt froh, daß er dich angeblickt.

Daß er dich Aermſte auserkoren,
Daß er dir Liebes hat geſagt —
Er — ſtill die Wände haben Ohren —
Und du biſt eine arme Maad.
Was glaubt man nicht in jungen Jahren,
Wenn rein das Herz und raſch das Blut?
So wirſt auch du zu ſpät erfahren,
Wie weh des „Herren" Gnade thut.

Robert Reinick.

Wie die Künstler berufen werden.

Eine Legende.

Verflossen war manch tausend Jahr!
Seitdem die Welt erschaffen war
In Schönheit und in reicher Pracht,
Vom Herrn mit aller Lust bedacht. —
Da saß auf einer Wolke klar
Einst eine frohe Engelschar,
Erzählten sich vom Himmelreich,
Von Sonn' und Mond und so dergleich.
Drauf hub von ihnen einer an,
Und sprach: „Wär' es nicht wohlgethan
Einmal zur Erde hinzusehen,
Wie's da den Menschen mag ergehen?
Das muß doch wunderlieblich sein,

Zu ſehen, wie ſie da ſich freun
Ob all der Herrlichkeit umher,
So Gott gemacht zu ſeiner Ehr':
Wie ſie von Herzen jubiliren,
Und ein glückſelig Leben führen!" —
Und wie der Engel alſo ſpricht,
Da ſäumten auch die andern nicht,
Schwangen mit leuchtendem Gefieder
Auf einen hohen Berg ſich nieder,
Und wo ihr Auge deutlich ſah,
Was unten in der Stadt geſchah.

O weh, ſo viel ſie auch geſchaut,
Sie fanden nichts, was ſie erbaut.
Die Menſchen waren voll Verſtand,
Dabei ſchlau, emſig und gewandt;
Doch wußten ſie ſich nur zu plagen,
Das nannten ſie „ihr Glück erjagen".
Da gab's ein Feilſchen, Drängen, Schrein,
Und alles nur um Mein und Dein,
Um Geld und Gut, Macht und Gewinn. —
Auf Markt und Gaſſen her und hin
Kein ſchlicht einfältig Menſchenkind
Der Engel Blick da unten findt'.

Die Leute hatten Augen zwar,
Und waren blind doch ganz und gar
Für all' die Schönheit und die Pracht,
So Gott der Herr für sie gemacht.
Der König sah nur an sein Scepter,
Grammaticam nur der Präcepter,
Der Schuster seine Pfriem' und Leist,
Der Kriegesknecht sein Schwert zumeist.

Wie solches nun die Engel sahn,
Schauten sie sich erschrocken an.
Nach dem, was von der Menschen Art
Auf Markt und Gassen sie gewahrt,
Thät ihnen alle Lust vergehn,
Die Leute näher anzusehn.
Da faßten sie denn schweren Groll,
Wurden gewalt'gen Zornes voll,
Und flogen graden Wegs sogleich
Zu Gottes Thron ins Himmelreich,
Und riefen: „Herr mit deiner Erden
Muß es noch heute anders werden.
Wir bitten dich, o schau doch hin,
Wie sich verkehrt der Menschen Sinn!"

Der Herr mit ernstem Angesicht
In heil'ger Ruhe darauf spricht:
„Ihr, die ihr so des Zornes voll,
Was meint ihr, daß geschehen soll?“ —
Die Engel riefen: „Alsofort
Send' uns hinab zur Erde dort!
Tilg alle Schönheit zu dieser Frist,
Und laß nur stehn was nützlich ist.
Der Sonne nimm den lichten Glanz,
Den Brünnlein ihrer Wellen Tanz.
Laß alle Blumen uns abmähen,
Den Berg mit Heu und Stroh besäen;
Dem Vogel nimm sein Stimmlein zart,
Daß er nur krächz' nach Raben Art;
Und von der Menschen Angesicht,
Daß du so lieblich zugericht't,
Nimm jede Zier und jeden Putz,
Daß es nur dien' zum bloßen Nutz.
Wollen die Menschen sich selber leben,
Brauchst du dir keine Müh' zu geben.“ —

Da lächelt ob der Engel Rath
Der Herr und spricht: „Sind in der That

Auf Erden alle Menſchenkinder
Wie ihr da ſagt, ſo arge Sünder:
Nehmt eure Sicheln, flieget hin,
Und thut ſofort nach euerm Sinn."
Die Engel hoben ihr Gefieder,
Und ſchwebten zu der Erde nieder
Mit goldnen Sicheln in den Händen,
Das Amt der Richter zu vollenden.

Da lag dicht vor der Stadt ein Feld
Mit Blumen wonniglich beſtellt,
Gerade zu der Roſenblüh'
An einem ſchönen Morgen früh.
Die Brünnlein durch die Blumen rannen,
Dabei ein Wald von Buchen, Tannen,
Drin manch ein Vogel fröhlich ſang.
Das war ein Rauſchen, war ein Klang,
Ein Funkeln in dem Sonnenſchein,
Es konnte gar nicht luſt'ger ſein!
Und all' die Schönheit ſollt' auf Erden
Vertilgt nun durch die Engel werden.

Schon wetzten ſie die Sicheln ſchnell,
Da ſchauten ſie [illegible]r ſelben Stell'

Viel kleine Buben keck und frisch,
Die trieben Kurzweil im Gebüsch,
Am Quell und auf dem Wiesenplan.

Die Engel schlichen sich heran,
Und saßen zu der Knaben Spiel.
Da saßen an dem Ufer viel,
Hatten so rechte Herzensfreud'
An dieser Erde Lieblichkeit;
Mit kleinen Stäblein in der Hand,
Sie rissen nach im weichen Sand
Was sie erschaut, mit flinker Hand:
Den spitzen Fels, den runden Hügel,
Den Vogel mit gespreiztem Flügel,
Auch Bäum' und Blumen fehlten nicht;
Sogar des Menschen Angesicht
Mit Nas' und Mund und schlichtem Haar
Durch Strichlein da umrissen war. —
Die andern auch nicht feiern thäten,
Mühten sich ab in Thon zu kneten
Was ihnen vor Augen war bereit,
Wie's eben ging mit Emsigkeit;
Conterfeiten die eignen Brüder,
Den runden Kopf, die vollen Glieder. —

Noch waren da der Kinder mehr,
Die holten grüne Zweiglein her,
Steckten ſie rings in Leim und Erden
Als ſollt' ein Häuslein daraus werden;
Die Aeſt' gewölbet ſie verſchränken,
Blum' und Blättlein darüber henken;
Hei, wie da jauchzt die ganze Schar,
Wenn ſolch ſchön Häuslein fertig war.
Noch waren Knaben auf dem Plan,
Die huben andre Schnurren an:
Der Brüder Art und Mien' und Blick
Ahmten ſie nach mit viel Geſchick,
Stellten ſich an wie alte Leut',
Sprachen bald närriſch, bald geſcheidt
In Tönen andre jubilirten
Wie an den Vöglein ſie's verſpürten,
Schlugen den Takt mit Schelmenblicken
Dazu einander auf den Rücken. —
Auch ſaßen viele auf den Bäumen,
Und was in Erd' und Himmelsräumen
Geſchaut ſie und gehöret dorten,
Mußten ſie künden in hellen Worten;
Reimten zuſammen „Freud" und „Leid",
Hatten ihr Verslein gleich bereit. —

Wie solches Spiel die Engel sahn,
Hielten sie mit den Sieben an;
Mußten lachen aus Herzensgrund
Ueber die Buben klein und rund,
Die sich in ihrer Freudigkeit
Mit Wort und Werken sahn bereit
Des Herren Schöpfung nachzumachen. —
Und ob dem Schau'n und ob dem Lachen
Kam ganz den Engeln aus dem Sinn
Was sie geübt zur Erden hin.
Fingen selber zu spielen an
Mit den Buben auf grünem Plan,
Halfen da bauen und bilden und singen
Und manches schöne Werk vollbringen.

Die Knäblein aber freuten sich
Der Himmelsboten innigsich,
Ließen sich viel von ihnen sagen
Von der Welt Schöpfung und ersten Tagen.
Und als nun gar die Engel ihnen
Erzählten mit verklärten Mienen
Von aller Himmel Herrlichkeit
Und aller Seligen Seligkeit,
Was hörten da die Buben zu!

Hatten auf Erden nicht mehr Ruh',
Wußten nach Kinderart zu ſchmeicheln
Mit Bitten und mit Händeſtreicheln,
Daß ihnen zum Verſuch nur eben
Die Engel ihre Flügel gäben.

Das hat den Engeln wohlbehagt,
Haben nicht lange nachgefragt,
Nehmen die Flügel ſich vom Rücken,
Lieh'n ſie den Buben mit freyen Blicken!
Die aber alſo ausgezieret,
Mit Himmelsrüſtzeug ausſtaffiret,
Sie flogen luſtig auf und fort
Ueber die Erde hier und dort,
Bis in die Wolken ſelbſt empor;
Klopften ſogar ans Himmelsthor,
Bis da Sanct Peter mit Vertrauen
Erlaubt durchs Schlüſſelloch zu ſchauen.
Was dort ſie ſahn, ſie hielten's feſt
In ihrem Sinn aufs allerbeſt'. —

Die Engel, die ſie fliegen ſahn,
Sie hatten große Luſt daran;
Doch als das Spiel währt gar zu lange,

Ward ihnen doch auf Erden bange:
Die Schwingen hatten sie vergeben,
Wie sollten sie zum Himmel schweben?
Umsonst sie ihren Ruf erheben,
Die Buben hörten's nicht da eben,
Versenkt in Lust und Sonnenschein.
Jetzt fiel es erst den Engeln ein,
Was sie da alles angerichtet,
Wie sie den Herrn so falsch berichtet,
Wie sie im Eifer ganz verblend't,
Ihm gar gepfuscht ins Regiment.
So setzte reuig sich die Schar
Da wo der Wald am tiefsten war,
Und saßen da und grämten sich,
Und sahn sich an und schämten sich.

Doch Er, der kennt Verdienst und Schuld,
Langmüthig ist und voller Huld,
Er sah der Engel Reu' und Pein,
Und sprach: „Euch soll verziehen sein,
Doch künftighin verdammet nicht;
Ich bin der Herr; mein das Gericht!" —
Gab ihnen neue Schwingen gleich,
Drauf flogen sie ins Himmelreich.

Und zu den Knaben frisch und gut
Sprach er: „Bewahret euern Muth,
Und seid erfüllt mit Himmelsglut,
Daß ihr fortan den andern Leuten
Der Erde Wunder möget deuten.
Eu'r Auge sei ein klarer Spiegel,
Darin sich zeigt der Schönheit Siegel,
Das ich hab' aufgedrückt der Welt,
Zu meinem Reich sie so bestellt.
Euch aber will ich Künstler heißen,
Weil ihr der Kunst euch sollt befleißen!
Erschlossen werd' auch ferner euch
All meiner Schöpfung weites Reich.
Drum sollt behalten ihr die Schwingen
Zu Lust und Ernst und hohen Dingen,
Draus jeglicher entnehmen mag:
Daß Menschenweisheit arm und schwach,
Daß ich es bin, der diese Welt
Erschuf und lenkt und sie erhält!" —

Und wie der Herr gesagt solch Wort,
So ist es auch geschehn hinfort:
Mit leichten Flügeln ausgezieret
Die Buben blieben ausstaffiret,

Konnten nun fliegen aller Orten
Ueber die Erde hier und dorten,
Sahn vieles rings auf weiter Erden,
Was war, was iſt und noch ſoll werden:
Schlechtes und Rechtes, Schand' und Ruhm,
Dazu viel Schalkheit und Narrenthum;
Und was ſie ſahn, ſie ſtellten's hin
In ihrem Werk mit treuem Sinn.

Alſo, Legende uns erzählt,
Wie Künſtler kamen in die Welt.

Guſtav Reiſewitz.

Noch einen Gang.

Noch einen Gang, einen ſchweren Gang
Hab' ich zu thun:
Die alte, düſtre Mauer entlang,
Wo die Todten ruhn,
Zu einem Grab ohne Kreuz und Stein,
Wo keine Cypreſſen klagen;
Man ſenkte hier zwei Herzen ein,
Die heiß für mich geſchlagen.

's iſt trübe Nacht, und ungeſehn
Ans Aelterngrab ich trete,
Die Trauerweiden hör' ich wehn,
Sie flüſtern wie leiſe Gebete;

Zur vollen Weihrauchwolke ſchwillt
Der Duft der Lilienblüte,
Ein wehmuthsſchwerer Seufzen quillt
Schmerzlich aus meinem Gemüthe.

In deutſchem Lande ſterb' ich nicht,
Nicht hier werd' ich begraben;
Wo die Wüſte ſich dehnt, das Meer ſich bricht,
Werd' ich mein Bette haben.
Doch Nachts entſteigt mein Geiſt dem Sand,
Irrt über Meer und Berge,
Und ſeufzet liebend und unerkannt,
Doch thränenlos die Särge!

Lied.

Nun ſing' zu deinem Ruhme
Ich Lieder keuſch und rein,
Du holde Frauenblume,
Geliebtes Leben mein!

Ein Wunder iſt geſchehen:
Du, der kein Mai gelacht,
Fühlſt erſt im Herbſt das Weben
Der Liebe angefacht.

Ich weckte ſpäte Blüten,
Die drum nicht minder ſchön,
Und treu will ich ſie hüten,
Daß Früchte draus entſtehn;
Rings ſchwellt im Sonnengolde
Der Traube ſüße Frucht,
Voll Körner ſteht die Dolde
An wald'ger Bergesſchlucht.

Du, gleich den ſchlanken Reben,
Rankſt dich an mir empor,
Dein faſt verwelktes Leben
Steht voll im Blütenflor;
Bald werden Purpurtrauben
Hell ſchimmern aus dem Grün,
Willſt du nur an mich glauben
Friſch, unverzagt und kühn.

Wenn goldne Sterne blinken
Auf blauem Himmelsgrund,
Laß Minnewein uns trinken,
Mein Becher sei dein Mund;
Dann sing' zu deinem Ruhme
Ich manches Lied beim Wein,
Du holde Frauenblume,
Geliebtes Leben mein!

Julius Rodenberg.

Hier unter den grünen Bäumen.

Hier unter den grünen Bäumen,
Von der goldnen Morgenſonne durchblitzt,
Wie ſelig läßt's ſich's träumen,
Wenn man ſo einſam ſitzt.
Am Boden ſpielen die Flittern
Das Laub und die Seele zittern
Von kühler Morgenluft;
Die Roſen dort am Strauche,
Sie neigen ſich dem Hauche,
Und ſpenden ihren ſüßen Duft.

Wie fühl' ich nun das Walten
Des ſchaffenden Geiſt's, der mich umweht,
Der lieblich in Geſtalten
Vor meinem Auge ſteht!

Recht in der Fülle der Erden
Empfind' ich still als Werden
Den tiefsten Grund des Seins;
Die Rosen, die dort schwanken,
Und in mir die Gedanken,
Sie grüßen sich als Eins!

Hier unter den grünen Bäumen,
Von der goldnen Morgensonne durchblitzt,
Wie selig läßt sich's träumen,
Wenn man so einsam sitzt.
Dann regt sich's mit süßem Klange,
Was ich im Lebensdrange
Verloren schon geglaubt;
Und, fern vom Weltgewühle,
Weht es wie Morgenkühle
Weich um mein sinnend Haupt.

Böser Frühling.

Sieh, durch alle Mauerritzen
Drängt mir schon das junge Grün;
Mag nicht mehr im Zimmer sitzen,
Mich um ernste Dinge mühn.

Tauſend Vögel hör' ich ſingen,
Necken mich den ganzen Tag,
Abends bei gelebten Dingen
Stört mich Nachtigallenſchlag.

Wie das ſchöne Frühlingswetter
Tief mir Geiſt und Seele trifft,
Wird mir unklar gelber Blätter
Dunkle Hieroglyphenſchrift.

Nein, ein Buch aus grünen Blättern,
Das gefällt mir allermeiſt,
Sonnengoldig ſind die Lettern,
Blumenduftig iſt ihr Geiſt.

Weil der Frühling denn gekommen,
Schlag' ich meine Bücher zu;
Sonne wird mir beſſer frommen,
Und im Walde ſind' ich Ruh'!

Herrmann Rollet.

Rüdiger Manesse.

(1351.)

Bei Tämweil liegt das Zürcherheer,
Bereit zur blut'gen Schlacht;
Der Ellerbach bedrängt es schwer,
Er hält die Berge ringsumher
Besetzt mit Uebermacht.

Und immer enger zieht den Kreis
Der Oesterreicher nun;
Die Zürcher stehn nach Heldenweis',
Aber Zürher nun macht fest sich leis',
Der Bürgermeister Brun

Doch Rüdiger Manesse tritt
Vors Zürichbanner hin,
Und ruft: „Verliert den Muth mir nit!
Der rechte Mann weicht keinen Schritt,
Mag auch der Brun entfliehn!“

Der Rüdiger Manesse schwingt
Sein Schwert und ruft darauf:
„Und sind wir auch vom Feind umringt,
Die Nachtigall von Eisen singt
Gar lockend »dran und drauf«!“

Da bricht im Thal ein Schlagen los,
Ein Schlagen und Gebraus:
Des Herzogs Scharen, dreifach groß,
Sie reißend fliehend vorm Geschoß
Der kühnen Zürcher aus.

Und heimwärts kehrt mit Sang und Klang
Die frohe Heldenschar;
Vorm Zug man hoch sechs Banner schwang,
Die kühnlich man im Streit errang,
Viel Blut auf jedem war.

Nach Zürich ziehn sie fröhlich
Vorbei am Schlößlein Brun'o:
Manesse ruft: „Wir lassen grüß,
Herr Bürgermeister, nicht im Stich,
Wie du bei Tänzeln uns!"

Nach Zürich kehrt mit Sang und Schall
Die Schar zur Morgenstund',
Das Singen schellt im Widerhall
Von Zürichs grünem Schanzenwall,
Das drang zum Herzensgrund.

Dem Rüdiger Manesse lacht
Das Herz im Leib wohl auf;
Er reitet frisch nach heißer Schlacht
Zum Minnesitz in Waldespracht
In sein Manegg hinauf.

Ernſt Victor Schellenberg.

Bettler und Bettlerin.

Der Bettler geht mit ſeiner Frau
Zum Dorf hinein, zum Dorf hinein;
Der Bettler ſpricht zu ſeiner Frau:
„Geh' du allein, geh' du allein —
Und ſind wir durch, wir treffen dann
Dort hinter'm Dorf uns wieder an
Am Holderzaun, am Holderzaun.“

Er geht nun rechts, ſie geht nun links
Von Haus zu Haus, von Haus zu Haus;
Die Frau iſt ſtumm, das Männlein hinkt
Zum Hof hinein, zum Hof hinaus.
Die Schuhe ſind im Korn verſteckt,
Damit der Bauer nicht entdeckt
Wie arm ſie ſind, wie arm ſie ſind.

In Wochen liegt des Schulzen Frau,
O Schelmenglück, o Schelmenglück!
Von schwarz und weißem Kuchen gibt's
Ein großes Stück, ein großes Stück.
Der Pfarrer hat gar Hochzeitsfest,
Er gibt, daß er sich sehen läßt,
Drei Kreuzerlein, drei Kreuzerlein.

Beim Hirtenhause kräht ein Hahn,
Der legt kein Ei, der legt kein Ei!
Was kümmert das den Bettelmann,
's ist einerlei, 's ist einerlei:
Er jagt ihn auf dem Feld umher,
Ein todter Hahn, der kräht nicht mehr,
Zum Korb hinein, zum Korb hinein!

Die Frau sitzt schon am Holderzaun,
Ist müde nun, ist müde nun.
Er spricht: „Die Schuh' hol' aus dem Kern,
Jetzt will ich ruhn, jetzt will ich ruhn."
Die Frau spricht: „Nein, das thu' ich nicht."
Er schimpft, sie kratzt ihn ins Gesicht,
Sie prügeln sich, sie prügeln sich!

Schon kämpfen ſie mit Hand und Fuß,
Der Korb zerbricht, der Korb zerbricht;
Im Staub liegt Kuchen, Wurſt und Brot,
Sie ſehn es nicht, ſie ſehn es nicht, —
Da plötzlich über Steck und Stein
Fliehn Mann und Weib mit flinkem Bein, —
Der Bettelvogt! Der Bettelvogt!

Erwin Schlieben.

Ein Herz ist immer ein Gewinn.

O schätze nie ein Herz gering,
Ist dir's auch nimmer zugethan;
Ein Herz ist stets ein köstlich Ding
Mit seinem Weh und seinem Wahn.
Und liebt dich eines wie es sei,
Misbrauch' es nicht und nimm es hin;
Du wählst ja Schlimmres mancherlei —
Ein Herz ist immer ein Gewinn.

Und triffst du eines kalt und schlimm,
Ein böses Herz, ein hassend Herz:
Dein Auge sei die Sonne ihm,
Die weiße Blumen lockt im März.

Es iſt kein Thal ſo dürr und graus,
Es wächſt ein grüner Halm darin;
Drum ſtreue deine Saaten aus
Ein Herz iſt immer ein Gewinn.

Und hat ſich eins dir zugewandt,
Das ſich in Spötterwitz ergießt,
Liebkoſ' es nur mit treuer Hand;
Mild wird ein Herz, das Treu' genießt.
Denn manches iſt wol brav und gut,
Doch kränkt es oft ein böſer Sinn;
Drum ſteht es wol auf ſeiner Hut —
Ein Herz iſt immer ein Gewinn.

Und haſt du, ach! ein Herz erkannt,
Das nicht mehr Blut zur Wange treibt,
Das ſich der Ehr' hat abgewandt,
So daß ihm keine Tugend bleibt;
Erſcheint dein Geiſt ihm läuternd Licht,
Und neigt ſich flehend zu dir hin:
O Tugendheld, verſtoß es nicht —
Ein Herz iſt immer ein Gewinn.

Karl Schmitt.

Von der Rebe.

Frühling hat die Welt bewegt,
Blume blüht und Vogel ſchlägt,
Nur die Rebe, ſchlank und ſchwank,
Weint, als ſei ſie ſehnſuchtkrank;
Alle, die nach Blumen trachten,
Wenig jetzt die Rebe achten.

Sommer ſendet Sonnenbrand,
Blume welkt im dürren Sand,
Und die Rebe nur allein
Saugt die Strahlen wonnig ein;
Durch die Glut, die andern ſchadet,
Wird die Rebe hoch begnadet.

Herbſt mit ſeinen Früchten kommt,
Vieles bringt er, das uns frommt;
Doch als ſeiner Gaben Reſt
Bringt er uns das Leſefeſt:
Eh' die Stürme alles rauben,
Kommt das Beſte, kommen Trauben.

Nun, wo keine Blumen blühn,
Schnee bedeckt das letzte Grün,
Wo erliſcht der Sonne Schein,
Winkt die Flaſche, winkt der Wein:
Frühling, Sommer, Herbſtesgaben
Sind im Flaſchengrund begraben.

Freunde, zieht die Pfropfen aus!
Jahres Wonne ſtrömt daraus;
Alles, was das Jahr gebracht,
Hell nun aus dem Glaſe lacht:
Freuden aller Jahreszeiten
Soll'n uns durch die Kehlen gleiten.

Als die Rebe hat geweint,
War uns wol ein Lieb vereint:

Sommer brachte Reſ' und Luſt,
Herbſt nahm Reſ' uns und Genuß:
Aber Blüte, Luſt und Lieben
Sind im Weine uns geblieben!

Gottlob Schneider.

Griechiſches Märchen.

Nun glänzt in heimlichem Glanze
Der Oſten; dort ſteigt hervor
Eos auf goldenem Wagen
Aus ſtrahlendem Himmelsther.

Sie zügelt die eilenden Roſſe,
Die eilen geſchwind, geſchwind,
Schnaubend aus glühenden Nüſtern:
Das bringt der Morgenwind.

Was zittern der Göttin die Hände?
Was iſt ſo trüb ihr Geſicht?
Den todten Sohn ſucht die Mutter,
Sucht ewig und findet ihn nicht.

Ihn sandt' sie den Troern zu Hülfe,
Da fiel er in Achilleus' Hand:
Wo liegt meines Sohnes Leiche
Im fremden, unheiligen Land?

Schnell ist sie vorübergeflogen
Klagend und weinend — und schau:
Ueberall liegen die Thränen,
Der zitternde Morgenthau!

Die Geiger.

I.

Sind zwölf lust'ge Musikanten,
Eine junge wilde Bande,
Ziehn sie mit den hellen Liedeln
Durch der Heimat kahle Steppen.

In den Kleidern sitzen Flicken,
In den Augen helle Blitze.

Muth im Herzen; doch vor allem
Klänge in den tollen Fiedeln.

Von den Zwölfen trägt ein jeder
Seine gute alte Fiedel,
Und gewiß kein junges Liebchen
Hängt an ſeinem Halſe treuer.

Koſend fallen ſeine Locken
Um den ſchlanken Hals des Liebchens,
Wenn der reiche Geigenhäuptling
Wilde Klänge ihr entlocket.

In ihr dunkelbraunes Antlitz
Fall'n die Locken, und ſie zittert;
Jubelnd ſpringt der ſchnelle Bogen,
Jubelnd ſingt das frohe Liebchen.

II.

Nah' am Dorfe bei den Linden
Dreht und ſchwingt es ſich im Kreiſe;
Schmucke Dirnen, ſchlanke Burſchen
Jauchzen laut in luſt'gem Tanze.

Oben rauſchen grüne Wipfel,
Unten rauſcht der Töne Fluten;
Gutgeſtimmt ſind alle Geigen,
Freudgelaunt ſind alle Fiedler.

Ei, das iſt das ſchmuckſte Mädchen,
Die dort mit dem ſchlanken Burſchen
Fröhlich durch die Reihen flattert!
War ſo wonnig lacht ihr Antlitz.

War ſo wonnig blühn die Roſen
Auf dem friſchen rothen Munde;
Wenn ſie lacht mit ihrem Munde,
Lacht es raſch in Aller Herzen.

Auch die Geiger ſitzen fröhlich,
Wenn ſie ſo herüberſchauen
Nach der allerſlinkſten Dirne.
Aber Einem trifft das Herz ſie.

„Häuptling", ſagt der eine Geiger,
„Häuptling, dieſe war mein Mädchen!
Treulos hat ſie mich verlaſſen;
Teufl hol's von der ſchmucken Dirne?

„Sieh, mit meinen ſtarken Armen
Hielt ich ſie noch jüngſt umſchloſſen;
Thor ich, der die Seele meinte
Mit dem Leib zugleich zu halten!

„Wenn ſie lachte, lag ein Himmel
Auf dem Antlitz ihr, es ſtrahlte
Sonnenſchein ihr aus den Augen,
Und doch war ſie falſch im Herzen!“

Wie ein trüber Wolkenſchatten
Fliegt es ob des Häuptlings Stirne;
Niemand weiß, woher er komme,
Ueberall iſt Sonnenklarheit.

Und mit dumpfen, hohlen Schalles
Raſch vom hohen Fels ein Bach ſtürzt
Lange lief er luſtig neckend
Durch den ebnen grünen Boden —

Alſo ſtürzen aus der Fiedel
Töne aus der muntern Höhe
Schnell hinab; wie's unten jammert!
Wie es ſchauert in den Tiefen!

„Wieder muß es sein die Rache,
Die die frohen Geiger singen",
Spricht der Häuptling. Und die Andern
Stimmen rasch in seine Weise.

Daß sie köstlich sei die Rache,
Ganz den Durst der Seele lösche,
Will sie erst das Herz bethören:
Horch, wie klingt das dennoch seltsam!

Klänge wieder aus so lieben,
Aus so schmeichelsüßen Weisen
Ueberströmen rasch dein Herz dir;
Zittert es, so ist's vor Freude.

Ist das nicht dieselbe alte,
Ist das nicht die holde Weise,
Die vor einer kleinen Frist noch
Zweier Herzen liebstes Lied war?

Ja, sie ist es, und aufhorchend,
Rasch erkannt hat sie das Mädchen.
Warum ist's denn nimmer fröhlich,
Will nicht lachen, wie vor kurzem?

Zärtlich wie ein Rudel Kinder,
Die ſich um den Hals dir hängen,
Weil du frohgelaunt mit ihnen
Spielſt auf grünem Waldesboden:

Hängen, drängen ſich die Töne
In das zagend bange Herz ihr,
Weil ſie ja noch ſtets gedenk iſt
Jener holden Liebesſpiele.

Wie ein Rudel froher Kinder
Weinend aus dem Walde ziehet,
Aus dem grünen Walde weinend,
Weil das luſt'ge Spiel zu Ende:

Alſo weinen jetzt die Töne,
Ziehn ins Herz mit tiefem Beben,
Wie ein lauter Angſtſchrei klingt es —
Weil das luſt'ge Spiel zu Ende.

Ei, wie iſt doch überhaſtig
Von der Braut die Luſt gewichen,
Wie ein Dieb, der vor den Rächern
Schnell entflieht in Waldesdunkel!

Ei, wie wirſt du blaß, Marie!
Süßes Mädchen, macht's das Tanzen?
Und was irren deine Augen
So verſtohlen nach den Geigern?

Fürchteſt du der wilden Männer
Einen aus der Jubelbande?
Sieh, ſie fiedeln ja ſo luſtig —
Und du liebſt die frohen Weiſen!

Ei, wie wirſt du blaß, Marie!
Bleich und kalt iſt deine Wange;
Bleich und kalt iſt auch dein Mündchen
Herr Gott, hilf! Hier eine Todte!

Laut erſönt der Menge Angſtſchrei;
Allzumal die Fiedeln ſchweigen.
Treulos Liebchen! Treulos Liebchen!
Raſch von dannen ziehn die Geiger.

III.

Still und öde liegt die Heide,
Kaum ein Lüftchen treibt vorüber

Durch die Reiſer wallen Züge;
Auf der Heide liegt der Mondglanz.

Nur von ferne, ſchon verhallend,
Hörſt du noch als wie von Männern,
Wie von wanderluſt'gen Männern,
Raſche Schritte wie im Tode.

Eilig ziehen ſie von dannen
Durch die lichte klare Heide,
Weit iſt's noch zu ihrem Ziele,
Und nicht weit iſt's mehr vom Morgen.

Wenn ermüdet faſt die Männer,
Nimmt der Eine raſch die Geige,
Und von neuem geht's im Takte
Mit der frohen raſchen Weiſe.

Alſo iſt die gute Sitte
Bei den wanderluſt'gen Fiedlern;
Stets zu Hülfe iſt die Geige,
Wer's nur wie die Geiger könnte!

IV.

Sind das frohe Feierklänge
Oder sind es ernste, trübe,
Die herab vom hohen Thurme
In den lauten Tag erschallen?

Mit dem ersten frühen Morgen
Kamen sie aus Luft und Himmel;
Wußt' doch kaum, warum so trübe
Mir so bang' bei ihrem Schall ward!

Ach, es war dasselbe Klingen,
Dem ich oft gelauscht vor Zeiten,
Wenn bei Frühlingsluft und Liedern
Man hinaustrug einen Todten.

Ringsum war's der Besten einer
Aus der Bande luft'ger Fiedler,
Darum zogen auch die Zwölfe
Also rasch mit ihren Geigen.

Jetzt, wo ist der Sinn, der rasche?
Kaum die Füße wollen schreiten

Hinter ihrer Bruderleiche;
Träg' und langſam geht die Trauer.

Klar, als hätt' er nichts verbrochen,
Scheint der junge Frühlingsmorgen,
Und doch bettet er zu Grabe
Eine frühe junge Leiche;

Jubelt in den Tag die Lerche,
Schwirrt der Vogel durch die Zweige —
Ueber'm Weinen luſt'ges Singen
Um den Tod die junge Frühe.

Soll der Todte in den Himmel,
Soll der Trauernde vom Grabe
Alſo einſam, ſo verlaſſen
Guten alten Troſtes heimgehn?

Spricht's der Häuptling, und zu Arme
Nimmt er ſeine gute Geige;
Mit den Andern bei den Grüften
Geigt er eine ernſte Weiſe!

Wie ein kalter Regenſchauer
Rieſelt es in ihre Seelen,

Wie die Töne so erklingen,
Klang um Klang wie eine Klage.

Ihre Herzen krampft die Trauer;
Nun Ade, du todter Bruder!
Also klang der Brüder manchem
Deine eigne gute Weise.

Ihre Trauer stillt die Weise;
Wie ein milder Himmelssegen,
Wie der warme Frühlingsodem
Schmiegt sie sich in ihre Seelen.

Mit den Klängen zieht die Seele,
Seine gute, seine treue,
Aus dem dunkeln Erdengrabe
In den weiten blauen Himmel.

Aus dem Himmel sind sie nimmer,
Solche Klänge, solche Seelen.
Flieget weiter, flieget weiter;
Lebe wohl, geliebter Bruder!

Karl Schönborn.

An die Freunde.

Alles, was uns lieb iſt, lebe!
Und was lebet, ſei uns lieb!
Ob kein Glück uns Dauer gebe,
Wenn uns nur das Gold der Rebe,
Wenn uns nur die Freundſchaft blieb!

Göttergabe ſind die Stunden;
Lebe! lautet ihr Geheiß,
Wenn zum Guten ſchön verbunden
Sich ein froher Kreis gefunden,
Froh und gut wie dieſer Kreis.

Iſt er nächſtens auch zerſtoben,
Sind wir heute doch vereint;
Möge jeder drum erheben
Gern die gute Stunde leben,
Die uns noch ſo freundlich ſcheint!

Adolf Schults.

Luther.

Als von des Scheiterhaufens Flammen
Umlodert Huß, der Märt'rer, ſtand,
Und über ſeinem Haupt zuſammen
Von allen Enden ſchlug der Brand,
Da hob er ſtill den Blick, den frommen,
Gelaſſen lächelnd himmelan,
Und ſprach: „Aus meiner Aſche kommen
Nach hundert Jahren wird ein Schwan!“

Nun hundert Jahre ſind entſchwunden
Seit Huſſens Staub der Wind verſtreut;
Wo weilt der Schwan? Wer kann's bekunden?
Kein Auge ſah ihn noch bis heut'.

Und hat des Märt'rers Wort gelogen?
Und ſprach er nur im Fieberwahn?
O nein, o nein! Auf ſtillen Wogen
Heran gerudert kommt der Schwan.

Von ſeines Geiſtes Flügelſchlägen
Belebt die Waſſerwüſte ſich;
Er ſteuert kühn dem Sturm entgegen,
Und tobt er noch ſo fürchterlich.
Er rudert ſtill und ohne Zagen
Mit einem Keilweib ſeine Bahn,
Das hier will den Keilweib tragen,
Der Taube Neid'e gleich, der Schwan.

Die Ente mit des Geiers Krallen,
Die einſt erwürgt die Taube Huß,
Sie hört des Schwanes Kittig ſchallen,
Und ſträubt die Federn voll Verdruß.
Sie lechzet ſchier nach ſeinem Blute,
Und kann doch nichts ihm haben an;
Und uferwärts in ſtillem Muthe
Mit ſeinem Keilweib zieht der Schwan.

Ernſt Arthur Seemann.

Nun nimm mich auf, du grünes Waldeszelt!

Nun nimm mich auf, du grünes Waldeszelt,
Und ihr, Dryaden, gebt mir das Geleite —
Scheucht mir den blaſſen Mann von meiner Seite,
Der unberufen mir ſich zugeſellt!
O fürchtet nichts! Es iſt ein ſchlechter Held,
Der nicht um Ehre ringt, nur um die Beute;
Erwerben — heißt ſein Ziel. Vernünft'ge Leute
Lehrt er, wie man ſich ſchickt, wie man gefällt!
Mir aber hat er jede Luſt vergällt!
Wenn ich Genuß, den raſchen Renner, reite,
Da hetzt er hinter mich der Sorgen Meute:
Pflicht, Amt, Beruf — das heult um mich und bellt,
Dieweil er vorn mir in die Zügel fällt
Und meint, ein „Morgen" folge auf das „Heute".

O still, mein Roß; nur sachte, sachte schreite:
Die haben dir vergebens nachgestellt!
Wie ruhig sich das muth'ge Thier verhält
Auf weichem Moosgrund, den noch nie entweihte
Ein Wort, ein Fluch, aus dem verborgnen Streite
Der gier- und grell- und gramverwirrten Welt!
Halt an, mein Roß, wo's rieselt, rauscht und
quellt,
Daß ich im Moos ein Lager mir bereite,
Vergesse, was mich quälte, was mich reute,
Hier, wo Erinn'rung keine Schlinge stellt.
Wie wird das Herz so leicht, so lichterhellt!
Die enge Brust, sie dehnt sich in die Weite,
Mild naht ein Traum; — o, daß er mich be
gleite,
Wenn labend mich wie Thau der Schlaf befällt!

So nimm mich auf, du grünes Waldeszelt,
Und ihr, Dryaden, gebt mir das Geleite!

Sei still, mein Herz.

Sei still, mein Herz, und klage nicht:
Der Frühling kommt, der Frühling naht!
Hervor aus dunkelm Schooſe bricht
Der friſche Sproß, die grüne Saat.
Es pocht der erſte Sonnenſtrahl
An jede Bruſt mit Zauberſchlägen,
Daß ſich von Licht und Duft und Schall
Im tauſendfachen Widerhall
Der Seele Saiten neu bewegen.

Mein Herz, wie ſchlugſt du doch ſo bang
In langer, trüber Winterzeit,
Und haſt verlernt der Lieder Klang,
Der leiſe löſt der Seele Leid.
Was ſtarrſt du an den jungen Flor
Der Welt, und wagſt es nicht zu hoffen!?
Der Gram, darin dein Muth erfror,
Zerrinnt und drängt und quillt hervor,
Vom Frühlingsſonnenſtrahl getroffen.

Sahst du den Bach, als eingezwängt
Im Eise steckten seine Wellen?
Nun da er seine Decke sprengt —
Sieh, wie die Ufer überschwellen!
So schwillt empor das alte Leid; —
O laß die Thränen, laß sie strömen!
Die Seele wird so frei, so weit,
Des Frühlings ganze Herrlichkeit
Tief athmend in sich aufzunehmen.

Traf Täuschung dich, traf dich Verlust,
Und sahst du Stern auf Stern erblassen,
Da du dir keiner Schuld bewußt,
Was soll der Gram? Was soll das Hassen?
Blick' an den Thau! — Es sind der Nacht
Viel düstre Thränen wol geflossen:
Nun da der lichte Morgen lacht,
Ist's nicht wie Diamantenpracht,
Die auf die Welt dahingegossen?!

Wohl dem, der nicht das Herz verschließt,
Wenn seiner Wünsche Raum zerronnen;
Der das, was ihm verblieb, genießt,
Und wären's nur des Frühlings Wonnen! —

Doch beſſer, wer ſich ſtolz erhebt
Mit raſchem Muth, mit kühnem Sinnen,
Wo neue Kraft die Welt belebt,
Auch wieder hofft und wagt und ſtrebt,
Den höchſten Kampfpreis zu gewinnen.

Hermann Semmig.

Unterwegs.

Episode aus dem Flüchtlingsleben.
Geschrieben 1851 in Orléans.

Der Abend kam, wir saßen am Kamin,
Ein ziellos Volk, gewürfelt bunt zusammen,
Vom Schicksalssturm auf Augenblicke hin
Vereint um Eines Herdes düstre Flammen:
Der blinde Bettler mit dem Pudelhund,
Der ihm am Seile leitet durch die Gassen,
Der Invalid, der alte Vagabund,
Vor kurzem aus dem Bagne erst entlassen,
Der Handelsmann, der seinen dürft'gen Kram
Von Haus zu Hause schleppt in Gram und Scham,
Der fremde Flüchtling, in des Glückes Schoos
Jüngst ruhend noch, nun bettelnd heimatlos,

Was alles nur verworren kriecht und bunt
Sich nährt tief auf des Bodens Schlamm und Grund.
Die Nacht war kalt und klar, wild tobte draußen
Der Winterſturm mit unheimlichem Sauſen,
Indeſſen wortlos brütend vor uns hin
Wir in die Kohlen ſtarrten am Kamin.
Zuweilen nur ſcholl aus dem ſtummen Chor
Ein roher Witz, ein Seufzer auch empor.

Der blinde Bettler rief: „Heda, mehr Licht,
Frau Wirthin! 's iſt ja Nacht, ich ſehe nicht.“

„Und kalt iſt's auch“, rief unter Fluch und Lärmen
Der Invalid, „wollt ihr, daß ich ins Feuer
Noch meinen Stelzfuß werfe, uns zu wärmen?
Noth thät' es wahrlich, denn der Wein iſt theuer.“

„Und gingen die Geſchäfte nur etwas“,
Sprach der Hauſirer, „ich tränk' auch ein Glas;
Doch immer größer wird die Noth im Volke.“

Er ſeufzt' und alle ſchwiegen wie zuvor.
Auf einmal rieſig aus der Tabackswolke

Hob ſich der greiſe Vagabund empor.
Um ſeine Brauen lag es lange ſchon
Wie eines Wetters unheimliches Drohn,
Und auf der Stirne ſeine Ader ſchwoll,
Und donnernd alle jetzt ſein Wort erſcholl:
„Wo liegt die Quelle von des Volkes Noth?
Im Volke ſelbſt und ſeinem feigen Dulden!
Wollt ihr nicht ewig eure Noth verſchulden,
So ruft verzweifelt aus: Brot oder Tod!
Kommt jene Zeit, wo ſtatt auf Barrikaden
Zu bluten für ſein Recht, der freie Mann
Nur auf der Guillotine ſterben kann!
Im Bagne nun bei meinen Kameraden
Lebt wie des Elementes wilde Kraft
Noch ungezähmt und frei die Leidenſchaft;
Zurück zu ihnen ſehne ich mich wieder,
Ich ſteh' auf dieſer Welt ja ganz allein,
Faſt wie der Greis, der mir fällt eben ein.
Noch rieſelt kalt es mir durch alle Glieder,
Denk' ich an das, was ich erzählen will."

Er ſetzte ſich, wir aber horchten ſtill.
„'s war Neunundachtzig beim Baſtillenſturm,
Die Glocken heulten wild von jedem Thurm

Und um die alte finſtre Zwingburg her
Schwoll heulend wie der Sturm des Volkes
Meer ....“

„Ihr war't dabei“, warf froh erſtaunt ich ein,
„Ihr kämpftet mit in jenen Heldenreih'n?
Das war ein Volk noch, nicht wie die, ſo heute
Sich ihres Herr'n verkaufen ſelbſt als Beute;
Das wußte noch zu kämpfen, ja zu ſterben,
Sobald es galt die Freiheit zu erwerben.“

„Ich war dabei; ein Knabe von neun Jahren,
Kämpft' ich ein Mann in jenen Heldenſcharen.
Heiß brütete der Juliſonne Glut,
Doch heißer kochte noch in uns das Blut.
Die Veſte fiel; was wird, was muß nicht fallen,
Wenn einig ſich ein Volk zum Kampf erhebt!
Wie alles kam, bekannt iſt es euch Allen;
Doch höret weiter, was ich da erlebt.
Wildflutend ſtürzte zügellos die Menge
Sich durch die Höfe, Treppen, Keller, Gänge;
Die Opfer ſuchten wir der Tyrannei,
Und jubelnd riefen wir: Frei ſeid ihr, frei!
Aus einem Kerker aber ſtieg ein Greis,
Verwelkt ſein Antlitz und das Haar ſchneeweiß

Er ſtarrt' uns an, es war ihm wie ein Traum;
Aus Geh'n längſt nicht gewöhnt, vermochten kaum
Die Füße ſeines Leibes Laſt zu tragen.
Doch nannt' er Straß' und Haus auf unſer Fragen
Nach ſeiner Wohnung, die nun funfzig Jahre,
Fluch den Tyrannen! er nicht mehr geſehn,
Und Männer trugen ihn auf einer Bahre;
Wie ein Triumphzug war es anzuſehn.
Wir kamen an; man öffnete, man frug,
Maß dann mit kalt neugieria fremden Blicken
Den Alten, den man auf der Bahre trug,
Und ſchüttelte den Kopf. Mit feſtem Nicken
Beſtätigte jedoch der mürbe Greis,
Was er verwirrt faſt ſelbſt bezweifelt hätte:
»Ja wohl, hier iſt's, ich weiß doch, was ich weiß;
Dies iſt mein Haus und meine Heimatsſtätte.
Wo iſt denn meine Frau?« — Noch Viele kamen,
Doch nicht ein Einz'ger kannte ihren Namen;
Man ſprach wol was von einer jungen Frau,
Die plötzlich, als verhaftet ward ihr Gatte,
Der Schmerz aufs Todtenbett geworfen hatte,
Doch wußte Niemand mehr etwas genau.
Dreimal ſchon war das Haus verkauft indeſſen
Und wem es ſonſt gehörte längſt vergeſſen.

Wir fragten in der Nachbarſchaft umher,
Umſonſt! es kannt' ihn Niemand, Niemand mehr.
Hinſtarben ſeine Freunde Jahr um Jahr,
Indeß er lebend wie begraben war;
Zwei Menſchenalter ſchloſſen ihre Reih'n,
Und als er wiederkam, ſtand er allein.
Da brach aus ſeiner Bruſt ein ſtöhnend Ach,
Und aus den Augen ihm ein Thränenbach.
So ſtand er in ſich ſchmerzgebrochen da,
Indeß die bleiche Menge auf ihn ſah.
Dann zuckt' er wie in Wuth, wie krampfhaft raſft'
Er ſich empor: «Was ſteht ihr da und gafft?
Fluch eurer Freiheit, die mein Bett mir nahm,
Die in die Wüſte mich zu ſtoßen kam!
Mein Kerker war mein einziges Aſyl;
Wo ich daheim, bin ich wie im Exil.
Dort war doch eine Spinne mein Gefährte,
Jetzt aber ſteh' ich einſam auf der Erde.
Hoch leb' der König, der ein Dach mir gab!
Mir bleibt nun keine Heimat als das Grab!»
Wir wagten nicht der Läſt'rung ihn zu zeihn,
Stumm wich die Meng', entſetzt; er blieb allein.
Mitleidig nahm ihn Einer in ſein Haus,
Dort haucht' er bald die müde Seele aus."

Wir ſaßen wie erſtarrt, als er zu Ende,
Und ſcheu und ſchweigend ging ein Jeder fort:
Er aber drückt' ſein Haupt in beide Hände
Und murmelte für ſich das düſtre Wort:
„Wie er ſteh' ich auf dieſer Welt allein,
Ich möchte wieder heim im Wagne ſein.“ —

Ich ſtieg hinauf in meine öde Kammer,
Das Herz ſo öd' wie ſie, nur voll von Jammer,
Und ging zu Bett. Schon ſchlug es Mitternacht,
Es ſchwieg der Sturm und ruhig war die Nacht;
Der Vollmond warf geiſterhaft hellen Schein,
Und unter wirren Träumen ſchlief ich ein.

Auf einmal traf mein ſchlummertrunknes Ohr
Ein wilder Lärm; ich fahre raſch empor.
Man rief: „Gebrochen iſt die Tyrannei,
Frei iſt das Volk, und frei auch biſt du, frei!
Dich ſchrecken keine Häſcher mehr noch Ketten,
Du darfſt dich wieder in der Heimat betten.“
Ein Wonneſchauer packt da meine Glieder:
Beendet iſt das bittere Exil,
In meine Heimat darf ich endlich wieder!
Leb' wohl nun, Frankreich, Dank für dein Aſyl!

Wie flieg' ich hin an meines Rheines Strand,
Hinüber in mein deutſches Vaterland!

O heil'ge Muttererde, ſei gegrüßt,
Wie meine Mutter ſelbſt ſei du geküßt!
Mit deinen Wäldern, Strömen, Au'n und Höh'n
Kein Land auf Erden iſt wie du ſo ſchön.
Wo nur ein neuer Horizont ſich weitet,
Sind deine Reize vor mir ausgebreitet.
Ich aber eile durch ſie hin in Haſt,
Erſt in der Heimat ſind' ich Ruh' und Raſt.
Da ſteigen ſchon auf meinem raſchen Lauf
Die Kuppen des Thüringerwaldes auf;
Du ſüßes Reh darin, biſt du jetzt zahm,
Das ich zu fangen, ach, vergebens kam?
Und dort iſt Halle an der Saale Strande,
Nach altem Lied die ſchönſte Stadt im Lande!
Die alten Zeiten ſeh' ich alle wieder,
Blick' ich in deinen Spiegel nur hinein,
Du lieber Strom; in unſre Burſchenlieder,
Wie rauſchteſt du ſo träumeriſch darein!
Die rothen Mützen, die Pariſerklingen,
Die Schlägerglocken und der Gläſer Klingen,
Durch alle Glieder brauſt es fröhlich mir,

Denk' ich nur dran! Und doch ach, wieder hier,
Hier war es, wo ich von ihr Abschied nahm,
Von ihr! — O Gott, das war ein trüber,
Ein kalter Wintermorgen ... Doch — vorüber!
Heut' ist es Zeit zur Freude, nicht zum Gram.
Sieh, da taucht Leipzig auf; ein Meer von Träumen
Steigt duftend mir aus seinen Lindenbäumen.
Hier trat ich einst als Jüngling in die Welt,
Von tausend Hoffnungen das Herz geschwellt;
O meiner Jugend sel'ge Maienzeit,
Hier kränzte mir die Liebe meine Haare,
Hier schwur ich auf der Freiheit Hochaltare,
Und den ich schwur, ich löste meinen Eid.
Und nun?! — Die ich gepflanzt, die Bäume,
Voll Blüten einst, voll hoffnungsreicher Träume,
Sie sind verwelkt; der Rosen duft'ger Glanz,
Der Myrte Grün, der Eichen stolzer Kranz,
Welk, alles welk! Kaum daß die müde Hand
Sich noch ein Lorbeerreis zum Kranze wand.
Vorbei, vorbei! Mich sehnt's nach jenem Thal,
Wo mich zuerst des Tages heller Strahl
Aus meiner Mutter Auge angelacht,
Wo meines Vaters Hand mich treu bewacht.
Nun ist's erreicht: aus tiefem Grunde raucht

Die Mulb' empor, o wie mein Ohr ihr lauſcht!
Wie haſtig in das Thal mein Auge ſinkt
Und durſt'gen Blicks aus jeder Quelle trinkt!
Und blieb' mir auch von allen Lebensbäumen,
Die ich gepflanzt auf meiner Tage Spur,
Auf ſeinem Kirchhof eine Pappel nur,
Ich wollte ſüß in ihrem Schatten träumen!

Jetzt geht's bergab; in meinen Schülerjahren
Wie oft nicht bin den Hohlweg ich durchfahren!
Und ſieh, es ſtürzten Thron und Staaten; doch,
Du alter Kirchthurm, du ſtehſt immer noch.
Und dort in jener Mauern engem Raum
Schläft meiner erſten Liebe Kindertraum.
Da iſt die Brücke denn, ich trete ein,
Mich grüßt ein jedes Haus, ein jeder Stein,
Nur von den Menſchen kennet Niemand mich.
Mich wundert es. Jedoch, der Tag verblich,
Und längſt ſchon dunkelt es; ſtill ſind die Gaſſen,
Der weite Markt ſteht öde und verlaſſen,
Doch ganz wie ſonſt noch. Himmel, was wir lärmten,
Wenn vor dem Jahrmarkt ſonſt wir kleinen Buben
In froher Ahnung durch die Buden ſchwärmten
Und ſpielend fragten: wer vermiethet Stuben?

Vom Rathhausthurme ſchlägt die zehnte Stunde,
Der Wächter kommt und bläſt die erſte Runde;
Ganz noch wie ſonſt. Jetzt bin ich um die Ecke —
Gott, was ich zittre und ſo froh erſchrecke!
Dort iſt es, ja dort iſt mein Vaterhaus,
Dort über jener Thüre enge Schwelle
That ich den erſten Schritt zur Welt hinaus.
Und jetzt, jetzt kehr' ich heim zu ihr zurück,
Nur reich an Täuſchungen und arm an Glück.
Hier ſteh' ich denn, kein Fenſter mehr iſt helle:
Sie ſchlafen ſchon; ich werde ſie erwecken,
Vorſichtig, daß ſie nicht zu ſehr erſchrecken;
Ja, was ich jemals auch an Glück verlor,
Hier blieb mir alles doch noch wie zuvor:
Falſch iſt die Welt nur, aber feſt und neu
Bleibt ewig Mutterlieb' und Vatertreu' ....

Ich klopfe an, ein unbekannt Geſicht
Macht mir die Thüre auf, man kennt mich nicht ...

„So wird mein Name doch bekannt euch ſein,
Denn meine Eltern wohnen hier im Hauſe."
Auch der nicht. „Wie? Es kann nicht möglich ſein!"
„Doch halt!" — rief man nach einer kurzen Pauſe —

„Einſt hatten es, wie ich mich jetzt beſinne,
Zwei alte Leute dieſes Namens inne;
Sie lebten ſchlecht und recht, als ſie der Gram
Um ihren flücht'gen Sohn von hinnen nahm,
Der mit in Dresden war. So, das ſind Sie?
Woll'n Sie gefälligſt morgen wiederkommen,
Es iſt ſchon ſpät und alle ſchlafen ſie;
Gewiß; Sie ſind uns herzlich dann willkommen.“
Ich ſtand betäubt von namenloſem Schmerz,
Der Athem ſtockte mir, laut ſchlug mein Herz:
Ich fragte nach den Nachbarn noch umher,
Man kannte keinen ihrer Namen mehr . . .

Da brach aus meiner Bruſt ein ſtöhnend Ach,
Und aus den Augen mir ein Thränenbach.
In fremder Ferne fand ich ein Aſyl;
Wo ich daheim, war ich wie im Exil.
Mir blieb in kalter Nacht kein andres Bette
Als meiner Eltern letzte Ruheſtätte.
Ja, wo ſie ſchlummern, tief und ſtill und kühl,
Ihr Hügel dort ſei auch mein Sterbepfühl;
Vom Himmel wird der ſanfte Sternenſchein
Mir wie ein Blick aus ihren Augen ſein,
Und näßt der kalte Nachtthau mich, ich wähne,

Es ſei aus ihrem Auge eine Thräne.
Und weinend ſchritt von meinem Vaterhaus
Ich zu dem Friedhof vor der Stadt hinaus.
Zur Mulde kam ich, rings die Gegend lag
Im Mondenſchein ſo hell als wie am Tag.
Die Augen ſchmerzten mir von Thränenglut,
Ich wollte ſie erfriſchen in der Flut,
Und ſtieg die Stufen nach dem Fluß hinab.
Welch' Bild war das, das er zurück mir gab?!
Verwelkt mein Antlitz und das Haar ſchneeweiß,
Herr Gott im Himmel! und ich war ein Greis!

Hinſtarben meine Freunde Jahr um Jahr,
Indeß ich fern und wie vergeſſen war;
Zwei Menſchenalter ſchloſſen ihre Reih'n,
Und nun ich wiederkam, ſtand ich allein.
Da faßte mich verzweifelnd öde Trauer —
Ich ſprang hinab, mich packt des Stromes Lauf,
Durch meine Glieder rinnt ein eiſ'ger Schauer
Und — fieberſchweiß gebadet wacht' ich auf.

Und wieder nahm ich meinen Wanderſtab;
O wär' mein nächſtes Lager doch das Grab!

Friedrich Stanſius.

Du bist mein Letztes.

Du biſt mein Letztes in der Nacht,
Eh' ſich die Lider ſenken,
Und, wenn ich Morgens kaum erwacht,
Biſt du mein erſt Gedenken.

Du immer fröhliche Geſtalt,
Du Maitag ſonder Ende,
In deine ſanfte Lieb'sgewalt
Ergeb' ich Herz und Hände.

Du bringſt ins müde Herz hinein
Viel reiches Frühlingsleben,
Drum mußt du auch der Frühling ſein,
Dem ſich mein Herz ergeben.

Du biſt mein Letztes in der Nacht,
Eh' ſich die Lider ſenken,
Und wenn ich Morgens kaum erwacht,
Biſt du mein erſt Gedenken.

Adolf Stern.

Melusine.

Des Knaben Traum verläßt mich nicht,
Die Märe von der Meluſine;
Mir iſt, als wenn des Mondes Licht
Durch deine Fenſter ſchimmernd ſchiene.

Ich ſchau' hinein: violenfarb
Koſt das Gewand um deine Glieder;
Die Lippen, drum ich flehend warb,
Ich ſeh' ſie dunkel blühend wieder.

Doch ſchwebt ein Lächeln drauf — bei Gott,
Es liegt das Haſſen und das Minnen,
Die Sehnſucht und der bittre Spott
In dieſem einen Lächeln drinnen!

Nur bangend fraa' ich: Will mir das?
Dann muß ich dich auf ewig meiden:
Gib ganze Liebe, ganzen Haß,
Ich will nicht das Lächeln zwischen beiden

Adolf Stöber.

Heimkehr ins Elsass.

Willkomm, ihr heimischen Vogesen!
Noch steht die alte Säule da,
Wo meine Blicke fröhlich lesen
In Stein gehauen: Alsatia.
Wie sehnt' ich mich, das Ziel zu schauen,
Der Heimat erste Station!
Du fuhrest brav durch Welschlands Gauen,
Hab' Dank, du welscher Postillon!

Ade! Auf Lotharingens Hügel
Kehr' um, du lockst mich nicht zurück!
Elsässer Bursch, führ' du die Zügel,
Und stoß ins Horn — ein fröhlich Stück!

Ja, laß ein helles Lied erklingen
Hoch jubelnd in des Himmels Blau,
Ein Vivat unserm Land zu bringen,
Dem Elsaß und dem Rheinthalgau!

Den Berg hinab fährt sacht der Wagen,
O legt ihm nur den Hemmschuh an,
Daß ich mein Elsaß mit Behagen,
Nach Herzenslust betrachten kann.
Willkomm, ihr heimatlichen Thäler,
Beschirmt von hoher Berge Wall,
Und ihr, der Vorzeit graue Mäler,
Ihr segenreichen Schlösser all'!

Willkomm, ihr grünen Rebenhügel,
Wo purpurroth die Traube schwillt,
Wo unter heißer Lüfte Flügel
Des goldnen Weines Feuer quillt!
Sieh, wie vom Himmel reich gesegnet
Das weite Fruchtgebilde sprießt,
Wo kaum ein Fleck dem Aug' begegnet,
Der nicht von Segen überfließt!

Und ſieh die trauten Dörflein alle,
Von Obſtbaumgärten rings umlacht,
Die Städtchen dort mit Thurm und Walle,
Wo Bürgermuth das Land bewacht!
Und ſieh, wie dort im Abendglanze,
Wo ſilbern blinkt des Rheines Strom,
Aus Straßburgs altem Mauerkranze
Gen Himmel ragt der ſchlanke Dom!

Du hehres Münſter, grauer Zeuge
Der deutſchen Kraft und Frömmigkeit!
Ob Alles neuem Tand ſich beuge,
Du hältſt am Ernſt der alten Zeit.
Bewahre du, als treuer Hüter,
Der ehrenfeſten Väter Zucht,
Daß unſer Volk die höchſten Güter
In Feſtigkeit und Treue ſucht.

Und weiter ſiehſt du dort erglänzen
Des Rheines ſchillernd Silberband:
Ein Band, o ja! nicht ſcharfe Grenzen —
Das ganze Rheinthal iſt ein Land!

Ob jenſeits andre Mächte thronen,
Die Herzen bleiben ſich verwandt;
Die hüben und die drüben wohnen,
Sie reichen ſich die Bruderhand.

Geſegnet ſeid, ihr Schwarzwaldgipfel,
Gegrüßt das Volk an euerm Fuß!
Es webt durch alle Wasgauwipfel
Zu euch hinüber trauter Gruß!
Auf, Schwager! Laß dein Horn erklingen
Hoch jubelnd in des Himmels Blau,
Ein Vivat unſerm Land zu bringen,
Dem Elſaß und dem Rheinthalgau!

Theodor Storm.

Für meine Söhne.

Fehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdeſt zu begehren,
Halte dich zu werth, um gaſtlich
In dem Hauſe zu verkehren.

Was du immer kannſt, zu werden,
Arbeit ſcheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Carrièremachen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte feſt: du haſt vom Leben
Doch am Ende nur dich ſelber.

Sommermittag.

Nun iſt es ſtill um Hof und Scheuer,
Und in der Mühle ruht der Stein;
Der Birnenbaum mit blanken Blättern
Steht regungslos im Sonnenſchein.

Die Bienen ſummen ſo verſchlafen;
Und in der offnen Bodenluck',
Benebelt von dem Duft des Heues,
Im grauen Röcklein nickt der Puck.

Der Müller ſchnarcht und das Geſinde,
Und nur die Tochter wacht im Haus;
Die lachet ſtill, und zieht ſich heimlich
Fürſichtig die Pantoffeln aus.

Sie geht und weckt den Müllerburſchen,
Der kaum den ſchweren Augen traut:
„Nun küſſe mich, verliebter Junge;
Doch ſauber, ſauber! Nicht zu laut!"

Adolf Strodtmann.

Im Mai.

Es war am erſten Maientag,
Da lag ich träumend im Blütenhag.

Die Vögel ſangen in blauer Luft,
Rings um mich wallender Roſenduft.

Und neckend ſpielte das Sonnenlicht
Durch das zitternde Laub mir ins Angeſicht.

Die Nähne zogen auf blauem Fluß —
Da hab' ich verſtanden des Frühlings Gruß.

Er ſprach: „Du thörichtes Menſchenkind,
Horche den Blumen und Well' und Wind!

„Nun reden die Bäume, nun redet der Stein
Dein Loos iſt ihres, ihr Loos iſt dein!

„Die Vögel ſingen ihr altes Lied —
Du lauſche dem Klang, der die Welt durchzieht!

„Laß ab vom flüchtigen Kindestraum,
Du biſt nicht mehr als Roſ' und Baum.

„Du biſt wie die Welle, der Wind, der Stein,
Du biſt wie ein lächelnder Sonnenſchein

„Die Welle verſprüht und der Wind verweht,
Die Sonne taucht unter, die Roſe vergeht.

„Der Lenz kehrt wieder, der Schnee zerrinnt
Schlaf' ein, du thörichtes Menſchenkind!“

Todte Liebe.

Ich frage nicht, ob wir uns haſſen,
Und du, ob wir uns lieben, nicht:
Ich weiß den Schmerz allein zu faſſen,
Daß unſrer Seelen Bund zerbricht.
Es war ein Traum, zu bald verronnen,
Ein Morgenſchein, zu ſchnell verhaucht —
Kaum daß in der Erinnrung Brennen
Empor ein mattes Bild noch taucht!

O forſche nicht, wer ſich vergangen,
Ob ich die Schuld, ob du ſie trägſt:
Was hilft's, wenn dürr die Kränze hangen,
Daß du nach jeder Blüte frägſt?
Laß uns vergeſſen, wie's gekommen,
Daß ich gefunden deine Spur —
Vergangne Luſt, was ſoll ſie frommen?
Es bleibt uns ja die Thräne nur.

Einſt hab' ich dir mein Herz gegeben
Ich fordr' es nicht von dir zurück:
O ſegne Gott dein einſam Leben
Und dein gebrochnes Jugendglück!

Wir ſind uns kalt und fremd geworden,
Das Segel winkt, die See geht hohl;
Nach Süden ich und du nach Norden —
Verlornes Herz, leb' wohl, leb' wohl!

Ein Traum.

Du ſtolzes Weib voll irrer Zaubermacht!
An deine Zukunft hab' ich oft gedacht,
Die mir das Herz erfüllt mit düſterm Bangen;
O nie vergeſſ' ich jenen eiſ'gen Traum,
Von dem gemartert in der Kiſſen Flaum
Entſetzt ich barg die glühnden Wangen!

Ein Winter war's, gleich dieſem trüb' und kalt;
Alleine durch den blätterloſen Wald
Kam ich im ſpäten Abendgold geſchritten.
Rings Alles Wildniß, die kein Menſchenfuß
Vor mir betrat! ... Da winkt mir wie zum Gruß
Ein Hüttlein aus des Waldes Mitten.

Eintrat ich rasch — Ob mich denn keiner hört?
Nicht oft doch, mein' ich, ihr Bewohner, stört
Ein fremder Schritt das Schweigen dieser Wände.
Hallo, wacht auf! — Da schreitet auf mich zu
Ein blasses Weib ... O Gott, Maria, du
Entstehst an dieser Wildniß Ende?!

Sie reicht die Hand mir — Wenig Jahre nur,
Seit ich begegnet deiner Flammenspur,
Sind hingezogen über deiner Stirne;
Doch weh' dein Auge grüßt mich kalt und todt,
Dein bleiches Antlitz glüht im Abendroth
Wie Schnee auf eines Gletschers Firne!

Bist du gestorben? Deine Hand ist Eis —
Doch nein, wie ehmals pocht dein Herz noch heiß;
Was hat an dir die lichte Welt verbrochen?
Was stehst du trotzig aus der Menschen Bund? ..
Ein schmerzlich Lächeln spielt' um ihren Mund,
Und also hat sie trüb' gesprochen:

„Nie weckte mich in dieser Welt voll Qual
Zum Tag des Lichts ein warmer Sonnenstrahl,
Nicht Glück noch Freude hab' ich je besessen;

Wenn rings der Frühling junge Blüten trieb,
Auflüſſend jedes Herz zur Wonne, blieb
Nur ich verloren und vergeſſen!

„Ich wollte trunken durch die Spanne Zeit
Hinfliegen, athmend nur in Seligkeit —
Ihr hießt um mattes Erdenglück mich werben.
Von eurer Luſt, der halben, will ich nichts!
Verſucher, geh' — du biſt ein Kind des Lichts —
In meiner Wildniß laß mich ſterben!“

Sie ging. Im Hauſe ließ ſie ſtehn mich kalt,
Lang' ſcholl ihr irres Lachen durch den Wald,
Erſtarren fühlt' ich meines Herzens Pochen.
Eis meine Stirne, meine Seele Eis! . . .
Da wacht' ich auf — im Fieber —, kalt und heiß:
Mir war's, als ſei mein Herz gebrochen.

Seh' ich dich heut', unſelig Zauberweib,
Mit deinem Weh geputzt, wie um den Leib
Der Bühnenheldin Prachtgewänder fluten;
Schau' ich dich buhlen um des Beifalls Zoll
Für deiner Wunden Leid, ſtatt würdevoll
Und groß an ihnen zu verbluten:

So denk' ich oftmals an den alten Traum,
Und wollt', ich säh' dich an der Wildniß Saum
Von deinen todten Hoffnungen umgeben;
Und säbe dich, erstarrt in deinem Weh,
Den Himmel stumm den Blick, wie Niobe,
Aus deinem Waldeszelt erheben.

Dann bahnt' ich mir durch jeder Wüste Graus
Den Weg zu dir, und schritte stark hinaus,
Mit Purpurglanz den Abend dir zu färben;
Aufküssen wollt' ich dich zum Sonnenlicht:
„Wach' auf, Maria!" — Oder könnt' ich's nicht,
So wollt' ich einsam mit dir sterben.

Abschied.

Nun sind verträumt die flücht'gen Stunden,
Die mich an deine Spur gebannt;
Leb' wohl, verzaubert Inselland,
Dem siegend sich mein Geist entwunden!
Geh' du in deiner Selbstsucht Hallen,

In deiner Oede Nacht zurück:
Dein Bau, o Circe, muß zerfallen,
Und fern von deinen Liedern allen
Taucht neu empor mein Lebensglück!

Aus ſeines Winters Froſt erretten
Wollt' ich dein wahnumflortes Herz —
Doch ſieh, du ſchlugſt mit kaltem Scherz
Mich ſelbſt in ſchnöden Zaubers Ketten!
Was Seel' und Geiſt an Schätzen hegen,
Haſt du in trunknem Spiel geraubt;
Und als ich all den goldnen Segen
Geopfert, trugſt du mir entgegen
Ein tödtliches Meduſenhaupt.

Fahr' wohl! Ich mag dir nimmer grollen,
Daß du, was tief mein Herz erfreut,
Als welke Blumen ausgeſtreut
Auf deinen Weg, den dornenvollen.
Die Zeit, ach, fürcht' ich, trüb' und bange,
Da du Verzweiflungszähren weinſt,
Und da, in all dem Sehnſuchtsdrange
Verwaiſt, auf deinem Schmerzensgange
Du arm und hoffnungslos verſteinſt!

Fahr' wohl, fahr' wohl! Mich ruft die Stunde
  Hinweg zu höherm Lebensziel!
  Der Menschheit steuert zu mein Kiel,
Mit ihrem Glück und Leid im Bunde!
Ade, verwünschte Zauberhügel,
  Wo Circe's Lockung mich umspann!
Die Zukunft leihe mir die Flügel,
Und trage mit verhängtem Zügel
  Zu neuen Sonnen mich hinan!

Julius Sturm.

Die junge Mutter.

Spät am Abend, früh am Morgen
Muß ich wachen, muß ich ſorgen,
Muß ich an der Wiege ſtehn
Und nach meinem Kindlein ſehn.

Keine Ruh' an keinem Tage,
Immer neue Laſt und Plage;
Ach, wie flohſt du doch ſo weit
Schöne, freie Jugendzeit!

Horch! Was regt ſich? Herzig Bübchen,
Blühnde Wangen, feine Grübchen,
Aeuglein dunkel wie die Nacht:
Gott, wie mich das ſelig macht!

Unter jenen Weiden.

Es rinnt und rauscht ein Quell im Thal
Fort unter jenen Weiden,
Da leuchtete zum ersten mal
Der Liebe Glück uns Beiden;
Dein Aeuglein gab so hellen Glanz,
Davon ward ich bezaubert ganz,
Den Himmel sah
Ich mir so nah
Fort unter jenen Weiden.

Wir saßen Beide still und stumm
Fort unter jenen Weiden,
Und wußten auch gar wohl, warum
Ums Herz so bang uns Beiden.
Hoch über uns im Laube sang
Ein Vöglein süß und wundebang:
O Lieb', o Leid!
Wir seufzten Beid'
Fort unter jenen Weiden.

Da ſchlang ich kühn den Arm um dich
Dort unter jenen Weiden;
Ich küßte dich, du küßteſt mich,
Ein Herz ſchlug in uns Beiden;
Und aus der Seele tiefſtem Grund
Beſiegelte der Liebe Bund
Ein treues Dein,
Ein ſel'ges Mein,
Dort unter jenen Weiden.

Drum ſitzen wir noch heut' ſo gern
Dort unter jenen Weiden;
Erblich auch unſrer Jugend Stern
Und ſchimmert ſchon uns Beiden
Des Alters Reif im dünnen Haar,
Wir lieben uns noch immerdar
So warm und treu
Wie einſt im Mai
Dort unter jenen Weiden.

Albert Träger.

Ein Rabe.

Auf deinen Buſen fluten hernieder
Von meinem Haupte die ſchimmernden Locken:
So glänzt im Schnee des Rabes Gefieder —
Was macht ſo jäh die Pulſe mir ſtocken?!

Ich bin ja ſelbſt ein finſterer Rabe,
Verflucht, die Botſchaft des Unglücks zu bringen;
Wo ich mein Haupt gebettet auch habe,
Es eilt mir nach auf ſicheren Schwingen.

Und darum ſchmerzt mich dein blühend Leben,
Des ſchuldloſen Buſens ſanftes Wallen;
Nie wird es kindlich wieder ſich heben:
Da ich dran ruhte, biſt du verfallen.

Du hattest sanft mich eingewiegt.

Du hattest sanft mich eingewiegt
Mit deiner Stimme süßem Klang,
Der Zauber wich, der Traum verfliegt,
Und das Erwachen ist so bang.

Nichts blieb mir, da ich dich verlor:
Erinnrung, Hoffnung, alles schied;
Nur leise noch klingt mir's ins Ohr
Wie ein vergessnes Wiegenlied.

Glühende Asche.

Dein Lächeln war mein einzig Glück,
Mein einzig Leiden dein Erblassen,
Ein Blick von dir hielt mich zurück;
Ließ ohne Schmerz mich alles lassen.

Vorbei, vorbei sind jene Zeiten,
Und nur zuweilen still und mild,
Wie Schwäne durch die Fluten gleiten,
Zieht durch die Seele mir ihr Bild.

Den trunknen Blick auf dich gewandt,
Zu deinen Füßen sitz' ich wieder,
Und leise legt sich deine Hand
Auf meine Locken spielend nieder;
Kein Wünschen kennen wir, kein Streben,
Es hemmt bei uns die Zeit den Lauf,
In weiter Ferne wogt das Leben,
Und sein Geräusch weckt uns nicht auf.

Ein Traum ist's nur und schnell verweht
Die flücht'ge Täuschung seiner Bilder;
Doch, wie ein tröstendes Gebet,
Stimmt er die Seele weicher, milder.
Das Leben ließ mein Herz erkalten,
Nur in der Asche glimmt die Glut,
Wo still in seinen tiefsten Falten
Dein heilig Bild begraben ruht.

Zweifel.

An deinem Finger, dem weißen, ſchlanken
Blitzt golden ein ſchmaler Streif;
All' meine Blicke, meine Gedanken
Bannet der kleine Reif.

Stehſt du ſo ſtolz, in Sicherheit prangend,
Weil dich ein Talisman ſchmückt?
Schweift ins Weite dein Blick ſo verlangend,
Weil die Feſſel dich drückt?

Als mich dein Blick beim Scheiden traf.

Als mich dein Blick beim Scheiden traf,
Ein Lächeln, das in Schmerz zerfloſſen,
Da war's, als ob zu ew'gem Schlaf
Die müden Lider mir ſich ſchloſſen.

Noch bin ich wieder nicht erwacht,
Mit dir erst wird der Tag erscheinen,
Ein Traum erhellt nur meine Nacht:
Dein Auge seh' ich lächelnd weinen.

Einer Schauspielerin.

Nicht an die Scholle kette dein Geschick,
In keinem Boden wirst du Wurzeln schlagen,
Laß nie begehrend ruhen deinen Blick,
Es muß dein Fuß dich rastlos weiter tragen,
Und wirst du matt, so rub' ein Veilchen aus,
Um deine Kraft zum fernen Weg zu laben:
Doch nirgends baue dir ein bleibend Haus —
Es darf der Künstler keine Heimat haben.

Ein Wandervogel sing' auf jedem Ast
Entzückten Hörern deine besten Lieder;
Wenn du den letzten Ton gespendet hast,
Entfliehe schnell auf leichten Schwingen wieder.

Und iſt der Schmerz der Trennung noch ſo groß,
Süß iſt es für die eigne Wahl zu leiden:
Du weihteſt dich der Kunſt, nun iſt dein Loos
Ein fröhlich Kommen und ein traurig Scheiden.

Nur ſuche dir ein Herz, wo du auch weilſt,
Darin ſich deins zur ſanften Ruhe bettet;
Das dir zur Ferne folgt, wenn du enteilſt;
Das Sehnſucht immer feſter dir verkettet.
So wandle fort und fort zum Ziel hinan,
Und wähnſt du einſam dich in trüben Stunden,
Verzage nicht! Haſt du auf deiner Bahn
Doch eine Heimat überall gefunden.

Heinrich von Treitſchke.

Medea.

O laß mich nicht jetzt mit ſtrenger Hand:
Ich bin der Mann nicht mehr, den du gekannt.
Mit mir nicht — mit dem Himmel ſollſt du
hadern:
Der mir das Auge gab, der Schönheit Spiegel,
Der warmes Blut mir hauchte in die Adern,
Ihm magſt du fluchen; laß dem Zorn die Zügel!

Du weißt, wie wir in der Campagna ritten,
Wie aus dem Hohlweg Hülferufen klang;
Wie meine Hand des Mörders Hals umſchlang,
Bis ich dem Mund des röchelnden Banditen
Das gräßliche Geſtändniß abgerungen:
„Lucretia hat mich zum Mord gedungen.“

Du ſahſt, wie ich an meines Bruders Leiche
Hintrat, den Finger legte in die Wunde,
Darin das Blut noch rauchte von dem Streiche,
Und wie der Eidſchwur klang aus meinem Munde:
„Bei meiner Mutter Schoos, der dich getragen,
Bei ihrer Gruft! Wie hier mein Stahl erſchlagen
Das ſchwarze Werkzeug dieſer Höllenthat,
Auch ſie ſoll fallen, die erſann den Rath,
Die gleißend dich bethört mit ihrer Schöne!
Mich ſtrafe Gott, ſo ich den Eid verhöhne!“ —
Du weißt es, Freund! — Wohlan, ich ſah dies Weib,
Das frech geſchwelgt in meines Bruders Blut:
Wehrlos vor meinem Dolche lag ihr Leib
Wie vor des Adlers Fuß die Taubenbrut —
Und dennoch lebt ſie! Eines Weibes Schöne
Entwaffnete den Zorn, den Haß, die Rache,
Und in mir hallt es, eines Teufels Lache:
Mich ſtrafe Gott, ſo ich den Eid verhöhne!!

Ich ſprengte noch in halber Nacht gen Rom.
Wie flüſſigen Metalls ein heißer Strom
Drang mir der Rachedurſt in alle Poren;
Wollüſtig ſah ich funkeln meinen Stahl;
Ich trieb den Rappen blutig mit den Sporen.

Bis daß er keuchend hinsank am Portal.
Todt alle Fenster. Nur ein einzig Licht.
Willkommner Führer wurde mir sein Schimmer:
Beschwingten Fußes stürzt' ich in das Zimmer,
Wie wenn der Panther in die Heerde bricht.

Sie lag auf seidnem Pfühle hingegossen,
Mit hellem Blick, der Mund nur halb geschlossen;
Die zarten Hände spielten hin und wieder
Auf eines fremden Vogels Goldgefieder.
Sie sah den Störer nahn und rief: „Zurück!
Ich kenne dich, das ist Francesco's Blick!"
Da hob sie sich, nicht wie die freche Dirne,
Die man ertappt in ihrer Sünden Pfuhle,
Der man den Kranz gerissen von der Stirne
Und die nun zittert vor dem Richterstuhle —
Nein, hehr und rein wie eines Gottes Traum,
Als wär' ich würdig nicht, des Kleides Saum
Ihr zu berühren — eine Priesterin
Aus Aphrodite's lichten Tempelhallen —
In hehrem Zorne trat sie vor mich hin:
„Francesco reizte mich, er ist gefallen.
Du kommst, um ihn zu rächen? — Recke Thor,
Ruf' seinen Schatten aus der Gruft hervor,

Und ſeine bleichen Lippen werden ſprechen:
„O könnte nochmals ſo mein Auge brechen!
Ich habe ihren ſüßen Leib umfangen,
Sie küßte mich, als ich von ihr gegangen,
Ich ſank ins Grab im Hochgefühl der Luſt,
Ich trug ein Wunderbild in meiner Bruſt;
Wer wagt ſie zu berühren?! — Kecker Thor!
Mein Tod war leicht, ſie küßte mich zuvor!“

Es war das Frechſte, was ich jemals hörte,
War eine Läſterung, wie keine gleiche
Die Götter je in ihrer Ruhe ſtörte
Und rächend erdwärts trieb aus ihrem Reiche.
Und dennoch! — Wie ſie drohend vor mir ſtand —
Den weißen Arm erhoben — das Gewand
Zertheilet von des Buſens wildem Wogen —
Gebuſcht der Brauen reingewölbte Bogen —
Das Aug' im Zorne glühend wunderbar —
Da wußt' ich ſchaudernd: was ſie ſprach, iſt wahr!
Des Bruders Bild, die Rache ſank dahin;
Ich war der Sünder, ſie die Richterin.
Ich floh — der ſchlaffen Hand entglitt der Stahl —,
Nicht eines Wortes mächtig, aus dem Saal:
Als ob der Schönheit Göttin mich gerichtet,

Der frevelnd drang zu ihrem Heiligthume,
Die Hände hob nach einer Wunderblume,
Ich sank zu Boden sinnlos und vernichtet.

Kein hartes Wort, mein Freund! Dein Zorn und Gram
Verletzt mich tiefer nicht als meine Scham. —
Ja, sie wird hingehn — ein Medusenhaupt!
Kein Mann, der nicht dem süßen Zauber glaubt.
Sie wird ihr Netz um junge Seelen spinnen,
Ins Herz des Jünglings hauchen tolle Lust;
Und wenn er reizt den Geist in ihrer Brust,
Kalt wird sie lächeln — und sein Blut wird rinnen. —
Ich weiß es, Freund! — Doch laß mich noch einmals gehn,
Noch blutbedeckt von ihres Opfers Wunde,
Gezückten Stahls an ihrem Lager stehn; —
Spricht sie die Lästerung mit frechem Munde:
„Sein Tod war leicht, ich küßte ihn zuvor!“ —
Mir wird es klingen wie ein Himmelschor.
Ich werde wieder in die Kniee fallen
Und wieder reuig meine Brust zerschlagen. —
O daß der Herr zu seinen Wundern allen,
Die unser Sinn mit tollem Grübeln plagen,

Auch dieſes höchſte ſchuf! Daß er den Traum
Der Liebe lebend auf die Erde ſandte,
Der Hölle Geiſt in ſolche Hülle bannte! —
Bleib' hier! Geh' nicht in den gefeiten Raum!
Ein Wetterſtrahl, wird ſie das Herz dir rühren,
Du kannſt der Rache Sendung nicht vollführen!
Und könnteſt du's — mag ſich dein Herz empören —
Des Himmels Wunder darfſt du nicht zerſtören!

Nina von Waldburg.

Mädchenlieder.

1. Bitte.

O nach dem hellen Sternenflimmer,
O nach der goldnen Sonnenpracht,
Gib meinem Herzen nicht dies Dunkel
Und nicht die ſtille bange Nacht!

O tödte mich, wenn deine Gluten
Mit ſchnöder Aſche ſich bedeckt:
Laß langſam nicht ein Herz verbluten,
Das du zum Leben erſt erweckt!

2. Schickſal.

Das Leben iſt ein banger Traum,
Die Freuden fliehn wie Nebelſchaum!
Und trifft dich heut' ein Sonnenſtrahl,
So trifft dich morgen Noth und Qual.

Und haſt ein Röslein du gepflückt,
Wird eine Lilie dir geknickt;
Drum häng' dein Herz allein an das,
Was ewig bleibt ohn' Unterlaß.

3. Das Geſtändniß.

Ja, ich beneide dieſe lauen Lüfte,
Die tändelnd dir die heißen Schläfe kühlen;
Nicht ſehen kann ich, ohne Neid zu fühlen,
Wie ſie die goldnen Locken dir zerwühlen!

Ja, ich beneide dieſe kleinen Sterne,
Die in die ſtille Kammer zu dir dringen,
Und auf der Sehnſucht lichten Götterſchwingen
Dir aller guten Engel Grüße bringen!

Und ich beneide die beglückten Menſchen,
Die atmen dürfen frei in deiner Nähe,
Indeß ich fern von dir verzagend ſiehe
Mit meinem eiferſücht'gem Liebeswehe!

---

4. Dein Auge iſt wie Sternennacht.

Du haſt mir leiſ' die Hand gedrückt,
Und haſt mich fragend angeblickt,
Du lieber, böſer, bleicher Mann!
Warum haſt du mir das gethan?

Weißt du denn nicht: wem Sternenſchein
Dringt in das dunkle Herz hinein,
Der ſehnt ſich ewig zu den Höhn,
Wo ſie ſo fromm herniederſehn?

Dein Auge iſt wie Sternennacht,
Voll zauberhafter Liebespracht;
Nun zieht mir's ewig Herz und Sinn
Zu dieſen beiden Sternen hin.

---

5. Dein Gruß.

Wie oft im wildempörten Fluß
Ein Blümlein kommt geſchwommen,
So hab' ich deinen lieben Gruß
Im Lärm des Tags vernommen.

Es ſchlägt ein Vöglein Abends ſpät,
Wenn alles ausgeſungen;
So iſt dein Gruß, wie ein Gebet,
Mir tief ins Herz gedrungen.

Nun reich' ich über Berg und Thal
Im Geiſt dir beide Hände,
Und fleh' zu Gott viel tauſendmal,
Daß er es gnädig wende!

Max Waldstein.

O dass ich nie geschauet!

O daß ich nie geſchauet
Dir in dein Aug' ſo blau,
O daß ich nie getrauet
Dir, allerſchönſte Frau!

Du ſchlangſt die goldnen Flechten
Zum Kranz ſo wunderbar
In manchen wonnigen Nächten
Mir um mein ſchwarzes Haar.

Wie eine güldne Krone
Lag's auf der Stirne mir,
Und ich, in ſüßer Frone,
Zu Füßen ſank ich dir.

O Locken, ſüße Schlingen,
Wie allerſtärkſter Stahl,
Die zärtlich mich umfingen
Viel tauſend-, tauſendmal!

Sie löſten ſich ſo leiſe,
Wie Seele ſich vom Leib;
Es war die alte Weiſe —
Sie war ein Weib, ein Weib!

O wunderholde Flechten,
Wem dient ihr jetzt zum Kranz?
Wen ſucht ihr nun zu knechten
Mit euerm Zauberglanz?

Cesar von Warlotsch.

Kuss und Lied.

Von deinen rothen Lippen
Trink' ich den Frühlingsduft,
Und gieß' ihn im Liede wieder
Hinaus in die reine Luft.

Er sinkt in den Kelch der Rose,
Die duftet so süß die Nacht,
Daß sie die Nachtigallen
Alle verliebt gemacht.

Wenn sie so süß nun schlagen
Vor deinem Fensterlein,
Dann weißt du, woher die Töne,
Dann, Herz, o denke mein!

Feodor Wehl.

Verrathene Schuld.

Auf Devoncaſtle perlt der Wein
Bei hellem Gläſerklange;
Der wilde Graf von Erskine
Küßt Lady Devon's Wange.

Er küßt ſie lächelnd, und er ſpricht:
„Nun laß die Freude walten,
Der Graf von Devon ſtört uns nicht,
Sein Haupt hab' ich geſpalten.

„Er liegt verſenkt zu dieſer Stund',
Verſenkt in Wehr und Waffen,
Wo ihn aus faulem Mooresgrund
Kein Menſch zum Licht wird ſchaffen."

„Und ſchafft kein Menſch ihn mehr zum Licht,
So ſind wir baß geberaen.“
Die ſchöne Gräfin Teven ſpricht —:
„Du kannſt mich freien morgen.“

Gar luſtig klingt es ringe im Saal,
Es dröhnen ſeine Säulen,
Man höret nicht, daß allzumal
Des Grafen Doggen heulen.

Sie heulen drunten an dem Meer,
Wo ſie mit ihren Pfoten
Aus tiefem Sumpf gewühlt hervor
Den eingeſcharrten Todten.

Sie lecken ihn vom Schlamme rein,
Sie ſcheuchen fort die Raben —
Du wirſt, o wilder Eresline,
Kein ſchönes Weib nicht haben.

Abendruhe.

Mälig iſt der Tag verflogen
Und im Dämmern liegt die Welt;
Wolken, die am Mittag zogen,
Raſten nun am Mittagszelt.
In dem Grund die muntre Quelle,
Die durch Feld und Wieſen geht,
Plätſchert leiſe ihre Welle
Wie ein müdes Nachtgebet.

Und am Weg in Buſch und Baume
Kaum ſich noch ein Blatt bewegt;
Dann und wann nur wie im Traume
Zirpend ſich ein Vöglein regt.
Selbſt der Wind mit ſeinem Jagen
Wiegt entſchlummert ſich im Strauch:
Herz, mein Herz, mit deinem Schlagen
O ſo ruhe du nun auch!

Karl Weishaupt.

Sänger und Dichter.

Einſam rauſcht der Waſſerfall
Durch die ſtillen Felder,
Einſam ſchlägt die Nachtigall
Durch die ſtummen Wälder;
Jubilirend, luſtig leicht,
Einſam durch die Lüfte ſteigt
Auf der Leiter ihrer Lieder
Froh die Lerche auf und nieder.

Doch des Menſchen Leier ſucht
Durch die weite Erde
Herzen auf in ihrer Flucht
Vor der Welt Beſchwerde.

Sprudelnd quillt der Lieder Quell
Aus dem Buſen friſch und hell;
Lieder wird der Dichter ſingen,
Wo die Herzen widerklingen.

Antonie Zander.

Lieder der Sehnsucht.

1. An Eliſabeth.

Ich bin mit dir gewandert
Ueber Berg und Thal,
Ich hab' mit dir geſtanden
Im rothen Abendſtrahl,
Wo Ströme und Bäume rauſchen
Und Berge und Blumen ſtehn,
Und man aus einem Lande
Weit in das andre kann ſehn.

Ich habe dir geruhet
Am Herzen ſtill und dicht
In langen Sommernächten
Mit glänzendem Mondenlicht;

Du haſt mich feſt umfaſſet,
Wie Sturm umfaßt den Wald;
Ich habe dich lange gehalten
Mit meiner Augen Gewalt.

Du biſt mit mir gefahren
Ueber den tiefen See;
Du haſt im Abendſturme
Gerungen mit dunkelm Weh;
Du haſt über mich geweinet,
Bis Nacht dein Auge umfing;
Du haſt mich nicht wiedergeſehen,
Seit ich von dir ging.

---

2. Welch Zauberleben da draußen.

Welch Zauberleben da draußen!
Schneeduft und Abendſchein
Um die weißen, ſtillen Bäume
Bis tief in den Wald hinein.

Weit hinter dem Duft und dem Glühen,
Wo alles dunkel und ſtill,
Iſt mir es, als ob die Erde
Sich leiſe erheben will.

Ich weiß von keinen Bergen
Da gegen Morgen hin,
Ich ſehe keine Wolken
Rieſig am Himmel ziehn.

Was ſteht denn da ſtill wie Berge?
Hoch wie die Berge ſtehn,
Die im Wunderſee und dem Rhone
So ſtolz ſich wiederſehn?

Steht da ein Traum am Himmel,
Den meine Seele geträumt?
Oder hat die alte Erde
Sich auf in Schmerzen gebäumt?

3. Meine Augen.

Du haſt einſt meine Augen
Dein ſchönes Märchen genannt,
Da hat viel ſüße Liebe
In unſern Herzen gebrannt.

Nun brennen der Liebe Schmerzen,
Und ich weine ſo ſehr;
Und ſchön wie ein ſchönes Märchen
Sind meine Augen nicht mehr.

4. Ich mag dich lieben.

Ich mag dich lieben und ſoll dich laſſen,
Soll nimmermehr zurück
In deines Vaters Palaſt kommen
Zu meinem verlornen Glück.

Für alle Zeiten ſind wir geſchieden;
Und fragſt du noch nach mir,
So ſchweigen alle mit finſtern Mienen
Und keiner grüßt dich von mir.

Ich mag dich lieben und ſoll nicht reden,
Soll ewig ſchweigen nun;
Ich mag dich lieben, und ſoll nun immer,
Als wärſt du geſtorben, thun.

Und du blühſt mit den rothen Roſen
So friſch aus dem Scheiden auf —
Ich mag viel eher ſelber ſterben,
Und höre nicht darauf.

Ich werde dich lieben und von dir reden
Und ewig ſingen von dir,
Ob du im Leben und im Tode
Nicht wieder fragſt nach mir!

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

— Verlag von Kober & Markgraf in Prag. —

Orientalische Granaten.

Von J. F. Castelli.

Zweite Auflage.

16 Druckbogen. In illustrirtem Umschlag mit Goldschnitt cartonnirt

Preis 24 Ngr. = 1 fl. 20 Nkr. Oester. W.

Dasselbe brillant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr. = 1 fl. 80 Nkr. Oester. W.

Lieder aus Toskana.

Herausgegeben von Ida von Düringsfeld.

Zweite Auflage. 7 Druckbogen. Brillant geb. mit Goldschnitt.

Preis 18 Ngr. = 90 Nkr. Oester. W.

Sinnen und Minnen.

Ein Liederbuch von Robert Hamerling.

16 Druckbogen. In illustrirtem Umschlag cart. mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 2 Ngr. = 1 fl. 60 Nkr. Oester. W.

Venus im Exil.

Ein Gedicht in fünf Gesängen

von Robert Hamerling.

Mit lyrischem Anhang.

Zweite Auflage. 9½ Druckbogen. In illustrirtem Umschlag cart.

Preis 16 Ngr. = 80 Nkr. Oester. W.

Oesterreichische Kaiserlieder.

Gedichte von J. F. Hickel.

Zweite Auflage. 7 Druckbogen. Brillant geb. mit Goldschnitt.

Preis 16 Ngr. = 80 Nkr. W.

Verlag von Reher & Märzroth in Preß.

Frau'n-Käferl.

Gedichte in österreichischer Mundart
von Anton Freiherrn von Klesheim.
[illegible] Druckbogen. In illustrirt. Umschlag brosch.
[illegible] 20 Ngr. = 1 fl. 20 Kr. Oester. W.
[illegible] gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr. =
1 fl. 60 Kr. Oester. W.

Das Mailüfterl.

Gedichte in der Wiener Mundart
von Anton Freiherrn von Klesheim.
Zweite Auflage.
[illegible], mit 5 Illustrationen. Brillant geb. mit Goldschnitt.
Preis 1 Thlr. 10 Ngr. = 2 fl. Oester. W.

Liederbuch ohne Goldschnitt.

Von Dr. Märzroth.
Zweite Auflage, 31 Druckbogen. Cartonnirt.
Preis 16 Ngr. = 80 Kr. Oester. W.
Dasselbe gebunden 24 Ngr. = 1 fl. 20 Kr. Oester. W.

Satans Leier:

Von Dr. Märzroth.
[illegible] Druckbogen. In illustrirtem Umschlag cart. mit Goldschnitt.
Preis 20 Ngr. = 1 fl. Oester. W.

Frauen-Weihe.

Gedichte von Friederich von Reinöhl.
Zweite Auflage. 9½ Druckbogen. Brillant geb. mit Goldschnitt.
Preis 20 Ngr. = 1 fl. Oester. W.

Druck von A. H. Brockhaus in Leipzig.

Buch der Liebe.

Von

Robert Prutz.

Leipzig,
Verlag von Ernst Keil.
1869.

Goc 21-12

L 71

Inhalt.

Erſtes Buch.

	Seite
Dichtergeiſt	3
Der Jugend	4
Zuruf	6
Leidenſchaft	8
Allgegenwart	9
Troſt	13
Hat dir die Roſe nichts geſagt?	15
Lenz und Licht	17
Mahnung	18
Beſtimmung	20
Ergebung	21
Erinnerung	23
Weltgeheimniß iſt der Tod	25
Liebe übers Grab	27
Haß und Liebe	29
Und haſt du je einmal geliebt	31
Offenbarung der Liebe. I. II. III.	33

Seite

Zweites Buch.

Frühlingslieder. 1—9 45
Mit Granatschmuck 51
In der Ferne 53
Abends 54
Lied 56
Erste Blüte 58
Frage nicht! 60
Das Wort 62
Flammetta 64
Fahre wohl 66
Begegnung 68
Eine Locke 70
Im Traum 73
Neben. 1—4 75
Treue Liebe 81

Drittes Buch.

Nachtstille 85
Knäulzettel 87
Nahe Trennung 88
Atlantis 90
Lieb' und Leben 91
Der Nußbaum unter dem Fenster spricht: 94
Das Mädchen spricht: 1. Das große Kind . . . 97
2. Ungehorsam 99
Weihnacht 101
Letzter Blick und letzter Gruß 103

Seite

Viertes Buch.

Aus goldenen Tagen 107
Weltuntergangs-Sonette. I—VI. 108
Gesetz der Liebe 114
Nachtigall 115
Drei Sonette. I—III 116
Kassandra. I—VI 119
Herbst. I—VIII 125

Fünftes Buch.

Neue Gluten 135
Liebesmacht 137
Meine Lieder 139
Nachts 141
Abendstille 142
Sommernacht 144
Kunst der Liebe 146
Rascher Wechsel 149
Der Liebsten Namen 151
Ruhe 153
Nach dem Sturm 154
Gieß in meine Seele deine 155
Die Liebste schreibt 156
Dämmerung 157
Schön ist die Liebste 159
Morgengruß 160
Die Liebste wünscht 161
Heiligung 163

Seite

Einſame Roſe 164
Amor als Arzt 165
Das iſt nicht Liebe 168
Holdes Räthſel 169
O hochgebenedeit der Mann 171
Liebesſiegen 173
Sicheres Glück 174
Armide 176
Dichterfleiß 177
Abendruhe 179
Stelldichein 180
Morgenluft 181
Liebe 181

Sechstes Buch.

Sommerliebe 185
Vertrauen 187
Im Glück 188
All 190
Himmel auf Erden 191
Unerſättlich 193
Tod und Leben 194
Dämmerſtunde 195
Bei der Nacht 197
Letzte Sommertage 199
Herz, was träumſt du? 201
Die Geliebte ſpricht 203
Winternacht 205
Entthronter König 207
Sommernacht 209

Seite

Sei nicht ſo ſchön 210
Liebeskalender 211
Liebeslehr 214
Du fragſt, wozu das Küſſen tauge? 216
Ungeküßte Küſſe 217
Letzte Wonnen 224
Sonnenuntergang 226
Alter und Jugend 228
Letzter Wunſch 230

Siebentes Buch.

Sehnſucht 233
Segen 234
In der Nacht 235
Nachtfalter 237
Vergänglichkeit 239
Gruß in die Ferne 241
Geiſterſtimme 243
Sommerabend am See 244
Eins 246
Roſe, du wärſt nicht halb ſo ſchön 247
Liebe 248
Regenbogen 249
Nachtwind 250
Morgen- und Abendſtern 252
In der Liebe goldnen Fluten 253
Abendgruß 255
Kypris 256
Roſen in Schnee 259
Meeresſtrand 260

Seite

Wahres Glück 161
Dichterherz 163
Station im Gebirge 164
Rosen und Wein 165
Eines ist, das mich verdrießt 166
Erinnerung 168
Rosenflor 170
Mai. I. II 171
Nichts vergessen, nichts vergangen 174
Wiedersehn 176
Erneute Wonnen 178
Götterschluß 178
Schlußgesang 179

Erſtes Buch.

Dichtergeist.

Des Dichters Geist, der urgewaltige,
Erfaßt der Dinge tiefstes Sein,
Er schließt die Welt, die vielgestaltige,
Als wie mit Liebesarmen ein.

Den Lebenstraum, den allzuflüchtigen,
Befestigt er mit starker Hand,
Und allem Guten, Großen, Tüchtigen,
Er giebt ihm Dauer und Bestand.

Der Jugend.

O Jugend, liebe! lieb' und küsse,
Eh' dir der goldne Lenz entweicht!
Doch immer liebe so, das wisse,
Daß letzter Kuß dem ersten gleicht!
Drum liebe züchtig, liebe weise,
Wie es der Grazie Dienst dich lehrt,
Daß Liebe noch dereinst dem Greise
Das letzte Abendroth verklärt!

Denn wie der arme Mensch mag ringen,
Vom wüsten Drang der Welt umrauscht,
Er kann es doch nicht weiter bringen,
Als daß er Lieb' um Liebe tauscht;
Das ist der Anfang und das Ende,
Das ist der Aufgang und der Schluß,
Und aller Götter reichste Spende
Ist Liebesblick und Wort und Kuß.

O köſtlich Altern, ſelig Sterben,
O holdes Wagen, ſtolz und kühn,
Wenn ſilbern ſich die Locken färben,
Drin noch der Liebe Roſen glühn!
Das iſt der wahre Jugendbronnen,
Daß man ſich liebt und wieder liebt,
Ja, der nur hat ſich ſelbſt gewonnen,
Der ganz der Liebe ſich ergiebt!

Zuruf.

Nimmer ſoll, wer liebt, verzagen,
Ob ihm auch der letzte Anker riß!
Dienſtbar werden ihn die Wellen tragen.
Neue Sonne wird ihm tagen
Aus der tiefſten Finſterniß!
Ob der Sturm mit wildem Toſen
Mitleidlos die junge Flur entlaubt,
Zephyr wird die heiße Stirn ihm koſen,
Liebe ſchlingt ihm duft'ge Roſen
Um das ſiegestrunkne Haupt!

Bluten deines Herzens Wunden,
Zürne nicht der allzuſtrengen Hand!
Die dich krank macht, läßt dich auch geſunden;
Der nur hat ihr Glück empfunden,
Der der Liebe Qual empfand.

Lächelnd ihren Eingeweihten
Gießt sie Balsam in die wunde Brust;
Wo sich ihre goldnen Flügel breiten,
Schmerzen werden Seligkeiten
Und der Kummer wird zur Lust.

Laß die Welt, die blinde, grollen,
Die dein Glück nicht kennt und nicht versteht!
Fesseln sind es, die dich halten wollen,
Fesseln, welche brechen sollen,
Wo der Liebe Banner weht!
Ganz und voll sich hinzugeben
An des Herzens flammenheißen Zug,
Das allein heißt Lieben, das ist Leben,
Wem die Götter das gegeben,
Glaube mir, dem ward genug!

Leidenschaft.

Du sollst, o Herz, die Leidenschaft,
Die gottgeborne, nicht verdammen!
Es reift des Menschen höchste Kraft
Im holden Glutstrahl ihrer Flammen:
Wo etwas Großes je gelungen,
Wo je ein edles Werk vollbracht,
Da ist es ihrem Schoß entsprungen,
Ihr Athem hat es angefacht!

Die Brust von ihrem Hauch geschwellt,
Berauscht von ihren süßen Gluten,
Stürzt sich der Jüngling in das Feld,
Für Recht und Freiheit zu verbluten;
Die ersten jungfräulichen Triebe
Erweckt sie in des Mädchens Brust,
Sie lehrt das Glück der ersten Liebe,
Des ersten Kusses Götterlust.

Sie lenkt des Schiffers irren Kiel
An nie betretene Geſtade:
Den Forſcher führt ſie an das Ziel
Auf ödem, ſchattenloſem Pfade:
Es ringt in Farben, in Accorden
Der Seele tiefſter Kern ſich los:
Wo je ein Dichter iſt geworden,
Da zog die Leidenſchaft ihn groß.

Drum fühlſt du deine Bruſt in Zorn
Und fühlſt du ſie in Liebe pochen,
O denk' an Moſes und den Dorn,
Aus welchem Gott zu ihm geſprochen!
Dem zitternd alle Himmel dienen,
Der Erd' und Meere hält umſpannt,
In Feuer iſt der Herr erſchienen,
Aus Flammen webt er ſein Gewand!

So laß auch du, gebeugtes Herz,
Wie in vergangnen ſel'gen Tagen,
O laß noch einmal himmelwärts
Von frommer Leidenſchaft dich tragen!
Schon ihren Fittig hör' ich rauſchen,
Das bange Herz wird ſtark und weit:
Mit jedem Kuſſe, den wir tauſchen,
Durchflutet uns Unſterblichkeit!

Allgegenwart.

Gleich wie das Eine große Licht,
Der Urquell alles Guten,
Sich hell in tausend Strahlen bricht,
Das Weltall zu durchfluten;

Und wie der Farben bunte Pracht,
Das Dunkle wie das Helle,
Das deine Sinne trunken macht,
Nur Eines Stromes Welle:,

So hat der Eine Gott sich auch,
Der alles hält umschlossen,
Mit Schöpferdrang, mit Liebeshauch
Weit durch das All ergossen.

Du siehst in jeder Creatur,
Rings durch das Weltgetriebe,
Von seiner Allmacht eine Spur,
Ein Denkmal seiner Liebe.

Er ruft dir zu, er treibt dich an
Aus hunderttausend Pforten,
Sein tiefster Grund liegt aufgethan
In Werken und in Worten.

So fühle nun mit ihm dich eins
Und eins mit allem Leben,
So wirst du in der Flut des Seins
Als Tropfen gern verschweben.

In jeder Blume, jedem Stern
Erblickst du Gottes Zeichen,
In jeder Seele nah und fern
Erkennst du deinesgleichen.

Und wie der Schöpfung großer Ring
In innigstem Vereine
Umschlossen hält jedwedes Ding,
Das Große wie das Kleine:

So halte du in Liebe auch
Den Himmel wie die Erde,
Daß deines Athems schwacher Hauch
Ein Sturmwind Gottes werde:

Allüberall ein einzig Meer
Der Liebe zu entzünden,
Und laut durch Thaten ringsumher
Den Ew'gen zu verkünden!

Trost.

Laß der Erde ihre Sorgen,
Und der Liebe laß ihr Glück!
Jede Nacht hat ihren Morgen,
Und die Sonne kehrt zurück;
Angestrahlt von ihrem Scheine,
Fühlst du Flammen dich umwehn —
Glaub', das Niedre und Gemeine
Ist nur da, um zu vergehn!

Wird das arme Herz dir bange
In den Kämpfen klein und groß,
Deiner Seele tiefstem Drange
Gieb dich kühn und fesselos!
Ist doch Eines dir geblieben
In des Lebens Wüstenei:
Habe nur den Muth, zu lieben,
Und die Liebe macht dich frei!

Daß dein Mißgeſchick ſich wende,
Lege muthig, unverzagt
In der Liebe treue Hände
Jeden Kummer, der dich nagt.
Schon mit himmliſchen Geſichten
Fächelt dich Begeiſterung,
Und in Küſſen, in Gedichten
Wird dein Herz noch einmal jung!

Hat dir die Rose nichts gesagt?

Hat dir die junge Rose nichts,
Die einsam blühende, geklagt?
Der Silberstrahl des Mondenlichts
Dir nichts bei Nacht ins Ohr gesagt?

Vernahmst du nicht die Nachtigall,
Wie sie, in Blüten dicht versteckt,
Mit ihres Liedes süßem Schall
Das Echo deiner Seele weckt?

Sahst du auch nicht die Sterne gehn
Unwandelbar in ew'gem Rund?
Und fühltest du nicht Flammen wehn
Von Aug' zu Auge, Mund zu Mund?

Es singt und klingt die Welt entlang,
Durch Land und Meer, durch Wald und Flur,
Ein tausendstimmiger Gesang,
Und Liebe tönt er, Liebe nur!

Von Liebe glänzt der Tropfen Thau,
Der an dem Kelch der Blume ſchwebt,
Von Liebe ſtrahlt das feuchte Blau,
Draus mir dein Herz entgegenbebt.

So öffn' auch du, getroſt und froh,
Ihr deiner Seele Heiligthum,
Und denk', die Götter wollten's ſo,
Zur Freude dir und ſich zum Ruhm!

Lenz und Licht.

Rosenduft, du machst mich trunken,
Gleich wie Duft von edlem Wein;
Sonne, deine goldnen Funken
Sprühn mir tief ins Herz hinein!

Duft der Liebe, still und leise
Fächelst du mich nah und fern;
Ziehe leuchtend deine Kreise,
Lebenssonne, Liebesstern!

Mahnung.

Verſäume nicht den Augenblick!
Raſch, wie ſein warmer Hauch dich fächelt,
O haſche du das goldne Glück,
So lang' das flüchtige dir lächelt!

Es kommt ein Tag, o glaube mir,
Da nahn als ſtumme Schreckgeſtalten,
Verhüllten Aug's, die Freuden dir,
Die du verſäumt haſt feſt zu halten.

Und jedes Glas, das dir geſchäumt,
Und das du zögernd nicht getrunken,
Und jeder Kuß, den du verträumt,
Und jede Hoffnung, die verſunken:

Als ſtummer Kläger werden einſt
Dein einſam Bette ſie umſchweben,
Und wie du jammerſt dann und weinſt —
Nur einmal lebteſt du dein Leben!

Doch immer hasche je das Glück
Und wiss' es also festzuhalten,
Daß sich der flücht'ge Augenblick
Dir muß zur Ewigkeit gestalten.

Bestimmung.

Am Himmel hoch den Sternen sind
Die ew'gen Bahnen vorgeschrieben,
So ward auch dir, o Menschenkind,
Voraus bestimmt, wen du sollst lieben.

In eitlem Trotz wol magst du dich
Dem himmlischen Gesetz entziehen,
Doch naht die Stunde sicherlich,
Wo deiner Seele Nebel fliehen:

Die Stunde naht, wo du erkennst,
Und ging' der Erdball selbst in Scherben,
Für wen du glühst, für wen du brennst,
Für wen du leben sollst und sterben!

Ergebung.

Wolle nicht das Schickſal meiſtern!
Zürnen ſollſt du nicht, noch grollen,
Doch auch leimen nicht, noch kleiſtern,
Wenn es ſchneidet aus dem Vollen!

Wie die Schwalbe leichten Fluges
Sich vom Sommerwind läßt tragen,
So dem Zauber ſeines Zuges
Folge willig, ohne Zagen.

Was die Ewigen dir ſpenden,
Sei es Böſes, ſei es Gutes,
Nimm es hin mit offnen Händen,
Dankbar und getroſten Muthes.

Nicht um Künft'ges ſollſt du ſorgen!
Wechſel heißt das Loos der Erde,
Ewig zwiſchen Nacht und Morgen
Tummeln ſich die Sonnenpferde.

Aber willſt du ſicher leben
Vor dem wechſelnden Getriebe,
All dein Denken, all dein Streben,
Flücht' es in den Arm der Liebe!

Ruhe feſt in einem Herzen,
Sanft und ſelig eingeſponnen;
Halb nur wirſt du deine Schmerzen,
Doppelt fühlen deine Wonnen.

Erinnerung.

Und haſt du recht geliebt einmal,
Sei dir's zur Freude, ſei's zur Qual,
O halte das Gedächtniß feſt,
Auf daß es nimmer dich verläßt!

Gieb ihm, als deinem beſten Schatz,
Im tiefſten Herzen einen Platz,
Gleich wie ein liebes Grab man pflegt
Und es mit Blumen eng umhegt.

Und jeden Gruß, den du geſchickt,
Und jeden Kuß, der dich erquickt,
Und ſelbſt der Trennung bittern Schmerz,
O ſchließ' es alles treu ins Herz!

Auf daß, wenn einſt nach Jahren ſpät
Der Froſt des Alters dich umweht,
Du an verſchwundner Tage Glück
Noch laben magſt den müden Blick.

Und wie von Weines edlem Naß
Den Duft bewahrt das leere Faß,
So ſpielt um dich Erinnerung
Und macht das alte Herz dir jung. —

Die Roſe welkt wol über Nacht,
Vergänglich iſt der Erde Pracht,
Nur was du liebſt, o Herz, iſt dein;
Das ſoll dein Troſt im Sterben ſein.

Weltgeheimniss ist der Tod.

Weltgeheimniß iſt der Tod!
Alles Leben fühlt ein Schauern,
Alle Creaturen trauern,
Wo aus grabesfinſtern Mauern
Moder und Verweſung droht!
Augen, die von Liebe floſſen,
Warme Lippen ſind geſchloſſen,
Kalt und ſtarr die theure Hand:
Und wir fragen, gramverſunken,
Wo er blieb, der heil'ge Funken,
Der hier leuchtend einſt gebrannt?!

Weltverſöhnung iſt der Tod!
Selig in des Grabes Frieden,
Selig alle, die geſchieden,
Die Beladenen, die Müden,
Los nun jeder Erdennoth!
Und das Herz, das arme, kranke,
Und der raſtloſe Gedanke,

Wunsch und Hoffnung, Furcht und Pein,
Alles schweigt und ruht in Träumen,
Und der Nachtwind in den Bäumen
Säuselt ernst und still darein.

Ueber Leben, über Tod,
Wie der Mond aus Wolkenringen,
Hebt die Liebe ihre Schwingen:
Welten brausen, Sphären klingen
In erneutem Morgenroth!
Mag das Grab mit seinen Schrecken
Auch das Liebste dir verdecken,
Hingemäht vom Schnitter Zeit,
Eines ist dir doch geblieben:
Deine Todten kannst du lieben,
Und das ist Unsterblichkeit!

Liebe übers Grab.

Ob kalt und ſtumm, ſie leben doch,
Die wir ins ſtille Grab verſenkt,
So lang' Ein Herz auf Erden noch
In Liebe ihrer treu gedenkt:

So lang' ihr liebes bleiches Bild
Nur Einem Auge noch erſcheint,
So lang' in Sehnſucht, ungeſtillt,
Noch Eine Thräne um ſie weint.

Wie aus der Erde finſterm Schacht
Der Lenz die Blumen lockt hervor,
So ſchwingt ſich aus des Grabes Nacht
Der Liebe Fittig kühn empor.

Und jeder Gruß und jedes Wort,
Das der geliebte Mund einſt ſprach,
Wie Engelſtimmen, fort und fort,
Im tiefſten Herzen tönt es nach;

Und weht uns an, ſo ſüß, ſo ſtill,
Gleich wie der Roſe Duft im Mai,
Und wenn der Muth uns ſinken will,
Die lieben Todten ſtehn uns bei. —

Drum lindre, Liebe, deinen Schmerz!
Die wir ins ſtille Grab verſenkt,
Sie ſind nicht todt, ſo lang' ein Herz
In Liebe ihrer treu gedenkt:

So lang' ihr liebes bleiches Bild
Nur Einem Auge noch erſcheint,
So lang' in Sehnſucht, ungeſtillt,
Noch Eine Thräne um ſie weint.

Haß und Liebe.

Nicht der Liebe sollst du dich versagen,
Aber auch dem Hasse nicht!
Soll der Liebe Licht dir tagen,
Mußt du auch zu hassen wagen,
Das ist Ehre, das ist Pflicht!
Willst du Göttlichem und Reinem
Ganz und innigst angehören,
Mußt du Niederm und Gemeinem
Haß aus voller Seele schwören!

Nicht zum Frieden, glaub' mir, ist geschaffen
Diese vielgespaltne Welt!
Ihrem Druck dich zu entraffen,
Führe tapfer deine Waffen;
Willst du Mensch sein, sei auch Held!
Nur aus Schlachten, nur aus Kämpfen
Leuchten deines Glückes Sterne;
Nicht die Liebe sollst du dämpfen,
Aber auch zu hassen lerne.

Seine Blitze hat der Maienregen,
Und die Rose ihren Dorn;
Spende denn auf allen Wegen,
Spende du mir deinen Segen,
Frommes Hassen, heil'ger Zorn!
Schmach und Hohn der glatten Miene,
Die beim Unrecht bleibt gelassen;
Daß ich recht der Liebe diene,
Will ich zürnen, will ich hassen!

Und haſt du je einmal geliebt.

Und haſt du je einmal geliebt,
Und weißt du, was für Seligkeiten
Die Liebe ihren Treuen giebt,
Biſt du beglückt für alle Zeiten.

Es kann das Dornenreis der Pflicht
Die milden Schläfe dir zerwühlen,
Unglücklich aber kannſt du nicht,
Nicht ganz verlaſſen je dich fühlen.

Von jedem Kummer, jeder Pein
Läßt dich Erinnerung geneſen,
Und kannſt du nicht mehr glücklich ſein,
So weißt du doch, du biſt's geweſen.

Wie tief im Wald ein Vogel ſingt,
Tönt dir ein tröſtend Lied im Herzen,
Und was die Zeit nun immer bringt,
Mit Lächeln kannſt du es verſchmerzen:

Seitdem der Liebe Luſt und Qual
Dein bebend Herz zuerſt verſpürte,
Seit ihres Heil'genſcheines Strahl
Zuerſt dein junges Haupt berührte.

Offenbarung der Liebe.

I.

Wie auch das spröde Herz mag widerstreben,
Und wie er vor sich selber sich verstelle,
Es kann der Mensch nicht ohne Liebe leben.

Die Liebe ist die große Lebensquelle,
Daraus des Daseins ew'ge Ströme fließen,
Endlos, unstillbar, wie des Meeres Welle.

Sie läßt die Blumen auf dem Felde sprießen,
Die Lerchen lehrt sie und die Nachtigallen,
Daß sie in Wohllaut jubelnd sich ergießen.

In todten Steinen, fühllosen Metallen
Läßt sie verborg'ne Lebensfülle wogen
Und blüht empor in leuchtenden Krystallen.

Ja droben ſelbſt am blauen Himmelsbogen,
Die ew'gen Sterne ſelbſt, die milden, guten,
Sie fühlen wie von Liebe ſich gezogen.

Es brennt der bleiche Mond in keuſchen Gluten,
Er ſpiegelt ſich im Meer und zwingt die Wellen,
In Liebesdrang zu ebben und zu fluten. —

Strömt Liebe ſo aus hunderttauſend Quellen,
Wie willſt denn du, o Menſch, von allen Weſen
Nur außerhalb dich ihres Zaubers ſtellen?

O du, von Gott zum Ebenbild erleſen
Und doch geſetzt in dieſes Thal der Leiden,
Wie willſt du ohne Liebe je geneſen?

Du kannſt mit Erz die ſtarre Bruſt umkleiden
Und kannſt dein Selbſt in ſchnöde Feſſeln ſchlagen,
Doch kannſt du nie von Liebe ganz dich ſcheiden.

Wie lang' es währt, einſt muß der Morgen tagen,
Wo dich erfaßt ein ſchmerzlich ſüßes Sehnen
Nach einem Ohr, dem du kannſt alles klagen,

Nach einer Bruſt, dich ſchweigend dran zu lehnen,
Nach weichen Armen, die dich mild umfaſſen,
Nach einem Aug', das weint in deine Thränen!

Und bist du dann von aller Welt verlassen,
Indessen rings im Schatten grüner Buchen
Verliebte Paare zärtlich sich umfassen:

Dann wirst du einst, gieb Acht, dir selber fluchen
Und wirst bei Blumen, Vögeln, Katzen, Hunden,
Armsel'ger Thor, nach jener Liebe suchen,
Die nie ein Menschenherz bei dir gefunden!

II.

Vernehmt die köstlichste von allen Lehren,
Die je sich offenbart hat ird'schen Sinnen,
Und neiget euch, sie dankbar zu verehren!

Willst du, o Mensch, dich selber recht gewinnen,
Mußt du dich erst in Liebe ganz verlieren;
Es liegt der Weisheit tiefster Kern darinnen.

Drum will dein Herz sich selber recht regieren,
So mußt der Liebe du die Zügel geben;
Mit milden Händen leitet sie die Ihren.

Stets klebt der Erde Staub an ird'schem Streben,
Doch hast du dich in Liebe rein gebadet,
Wird leicht und frei der Fittig sich erheben.

Drum preiſe ſich jedweder hoch begnadet,
Der aus der Liebe heil'gem Born darf trinken;
Es giebt für ihn kein Gift mehr, das ihm ſchadet.

In reinerm Glanz ſieht er die Sterne blinken;
In öder Nacht, durch Finſterniß und Grauen,
Hört er es leis wie Geiſterſtimme winken.

Es hat Natur in liebendem Vertrauen
Vor ſeinem Blick der Schleier ſich entkleidet,
Er darf ſie frei in nackter Schönheit ſchauen.

Und was kein Witz des Forſchers unterſcheidet,
Der Weltenuhr tiefinnerſtes Getriebe,
Er kennt es, ungeſucht und unbeneidet.

Denn dieſes iſt die Wunderkraft der Liebe,
Daß ſie dem Geiſt verleihet neue Schwingen
Und weckt im Herzen ungeahnte Triebe.

Drum alles Große, das die Dichter ſingen,
Und alles Edle, das die Menſchen preiſen,
Die Liebe war's, ſie lehrte es vollbringen.

Den Helden waffnet ſie, ſie lehrt den Weiſen;
Wer ohne ſie im Dunkeln ſtets geblieben,
Den hebt ſie zu des Ruhmes lichten Kreiſen.

Denn alſo ſteht's von Götterhand geſchrieben:
Haſt du nur erſt dich Einem recht ergeben,
So lernſt du bald die ganze Menſchheit lieben.

Kalt iſt und fremd die Welt, voll Kampf das Leben;
Kein Lorber wird die Schläfe je dir krönen,
Als den die Hand der Liebe dir gegeben.

Drum ſollſt du früh das ſtarre Herz gewöhnen,
Den Widerſtreit feindſeliger Naturen
In ihrem keuſchen Dienſte zu verſöhnen.

Wol ſehn wir Gott in allen Kreaturen,
So weit der Schöpfung linder Athem fächelt:
Doch findeſt du die reinſten ſeiner Spuren
Im Weibe, das in Lieb' und Schönheit lächelt.

III.

Von allem, was da iſt und lebt auf Erden,
Iſt nichts ſo fromm und heilig im Gemüthe
Und nichts ſo keuſch und lieblich von Geberden:

Als wie ein Weib in ſeiner Schönheit Blüte,
Daß ſich dem Manne will zu eigen geben,
Aus Liebe halb und halb aus milder Güte.

Denn ja, ſie liebt ihn, heißer als ihr Leben,
Und doch ein Etwas flammt in ſeinen Blicken,
Das macht die Seele heimlich ihr erbeben.

Was will er nur? Was fehlt, ihn zu beglücken?
Ihr wär's genug, zu ſitzen lange Jahre
Zur Seite ihm in ſchweigendem Entzücken,

Mit leiſem Finger ſtreicheln ſeine Haare,
Nach Kinderart an Wange Wange lehnen
Und in das Aug' ihm ſehn, das ſonnenklare.

Doch höher wogt ſein ungeduldig Sehnen,
Sie fühlt den Gluthauch ſeines Kuſſes wehen
Und duldet ihn, halb lächelnd, halb in Thränen.—

Wem dies auf Erden einmal iſt geſchehen,
Der fühlt beglückt ſich für ſein ganzes Leben,
Weil er der Menſchheit Köſtlichſtes geſehen:

Selbſtloſe Liebe, die ihr ganzes Streben,
Ihr ganzes Wollen richtet auf das Eine:
Sich dem Geliebten völlig hinzugeben.

Und ſolche Liebe, ſolche innigſt eine,
Als ſichre Zuflucht bei der Stürme Toſen,
Beut nur das Frauenherz, das ſtarke, reine

Drum ſtreut das Schickſal Dornen in die Roſen
Und bleicht der Schmelz der jugendlichen Wangen,
Berührt vom Froſt der Zeit, der mitleidloſen:

So ſollſt du doch, ob Jahre auch vergangen,
Unwandelbar in deiner Seele Grunde
An dem Gedächtniß dieſes Tages hangen.

Vergiß es nie, daß einſt an dieſem Munde,
Dem knospenden, der ach, ſo früh verblühte,
Du dich berauſcht in wonnevoller Stunde!

Dies Auge, mild' von Thränen jetzt, es ſprühte
Von Wonnen einſt, die du haſt angezündet,
Da noch dein Herz in erſtem Feuer glühte!

Und haſt du dies im Geiſte recht ergründet,
So wirſt du dir auch ſelber müſſen ſagen,
Daß du dich ihr auf ewig haſt verbündet,

Und daß in guten wie in böſen Tagen,
Und wie der Neid der Götter dich mag hetzen,
Du alles für ſie dulden mußt und wagen.

Nie kann, und wär' es mit des Nabobs Schätzen,
Ja gäb' er ſelbſt die Sterne ihr zu eigen,
Ein Mann der Frau, was ſie ihm gab, erſetzen.

Ihm bleibt nur Eins, ſich dankbar zu erzeigen:
Daß er die Liebe lerne recht erwidern,
Gerührten Sinns, mit andachtvollem Schweigen,
Doch iſt's ein Dichter, preiſ' er ſie in Liedern.

Zweites Buch.

Frühlingsliebe.

1.

Es hat die Roſe dich verklagt,
Um dich zergrämt ſie ſich zu Tod,
Sie hat es der Nachtigall geſagt,
Daß deine Wange roſenroth.

Die Nachtigall hat es der Nacht geſagt,
Die arme Sängerin iſt krank,
Sie hat dich bei der Nacht verklagt
Um deiner Stimme ſüßen Klang.

Dem Himmel hat es die Nacht geſagt,
Mit ihrer ganzen Sternenſchaar
Hat ſie beim Himmel dich verklagt,
Daß ſchwarz wie Nacht dein Lockenhaar.

Der Himmel hat es dem Meer geſagt,
Er will ſich kleiden ſchwarz und grau,
Beim Meere hat er dich verklagt
Um deine Augen himmelblau.

Das Meer hat es dem Stein gesagt,
Mit dumpfen Murren zog's daher,
Beim Steine hat es dich verklagt,
Daß du so falsch bist, wie das Meer.

Der Stein hat es dem Baum gesagt,
Er meint, es wäre gar nicht fein,
Und hat beim Baume dich verklagt,
Daß du ein Herz hast, hart wie Stein.

Der Baum zuletzt hat mir's gesagt,
Hoch aus dem Blütenwipfel her
Hat leise flüsternd er geklagt,
Daß du verwelken mußt, wie er.

Nun, Liebchen, hab' ich's dir gesagt,
Du aber hörst ja nicht auf mich:
Doch hab' ich nirgend dich verklagt,
Denn ach, du weißt, ich liebe dich!

2.

Ich will's dir nimmer ſagen,
Wie ich ſo lieb dich hab',
Im Herzen will ich's tragen,
Will ſtumm ſein wie das Grab.

Kein Lied ſoll dir's geſtehen,
Soll flehen um mein Glück,
Du ſelber ſollſt es ſehen,
Du ſelbſt — in meinem Blick.

Und kannſt du es nicht leſen,
Was dort ſo zärtlich ſpricht,
So iſt's ein Traum geweſen:
Dem Träumer zürne nicht.

3.

In Waſſer haſt die Roſe du geſetzt,
Die ich dir geſtern Abend hab' gebracht,
Und heut' ſchon hat die Knoſpe ſich erſchloſſen.
Ach, meine Liebe hab' ich wol genetzt
Mit tauſend Thränen früh bis Mitternacht,
Und dennoch will mir keine Blüte ſproſſen.

4.

Wol hunderttauſend Thränen
Hab' ich geweint um ſie,
Doch Waſſer löſcht dies Sehnen,
Löſcht dieſes Glühen nie.

Wol höhnt mit kalten Blicken
Mein Schatz mich unverwandt,
Doch kann kein Froſt erſticken
Des Herzens heißen Brand.

Ach, iſt dies Feu'r zu zähmen
Nicht Froſt, nicht Waſſer gut,
So müßt ihr Erde nehmen;
Schwarze Erde dämpft die Glut.

5.

Wolan, ich will wandern,
Wolan denn, ich geh'!
Schatz, ſuch' dir 'nen Andern,
Ich ſag' dir ade!
Mag länger nicht klagen
Vergebliche Pein,
Mag's länger nicht tragen,
Dein Narre zu ſein.

Will wandern und ſingen
Das Reich entlang,
Meine Leier ſoll klingen
So lieblichen Klang:
Daß die Frauen mich grüßen
— Du grüßteſt mich nie!
Daß die Mädchen mich küſſen
— Dann küſſe wie ſie!

In Reim will ich bringen,
Wie du mich gequält,
Daß die Knaben es ſingen,
Daß die Welt ſich's erzählt!
Sie ſollen dich haſſen,
Du eiſernes Herz,
Sie ſollen dich laſſen
In einſamem Schmerz!

Dann ſuch' dir nur Einen,
Der ſo treu iſt wie ich,
Und findeſt du Keinen —
Schatz, rufe nur mich!
Wär' ich weitweg von dannen,
Tauſend Meilen von hier,
Will die Flüglein aufſpannen,
Will fliegen zu dir!

Will dich halten und küssen,
O du liebliches Kind,
Und die Welt soll es wissen,
Wie gut wir uns sind!
Schatz, laß mich nicht wandern,
Nicht ziehen durch's Reich,
Du find'st keinen Andern —
O rufe mich gleich!

6.

(Das Mädchen spricht:)

Mond, hast du auch gesehen,
Wie mich mein Schatz geküßt?
Frei muß ich dir gestehen,
Daß mich das sehr verdrießt.

Auch weiß ich nicht, wie eben
Es gestern Abend kam,
Ob ich ihn ihm gegeben,
Ob er den Kuß sich nahm.

Du mußt's nicht weiter sagen,
Ich bitte dich darum,
Wenn dich die Leute fragen,
O lieber Mond, sei stumm!

7.

Daß ich im Frühling ſcheiden ſoll,
Das macht das Herz mir ſchwer;
Ich wär' nicht halb ſo kummervoll,
Wenn's nur nicht Frühling wär'.

Allüberall iſt Maienluſt,
Hell klingen Thal und Hain,
Ach, und allein in meiner Bruſt
Wird's ſtill und öde ſein.

Wem ſoll ich klagen meine Pein?
Die Roſe blüht ſo roth,
Die Lerche wirbelt aus und ein —
Wem klag' ich meine Noth?

Ach, ſoll's einmal geſchieden ſein,
So ſei's in Winterzeit,
Da tragen Lerche, Flur und Hain
Mit mir dasſelbe Leid.

Da klagen all' zuſammen wir
Um Ein entſchwunden Glück,
Und alle träumen ſie mit mir
Von neuem Sonnenblick.

Und wenn die Roſen wieder blühn,
Kehrt auch der Liebſte dein;
Drum nicht im Frühling laß mich ziehn,
Im Winter ſoll es ſein!

8.

Wol küßt' ich dir vom Roſenmunde
Viel ſüße Küſſe ſonder Zahl,
Und dachte nicht der bangen Stunde,
Da ich dich küſſ' zum letzten Mal.

Nun wir den letzten Kuß uns geben,
Ach, dünkt's dich nicht, du Engel mein,
Als wär's der erſte Kuß im Leben?
Und dieſer ſoll der letzte ſein?!

Mit Granatschmuck.

Stumm iſt der Stein, er kann nicht ſagen
Mit der Granate rothem Mund,
Was ich ihm Liebes aufgetragen
Aus meiner Seele tiefſtem Grund.

Aus finſtern Klüften losgebrochen,
Genährt an ſtarrer Felſen Bruſt,
Verſteht er nicht mein Herzenspochen,
Mein Grämen nicht, noch meine Luſt.

Und doch mit Tönen, leicht zu kennen,
Wenn nur dein Herz ihr Echo iſt,
Wird er dir einen Namen nennen,
Den du nur allzubald — vergißt.

Von all' dem Zauber wird er ſagen,
Der deinem Feentritt entquoll,
Um dieſen Frühling wird er klagen,
Daß er ſo bald entſchwinden ſoll.

Er wird dir leis, o leise ſingen,
Gleichwie ein Vöglein zum Valet,
Und wird ins tiefſte Herz dir dringen,
Wie mit des Donners Majeſtät.

Geſchieht ſolch Wunder todten Steinen,
Daß Sang und Klang ſich drinnen regt,
O Mädchen, ſprich, was willſt du meinen,
Daß mein lebendig Herz bewegt?

In der Ferne.

Jetzt wird sie wol im Garten gehen,
Der blüht und glüht im Sonnenlicht,
Und in die Ferne wird sie spähen,
Mich aber, ach, mich sieht sie nicht.

Und eine Rose wird sie brechen,
Mit stummer Wehmuth im Gesicht,
Und meinen Namen wird sie sprechen,
Ich aber, ach, ich hör' es nicht!

Abends.

In dieſer Stunde denkt ſie mein,
Ich weiß, in dieſer Stunde!
Die Vögel ſchlafen groß und klein,
Es ſchlafen die Blumen im Grunde.
An blauem Himmel hell und klar
Stehn tauſend Sterne wunderbar,
Sie ſchaut hinauf und denket mein,
Ich weiß, in dieſer Stunde.

Sie ſitzt wol einſam und allein,
Ich weiß, in dieſer Stunde,
Und flüſtert wol den Namen mein
Halbleiſe mit ſchüchternem Munde.
Sie ſchickt mir Grüße lieb und ſchön
Und winkt mir zu, als könnt' ich's ſehn,
Sie weint um mich und denket mein,
Ich weiß, in dieſer Stunde.

Gute Nacht und ſchließ' die Aeugelein,
Gute Nacht in dieſer Stunde!
Ich will im Traume bei dir ſein
Mit fröhlicher, ſeliger Kunde:
Von einem Tag, o träume du,
Wo ich in deinen Armen ruh',
Ja bis dahin gedenke mein,
Jetzt und in jeder Stunde!

Lied.

Wol viele tauſend Vögelein
Wohnen und ſingen im grünen Hain,
Sie haben all' zwei Flüglein ſchön,
Zu fliegen über Land und Seen,
Sie haben alle ſüßen Mund,
Zu ſingen hell aus Herzensgrund —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will keins von euch mein Bote ſein?

Ich will euch ſenden in ein Thal
Mit luſt'gen Quellen ohne Zahl,
Da blühen Blumen ſüß und lind
Und wiegen ſich im Abendwind;
Ich will euch ſenden vor ein Haus,
Da lacht der Frühling ſelbſt heraus —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will keins von euch meine Bote ſein?

Am Liebſten flög' ich ſelber hin,
Und ſagt' ihr, wie ſo treu ich bin,
Und klagt' ihr meine lange Pein,
Daß ich von ihr muß ferne ſein;
Da läg' ich auch an ihrer Bruſt,
Und Kuß um Kuß und Liebesluſt —
O bitt' euch, liebe Vögelein,
Will keines mir zwei Flügel leihn?

Erste Blüte.

Was ſoll die perlende Thräne mir
In den mälig verdunkelten Blicken?
Wovon erzittert die Seele mir,
Iſt's Jammer oder Entzücken?
Ich kann es nicht ſagen, ich weiß es nicht,
Warum aus dem Auge die Thräne mir bricht,
Kommſt du daher gegangen
Mit Roſen auf den Wangen.

Du blühest ſo lieblich in Jugendgeſtalt,
Dir leuchten die Augen, die hellen,
Und die Welt iſt ſo falſch und das Leben ſo kalt,
Das macht die Thräne mir quellen.
Ich kann es nicht ſagen, ich weiß es nicht,
Die Roſen in deinem Angeſicht,
Sie ſind mir wie ein Zeichen,
Als müßten ſie erbleichen.

O wandle und blühe in Gottes Hut,
Ich segne dich unter Schmerzen!
Und das Leben ist schön, und die Welt ist gut,
Sind wir selbst es im eigenen Herzen.
Ich kann es nicht sagen, ich weiß es nicht,
Doch seh' ich dein lachendes Angesicht,
Mir ist, als müßte eben
Sich alles, alles geben!

Frage nicht!

O frage nicht,
Was auf des Auges stillem Grunde
Mir oft wie eine Thräne bebt,
Was schüchtern oft von meinem Munde
Wie ein verstohlner Seufzer schwebt!
Es ist ein Wort, unausgesprochen,
Ein selig goldnes Traumgesicht,
Und nur mein Blick, mein Herzenspochen
Verräth es dir — o frage nicht!

O frage nicht,
Was ruhelos in deine Nähe
Mich wie ein Zauber mächtig bannt,
Warum ich dennoch seitwärts stehe,
Wenn du mich lächelnd kaum erkannt!
Von Schmetterlingen rings umgaukelt,
Genährt vom ersten Sonnenlicht,
Ein Röschen du, vom West geschaukelt,
Entblättert ich — o frage nicht!

O frage nicht,
Zu welcher frühen Sonnenwende
Mein kurzes Leben sich gesenkt,
Zu welchem Abgrund, welchem Ende
Mein müder Fuß hinunterlenkt!
Dir sei die Welt ein ew'ger Morgen
Voll Maienglanz und Duft und Licht,
Was Schmerzen sind, dir sei's verborgen,
Leb' wohl, vergiß — und frage nicht!

Das Wort.

Es ſummt ein Wort mir raſtlos in den Ohren,
Ganz leiſe nur, mit ungewiſſem Klang,
Und will ich's nennen, hab' ich's ſchnell verloren,
So lockt und neckt mich's wie Sirenenſang.

Ich kann nicht ſagen, was darin enthalten,
Es iſt nicht Frühling, Roſe, Sonnenſchein,
Doch will der Himmel ſich zum Wort geſtalten,
Der ganze Himmel, muß es dieſes ſein.

Es iſt ein Klang aus jenen flücht'gen Stunden,
Da eine ſchöne, liebe Heuchlerin
Mit weichen Armen zärtlich mich umwunden,
Mir ganz bethörend Herz, Gemüth und Sinn.

Da hab' ich oft von ihrem Roſenmunde
Mit gier'gem Ohr dies Wörtchen abgelauſcht,
Und ſpielend haben manche lange Stunde
Wir dieſes Wörtchen kindiſch ausgetauſcht.

Wenn ſie es ſprach, wie bebt's mir in den Sinnen!
's war mehr als Flöte, mehr als Lerchenſang,
Ein Paradies voll Seligkeit lag drinnen,
Ich konnt' es hören Tag' und Monde lang.

Es war ein Spiel! Des Spieles ward ſie müde
Und hat ſich ruhig, lächelnd abgekehrt;
Doch mit ihr wandte ſich mein Glück, mein Friede —
Sie war ſo ſchön, ſie war ſo liebenswerth!

Auch jenes Wörtchen hab' ich längſt verloren,
Denn mit dem Zauber ſchwand das Zauberwort;
Nur leiſe, leiſe ſummt's mir in den Ohren,
Vergeſſen möcht' ich's, dennoch ſummt es fort!

Und wenn im Frühling ſich die Blätter regen,
In Thal und Wald die Erde ſich belebt,
Dann klopft mein Herz mit ungeſtümen Schlägen
Laut möcht' ich nennen, was mich leis durchbebt.

Es iſt umſonſt, ich find' es nimmer wieder,
Es iſt nicht Frühling, Roſe, Sonnenſchein,
Doch mehr als Flöte, mehr als Lerchenlieder —
Es muß ein Wort für Glücklichere ſein.

Fiammetta.

Lächle nicht,
Lächle nicht,
Zauberiſches Angeſicht!
Deine Thränen, deine Schmerzen,
Kalt, mit ungerührtem Herzen,
Kann ich ſchweigend ſie erdulden;
Aber ach, vor deinem Lächeln,
Wie der Schnee vorm Maienfächeln,
Schmilzt dein Unrecht, dein Verſchulden —
Lächle nicht,
Lächle nicht,
Zauberiſches Angeſicht!

Lächle nicht,
Lächle nicht,
Zauberiſches Angeſicht!
Weinend hab' ich dich geſehen

Und verzweifelnd vor mir ſtehen,
Schönſte dich von allen Frauen:
Doch dies Lächeln auf dem Munde,
Noch in meiner Todesſtunde
Dieſes Lächeln werd' ich ſchauen —
Lächle nicht,
Lächle nicht,
Allzutheures Angeſicht!

Fahre wohl.

Nun ſo ſei's, ſo laß uns ſcheiden!
Ohne Kuß und Druck der Hand,
Fahre wohl — ! Denn von uns beiden
Hat die Liebe ſich gewandt.
Jenes Drängen, jenes Wogen,
Jenes Sehnen ohne Ruh' —
Fahre wohl! es hat gelogen,
Und enttäuſcht ſind ich und du.

Fürchte nichts! In dieſe Stunde
Miſche ſich kein bittres Wort!
Feſt die Hand auf meiner Wunde,
Ohne Klage geh' ich fort.
Sei beglückt! Ich kann verlaſſen,
Denn Verlaſſen ward zur Pflicht,
Aber zürnen, ach, und haſſen,
Wo ich liebte, kann ich nicht.

Habe Dank für alles Gute,
Habe Dank für jede Luſt,
Jede glückliche Minute,
Die ich fand an deiner Bruſt,
Jeden Kuß, den du gewähret,
Jede ſüße Tändelei —
Lieben haſt du mich gelehret,
Lehrſt mich nun, was Leiden ſei.

Wird mein Bildniß dir erſcheinen
In dem Traumgeſicht der Nacht,
Sieh es ruhig, ohne Weinen,
Und vergiß es, kaum erwacht.
Mein Gedächtniß laß entſchwinden,
Schnell, wie unſer Glück entwich;
Einen Andern magſt du finden,
Den du treuer liebſt als mich.

Schau' nicht um dich, wenn ich gehe,
Wende ſeitwärts deinen Blick,
Denn er zög' in deine Nähe,
Zöge mich zu dir zurück!
Fahre wohl! Die Lippen beben,
Und die Füße weigern ſich —
Ach, nicht mit dir kann ich leben,
Kann nicht leben ohne dich!

Begegnung.

Nie wieder dacht' ich dich zu ſehn!
Als hätt' die Erde mich verſchlungen,
So ſollte dir und mir geſchehn,
Seit du dich meinem Arm entrungen!
Dein lieblich lächelndes Geſicht,
Nie wieder ſollt' es mich bethören,
Selbſt deinen Namen dacht' ich nicht,
Und wär's im Traume nur, zu hören!

Es war nicht leicht — o Gott, ich rang
Mit kindiſchen Erinnerungen;
Es war nicht leicht — ! Doch es gelang,
Und ſelbſt mein Schmerz, er ward bezwungen.
Kaum dacht' ich mehr, daß ich geliebt,
Vergeſſen hatt' ich deine Mienen,
Vergeſſen, daß es Augen giebt,
Die einſt mir Wonne zugeſchienen.

Aufs Neue jetzt hierher gebannt,
Auf neuem Weg dich zu geleiten,
Wird mir's so wundersam bekannt,
Als säh' ich Geister frührer Zeiten:
Von fremdem Munde du geküßt,
Gelehnt an eines Andern Wangen —
Jetzt weiß ich erst, daß du es bist,
An welcher einst dies Herz gehangen!

Und wie dein Auge nur mich trifft
Mit diesem Blick, dem engelgleichen,
Fühl' ich das alte süße Gift
In meine Seele wieder schleichen.
Du neigst dich her, du sprichst zu mir,
Die alten Künste walten wieder,
Und wiederum zu Füßen dir,
Ein Narr der Liebe, sink' ich nieder!

O laß mich los! o dulde nicht,
Daß ich dem Schmetterlinge gleiche,
Der, angelockt vom holden Licht,
Am holden Licht verbrennt zur Leiche!
Laß ruhn die Schatten jenes Glücks,
Von dem auf ewig wir geschieden,
O vor dem Zauber deines Blicks
Mir selbst, dem Schatten, gönne Frieden!

Eine Locke.

'ſ war Mitternacht, früh Morgens ſollt' ich ſcheiden,
Wir ſaßen ſtumm, ein träumeriſches Paar:
Von ihrem Haupt ein Löckchen wollt' ich ſchneiden,
Sie wehrte nicht, ſie löſte ſelbſt das Haar.
Da ſchlug mein Herz, der blöde Wunſch ward freier,
In tauſend Küſſen fühlt' ich meine Glut,
Und über uns, ein ſüß geheimer Schleier,
Floß ihrer Locken dunkelbraune Flut.

Wie lang' doch iſt es, ſeit ich das erfahren?
Ich ſinne nach und dennoch find' ich's kaum:
Hätt' ich die Locke nicht von ihren Haaren,
Ich meinte wol, das alles wär' ein Traum.
Denn für das Haar, das ich ihr ſchnitt vom Haupte,
Schnitt ſie der Liebe goldnes Band entzwei,
Und ach, ſie wußte, daß, was ſie mir raubte,
Kein Härchen nur, daß es mein Leben ſei! —

So ſchieden wir. Ich ſah ſie nimmer wieder,
Als nur im Traum; ſie, mein' ich, ſah mich nie,
Vergeſſenheit ſank auf mein Antlitz nieder,
Der bleichen Stirn warum gedächte ſie?!
Die Locke nur, ſie hat mir bleiben müſſen,
Ich trug ſie treu — und ſchau' nur her, mir däucht,
Als wäre ſie noch warm von unſern Küſſen,
Als wär' ſie noch von unſern Thränen feucht!

Ob wol noch heut', wie tauſend junge Schlangen,
So mild, ſo braun wie eine Sommernacht,
Der ſtolzen Frau um Hals und Stirn und Wangen
Herniederfließt der Locken weiche Pracht?
Und wer wol heut' mit übermüth'gem Finger,
Wie ich einſt that, in dieſen Locken wühlt,
Und ſich, gleich mir, dabei um nichts geringer,
Als wie ein König beider Indien fühlt?

Und horch, ich hör's wie Geiſterſtimme ſäuſeln:
's kommt eine Zeit, ſie kommt, du ſtolze Frau,
Da wird dein Haar ſich minder üppig kräuſeln,
Die braune Locke, glaub' mir, ſie wird grau!
Du wirſt umſonſt die ſchlanken Arme breiten
Nach einem Herzen, dich zu wärmen dran,
Kalt wird die Welt an dir vorüberſchreiten —
O, nicht mein Bild, nicht meines, ſchaue dann!

Vergiß mich ganz! und ſei der ernſte Schnitter
Vor Vielen dir mit einem Lächeln hold!
Stirb ſanft, ſtirb raſch! Es iſt ja ſchon ſo bitter,
Allein zu ſterben; das haſt du gewollt.
Eins quält mich nur: von deinem Haupt dies Härchen,
Im Tode ſelbſt ein Kleinod bleibt es mir —
Doch dann, o dann von all' den goldnen Märchen,
Sprich, ſtolze Frau, o ſprich, was blieb dann dir?!

Im Traum.

Im Traume biſt du mir begegnet,
Im Traume haſt du mich beſucht,
Ich hab' im Traume dich geſegnet,
O du, der wachend ich geflucht!
Die ich einſt von mir ſtieß mit Schaudern,
Die ich aus meiner längſt verbannt,
Ich nahm ſie wieder ohne Zaudern,
Die kleine weiße falſche Hand!

O Gott, und ſie! Wie treu geblieben
In ihrer Schönheit war ſie ſich!
Die Augen ſah ich Funken ſtieben,
Wie einſt ſo heiß, ſo ſemmerlich;
Sie kam mit Lächeln, ſtolz und heiter,
Der Sonne gleich am Himmelsraum,
Und ihre Küſſe — nein! nicht weiter!
Der Wahnſinn ſteckt in dieſem Traum!

Sie lächelte, ſie ſprach: „Die Falten
Auf deiner Stirn, o ſprich, woher?
Sind wir denn nicht, wie ſonſt, die Alten?
Wie? Kennſt du meinen Kuß nicht mehr?
's iſt wahr, ich bin verreiſt geweſen —
Doch nun, nun bin ich ja zurück,
Krank war ich, doch ich bin geneſen,
Und neu erblüht das alte Glück.

Ich weiß, es ſchleicht da was im Düſtern,
Ich wär' dir treulos, ſagen ſie —
Pah, laß ſie ſchwatzen, laß ſie flüſtern,
Du, weiß ich ja, glaubſt ihnen nie!
An meinen Seufzern, meinen Küſſen,
An meinen Blicken feucht und heiß,
Du mußt ja längſt, du mußt es wiſſen,
Wem dieſes Herzens höchſter Preis!

Du mußt" — Gottlob, der Morgen dämmert,
Vom Lager ſpring' ich, athme kaum,
Die Stirne glüht, der Buſen hämmert —
O wonnevoll verhaßter Traum!
Zur Ruh'! zur Ruh'! Ich will ja ſegnen,
Nicht fluchen will ich fürder, nein!
Nur nicht dich ſehn, nicht dir begegnen,
Und ſollt' es auch im Traum nur ſein!!

Meden.

1.

Dein Haupt an meines willſt du lehnen —
Ich wende ſchweigend das Geſicht;
An deiner Wimper hängen Thränen —
Ich küſſ' ſie dir vom Auge nicht;
Du blickſt mich an mit ſtummer Frage —
Ich wage nicht dich anzuſehn:
Denn ach, die Schatten künft'ger Tage
Seh' zwiſchen dir und mir ich ſtehn.

Zu Menſchen kann ſich nicht gewöhnen,
Wem einſt ſich Götter zugeſellt,
Und wer gelauſcht hat Himmelstönen,
Der taugt nicht ins Geräuſch der Welt.
Wir tauſchten Leben einſt um Leben,
Voll war und ungetheilt mein Glück —
Und reut dich jetzt, was du gegeben,
Das halbe geb' ich ſelbſt zurück.

Wie werden nun so still, so blöde
Wir künftig bei einander stehn!
Wie wird des Lebens staub'ge Oede
Nun doppelt schaurig uns umwehn!
Wo Duft der Rosen uns gefächelt,
Da fällt jetzt welkes Laub herab,
Die Lippe, die so süß gelächelt,
Ist kalt und stumm jetzt wie das Grab.

O dann in diesen Schauerstunden,
Die du für uns heraufbeschworst,
Gedenke nie, nicht auf Secunden,
Im Traume nicht, was du verlorst —
Verlorst? O nein: was, kalt entschlossen,
Du von dir warfst — und zucktest nicht —
Dem Becher gleich, der, halb genossen,
Am Munde uns in Scherben bricht,

Mein Bildniß aber, mög' es nimmer
In deiner Seele neu erstehn,
Verschollen laß es sein auf immer,
Als hättest du mich nie gesehn!
Nur Eines kann ich nicht ermessen:
Die Küsse, welche wir geküßt,
Kannst du sie auch, auch sie vergessen,
Wenn du nun arm und einsam bist?!

2.

Armſel'ger Thor, was iſt es nun,
Wo ſind nun deiner Hoffnung Schätze?
Im Arm der Liebe wollt'ſt du ruhn
Und zappelſt nun in ihrem Netze.
Wo ſonſt dir von verſchämtem Munde
Ein holdes Ja geflüſtert ward,
Da tönt dir nun jedwede Stunde
Ein Nein, ſo ſeelenlos, ſo hart!

Ich dachte, über Raum und Zeit
Ein Glück, ein ew'ges, mir zu gründen,
Es ſollten Welt und Sterblichkeit
An meinen Flammen ſich entzünden;
Ich glaubte an der Liebe Wunder
Und an des Herzens Machtgebot —
Und nun ein ausgebrannter Zunder,
Nun Aſche, kalt und bleich und todt!

Es wird ſich auch ertragen laſſen,
Wie ja der Menſch ſo vieles trägt;
Glückſelig, würde Zorn und Haſſen
Die Liebe, die mich einſt bewegt!

Doch nein, zu ſchwach bin ich erſunden,
Freiwillig ſchmieg' ich mich ins Joch —
Ich freu', o Schmach, mich meiner Wunden
Und liebe ſelbſt mein Elend noch!

3.

Die Kerzen ſind herabgebrannt,
Geleert die Becher, welk die Kränze —
Nun reich' noch einmal mir die Hand:
Ade der Jugend und dem Lenze!
Und krümmt ſich mir das Herz vor Weh,
Du willſt es ſo, es muß geſchehen —
Der Liebe und dem Glück ade!
Ade! — und dann ... dann laß mich gehen.'..

Wol träumt' ich einſt im wirren Hirn
Von Wonnen, welche nie verfliegen,
Von Roſen, die um unſre Stirn
Nur immer duftiger ſich ſchmiegen;
Befreit vom alten Fluch der Zeit,
Schwebt' ich auf Wogen des Geſanges,
Es waren Lieb' und Ewigkeit
Für mich zwei Worte gleichen Klanges.

Du freilich — nun, du warnteſt mich
Und ſprachſt vom Unbeſtand der Stunde,
Mit ſtolzem Lächeln hört' ich dich,
Die Warnung küßt' ich dir vom Munde.
Und doch zu ſpät jetzt ſeh' ich ein:
Du warſt, trotz deiner jungen Jahre,
Die Weiſe, ich der Narr allein,
Der Narr, o Gott, mit grauem Haare . . .

Und was nun weiter, fragſt du? Pah,
Als ob es noch ein Weiter gäbe,
Als ob es, ſeit mir dies geſchah,
Nicht Eins, ich ſterbe oder lebe!
Doch werd' ich leben, o gewiß:
Ein Leben — niemand ſoll es ſpüren —
Wie es in Qual und Finſterniß
Die Seelen der Verdammten führen.

Und wie indeß die Tage dir,
Die liebeleeren, werden ſchwinden?
Und ob kein Traumgeſicht von mir
Den Weg zu deinem Bett wird finden?
Ich weiß es nicht — ich weiß nur Eins:
Mein Herz, ein Herz voll kind'ſcher Treue,
Iſt Aſche jetzt — Gott ſtärke deins
Und ſchütze dich, o Weib, vor Reue . . . .

4.

Sieh da, der erſte blühende Baum —
Wie ſah ich ihn ſonſt ſo gerne!
Nun aber ach, ſind Frühlingstraum
Und Jugendwonne mir ferne.

Er blüht noch ganz ſo voll, ſo weiß,
Wie ich ihn einſt geſehen,
Ich aber, ich beiße nun bald ein Greis,
Ich möchte ſchlafen gehen.

Verwelkt der Blätter ſtolze Pracht,
Zerflattert die ſüßen Roſen —
Ich ſehne mich nach einer Nacht,
Nach einer endeloſen.

Und dennoch faßt mich's, ich weiß nicht wie —
Geſegnet, ſpreſſende Blüte,
Und daß der Himmel dich und die
Sich an dir freuen, behüte!

Treue Liebe.

Das iſt der Liebe ſchönſtes Recht,
Daß ſie verzeihet und vergißt;
Der liebt nicht treu, der liebt nicht echt,
Der dieſe Tiefe nicht ermißt.

Und ſchmerzt die Wunde noch ſo ſehr,
Die der Geliebten Hand dir ſchlug,
Von der Geliebten kommt ſie her,
Das ſei des Troſtes dir genug.

Und wenn ſie gar nicht heilen will,
Wolan, ſo ſtirb; doch ſtirb ſo ſtill,
Daß nie ein Menſch errathen kann,
Selbſt die Geliebte nicht, woran.

Drittes Buch.

Nachtstille.

In ſtiller Nacht die Sterne gingen
Am Himmel hoch in ernſter Pracht,
Ein Säuſeln hört' ich und ein Klingen
Wol durch die ſtille Mitternacht.
Doch war es nicht der Blätter Rauſchen,
Es war nicht Nachtigallenſang:
Aus tiefer Seele mußt' ich lauſchen
Dem nie gehörten, ſüßen Klang.

Und o, mir war's, als käm' geflogen
Ein Flötenton aus Fels und Stein,
Als ſängen aus des Baches Wogen
Sirenen ihren Zauberreihn;
Als lullten leiſe, ſchlummertrunken
In ſüßen Traum ſich Feld und Wald,
Wie halb in Schlummer ſchon geſunken
Ein Kindlein noch Gebete lallt;

Als ob in ſeinem Silbernachen
Der Mond ein Schifferlied ſich ſang,
Als ob geheim in tauſend Sprachen
Der Sterne nächtlich Plaudern klang:
Als ſtiege ſchon vom Himmel nieder
Der Träume leichtbeſchwingter Chor,
Und ſänge Märchen, ſänge Lieder
Dem Schlummernden ins wache Ohr!

Das, o Natur, iſt deine Weiſe,
Es iſt dein nächtlich Feierlied,
Das hell wie Orgelklang und leiſe
Wie ein Gebet das All durchzieht.
Und wo dich Sterbliche vernehmen,
Da machſt du ſchnell die Herzen weit,
Zu linder Wehmuth wird ihr Grämen,
Zu ſtiller Hoffnung wird das Leid.

So tönet fort, ihr ſüßen Lieder,
Ihr Engelſtimmen hell und rein!
Strömt leiſe wie ein Balſam nieder
In jedes wunde Herz hinein!
Doch wo getrennt von ſeiner Schönen
Ein Jüngling unter Thränen wacht,
Da ſagt ihm mit der Liebſten Tönen
Ein herzig ſüßes Gute Nacht!

Knäulzettel.

Es ſoll ein Knäul um dieſes Blatt ſich ſchlingen,
„Zwei Zeilen höchſtens!“ ſo haſt du gewollt;
Nun ſoll die Neugier deinen Fleiß beſchwingen,
Und iſt der Faden endlich abgerollt,
Dann wird es flugs erbrochen und geleſen,
Was dieſes Blattes Räthſelſpruch geweſen.

Wol tiefer ruht und feſter noch umſponnen
Ein andres Räthſel voller Schmerz und Luſt,
Ein ſüß Geheimniß voller Qual und Wonnen,
Stets unerforſcht, in treu verſchwiegner Bruſt —
Und läg' das Räthſel endlich vor dir offen,
Dürft' auf ein Lächeln, wie dies Blatt, es hoffen?

Nahe Trennung.

So willſt auch du ſchon wieder ſinken,
Du ſüßes Sternbild, hell und klar,
An deſſen Glanz ſich ſatt zu trinken,
Dem Auge nicht beſchieden war?
Und biſt doch kaum mir aufgegangen,
Ein Mond an blauem Himmelszelt,
Haſt kaum mit zauberiſchem Prangen
Die düſtre Seele mir erhellt?

Ich ſah in deines Auges Tiefen,
Wo, traumverſunknen Geiſtern gleich,
Zukünft'ger Tage Wonnen ſchliefen,
Gebannte Feen im Zauberreich;
Mir ſchien wie Morgenſtrahl dein Lächeln,
Mit dem ein heitrer Tag beginnt,
Schien deines Hauches Maienfächeln
Ein Frühlingsbote, ſüß und lind.

O bleibe, bis der Spruch erklungen,
Der ſchnell die Träumenden belebt,
Bis daß, begrüßt von tauſend Zungen,
Ein Maienmorgen niederſchwebt!
Bis daß mit lieblichem Erröthen
Die Knospe deines Mundes bricht,
Und wie mit Nachtigallenflöten:
Ich liebe dich! die Lippe ſpricht.

Und ſoll's dann ſein, dann mag ſie ſchlagen,
Die Abſchiedſtunde bang und ſchwer,
Ich werde dann, ich werd' es tragen,
Erblick' ich meinen Stern nicht mehr;
In meiner Bruſt dann wird er ſcheinen,
Hell leuchtend ewig, ewig rein,
Ich werde ſeufzen, werde weinen,
Und werde dennoch glücklich ſein!

Atlantis.

Wer ſie zu finden wüßte,
Glückſeligſter Pilot,
Die wundervolle Küſte,
Wo uns kein Schmerz mehr droht!
Wo nimmer Mund vom Munde,
Vom Herzen Herz ſich reißt,
Wo keine letzte Stunde
Uns bittern Abſchied heißt!

Wo nicht das Flügelrauſchen
Der Zeit uns mehr erſchreckt,
Kein Spähen mehr, kein Lauſchen
In unſerm Glück uns neckt;
Wo wie in Meeresgrunde,
Verſteckt von tiefſter Flut,
Unendlich ew'ge Stunde
Mein Herz an deinem ruht!

Es iſt kein falſch Gelüſte,
In eitlem Hirn erdacht,
Die wundervolle Küſte,
Sie iſt kein Traum der Nacht:
In deinem Aug' und Mienen,
Da fand ich ihre Spur,
Da iſt ſie mir erſchienen,
Die Paradieſesflur!

Herz, breite deine Schwingen!
Es gilt ein köſtlich Gut,
Zu kämpfen und zu ringen,
Wolauf und habe Muth!
Gieb dich getroſt den Winden,
Nicht ſcheue Sturm und Riff,
Du wirſt dein Eden finden:
Führt Liebe doch dein Schiff!

Lieb' und Leben.

Die höchſte Luſt, den höchſten Schmerz,
Ich hab' ihn auch genoſſen,
Das Leben hab' ich an mein Herz
Wie eine Braut geſchloſſen:
Die, ſchamerglüht, ſich widerſetzt
Des Liebſten Flammenküſſen,
Und doch mit Sträuben ſich zuletzt
Ihm hat ergeben müſſen.

Nun komme, was da kommen mag,
Ich gebe mich dem Meere;
Willkommen ſei der nächſte Tag,
Und ob's der letzte wäre!
Ja wenn das Herz zerſpringen will
Vor Wonnen und vor Plagen,
O halte feſt, o halte ſtill,
Du darfſt, du kannſt nicht zagen!

Das Leben iſt ein muntres Weib
In ew'ger Jugendſchöne,
Wolauf! und zeug' aus ihrem Leib
Dir echte, rechte Söhne!
Die ſollen fröhlich dich umblühn,
Zukünft'ger Zeiten Erben:
Das ſind die Thaten ſtolz und kühn,
Die leben, wenn wir ſterben!

Der Nussbaum

unter dem Fenster spricht:

Wo ist das holde Kind geblieben,
Das sonst, wenn kaum die Nacht entschwand,
Gleich wie von Zaubermacht getrieben,
Früh unter meinem Schatten stand?
O sie war schön! Wie junge Schlangen
Spielt' um die Stirn ihr Lockenhaar,
Vom Schlummer brannten ihre Wangen,
Ihr Auge doch, wie sonnenklar!

Ein Wörtchen flog von ihrem Munde,
Ein Wörtchen nicht, ein Hauch, ein Klang,
Wie wol in erster Morgenstunde
Der muntern Lerche Frühgesang.
Und schnell das Fenster hört' ich gehen:
„Ei guten Morgen, süßes Kind!" —
„Wie lang' nicht hab' ich dich gesehen!
O komm herab, herab geschwind!" —

Und kam der Liebſte nun gegangen,
O welch' ein ſel'ger Morgengruß!
Welch zärtlich Neigen, hold Umfangen,
Und Herz am Herzen, Kuß um Kuß!
Dann wandelte in meinem Schatten
Das muntre Pärchen froh einher —
Was ſie ſich da zu ſagen hatten?
Sie ſprachen wenig, küßten mehr.

Bis daß zu Nacht die Sterne kamen,
Und, von den Zweigen dicht bedeckt,
Sie ſchmerzlich ſüßen Abſchied nahmen,
Von keinem fremden Aug' erſchreckt;
Da lachten, weinten ſie und hielten
Umklammert ſich in trunkner Luſt,
Und meine dunkeln Schatten ſpielten
Süß tändelnd auf des Mädchens Bruſt.

Ei wol, das mochte mir behagen,
Das freute wol mich alten Herrn,
Und wie ein Hauch von Frühlingstagen
Durchbebt' es meinen morſchen Kern.
Kein Lüftchen ging, kein Blätterrauſchen!
Still breitet' ich mein Schattendach
Und ſtand verſenkt in fremdes Lauſchen,
Entſchwundnen Lenzen dacht' ich nach.

Nun iſt es Herbſt, die Winde wehen,
Mein grünes Haupt wird dürr und kahl,
Ich muß nun balde ſchlafen gehen,
Gern ſäh' ich ſie noch, ſie einmal!
Möcht' mich an ihrem Auge wärmen,
An ihrer Blicke Sonnenſchein,
Dann ohne Grämen, ohne Härmen
Schlief' ich getroſt und fröhlich ein.

O wenn die Vöglein wieder bauen,
Wenn ſich mein Wipfel neu belaubt,
Werd' ich das Kind wol wieder ſchauen,
Das mir der Herbſt ſo früh geraubt?
Ach oder wo, auf welchen Wegen,
Wohin dann irret ihre Flucht?
Dann, wo ſie ſei, mit ihr ſei Segen
Und holde Blüte, reiche Frucht!

Das Mädchen ſpricht:

I. Das groſse Kind.

Da fliegt er hin, der ſtolze Knabe,
Raſch trägt ſein Rößlein ihn vom Ort;
Dem ich mich ganz ergeben habe;
Mein ſüßer Schatz, ſchon iſt er fort!
Die Stunde ſchlug, von meinem Herzen
Riß er ſich zögernd, riß ſich los,
Und lächelnd halb und halb mit Schmerzen
Sprach er: „Ade, 's iſt Mannesloos!“

O Mannesloos, o Traum der Ehre,
Von Männern allzuhoch geſchätzt!
Ich wollt', daß er ein Kindlein wäre,
Und mein Geliebter doch wie jetzt;
Auf meinem Schoß wollt' ich ihn wiegen
Mit ſüßem Tändeln, warm und lind,
In meinen Armen ſollt' er liegen,
Mein groſses, mein verliebtes Kind.

Ei ja, das wären ſüße Sorgen,
Das wäre liebe Mutterluſt!
Wol jeden Abend, jeden Morgen
Hielt' ich ihn feſt an meiner Bruſt;
Mit meinem Kuß wollt' ich ihn tränken,
Nach dem er ſonſt ſo durſtig war,
Und wollte ihm zum Spielwerk ſchenken
Mein aufgelöſtes ſchwarzes Haar.

Ich würd' ein Märchen ihm erzählen
Von dem verirrten Königsſohn,
Der, ſich der Hirtin zu vermählen,
Das Reich vergeſſen und den Thron;
Mir in die Augen würd' er ſehen
Mit hellen Blicken ſtolz und groß,
Und würde lächelnd mich verſtehen,
Und riſſe dennoch ſich nicht los!

2. Ungehorsam.

O ich bin krank, ich möchte weinen,
Mein armes Herz zerbricht vor Qual,
Doch muß ich still und fröhlich scheinen,
Weil es mein Liebster mir befahl.
Er hielt zum Abschied mich umschlungen,
Er sah mir bittend ins Gesicht,
Und zärtlich, wie mit Engelszungen,
Sprach er: „Mein Mädchen, weine nicht!“

Da schwand er hin! Zurückgelassen
Streckt' ich die Arme in die Luft —
Umsonst! ich konnt' ihn nicht erfassen,
Uns trennt wol eine weite Kluft.
Nun ist inmitten mir der Menge
Wie einer Träumenden zu Sinn,
Ich gehe schweigend meine Gänge
Und lächle, weiß kaum, wo ich bin.

Nur Mitternachts bis an den Morgen,
Von allen Menſchen ungehört,
Dann in die Kiſſen tief verborgen,
Damit mein Schluchzen keinen ſtört,
Dann mein gepreßtes Herz entlad' ich
In einer heißen Thränenflut,
Dann weinend meine Locken bad' ich,
An denen er ſo oft geruht.

Er wird es ja nicht gleich erfahren,
Daß ich ihm ungehorſam war,
Auch ſoll er nimmer es gewahren,
Wenn er zurück kommt über's Jahr.
Und o, ich glaube, wenn er's wüßte,
Er zürnte mir ja dennoch nicht —
Er iſt ſo gut! er käm' und küßte
Die Thräne mir vom Angeſicht!

Weihnacht.

Wie ſonſt zu frohem Weihnachtfeſte
Das Haus von Lichtern ſich erhellt,
Da tönt Geſang, da jubeln Gäſte,
Da jauchzt die ſel'ge Kinderwelt:
Die Kinderwelt, die, gleich den Dichtern,
Den Himmel noch im Herzen führt
Und noch an Tand und bunten Lichtern
Ein köſtliches Behagen ſpürt.

Heut' du und ich im dunkeln Hauſe,
Kein Dritter ſoll uns nahe ſein —
Heut' du und ich in ſtiller Klauſe,
Von allen wir, wir ganz allein!
Die ſonſt mit mir dies Feſt begangen,
Sie ſind nicht da, ſind weit von hier,
Dich halt' ich, meine Braut, umfangen,
Mein Alles dich — nichts fehlet mir.

Laß flammen denn die Weihnachtkerzen!
So golden flammt die Sonne kaum,
Als stolz und froh in unsern Herzen
Der Liebe goldner Weihnachtbaum!
Und wie sonst Naschwerk, bunte Nüsse
Man von des Baumes Zweigen pflückt,
So haben Blicke, haben Küsse
Uns unsern Weihnachtbaum geschmückt.

Nur du und ich! O laß sie glühen,
Die Kerzen nicht, die Herzen auch
Laß flammen, glühen und zersprühen,
Das ist der Liebe Festgebrauch!
Nur du und ich! In unsre Mitte
Nie dränge sich ein fremder Fuß,
Stets zwischen dir und mir der Dritte
Sei unsrer Liebe Genius!

Letzter Blick und letzter Gruss.

Letzter Blick und letzter Gruß,
Herz, wer kann es fassen?
Letzter Seufzer, letzter Kuß,
Und dann dich verlassen:
Lassen dich aus diesem Arm,
Der dich oft umfangen
In der Mainacht lind und warm,
Da die Knospen sprangen!

Lassen dich von dieser Brust,
Die mit heißen Schlägen
In unendlich süßer Lust
Deiner schlug entgegen;
Aus dem Auge lassen dich,
Sonne mir und Leben,
Und in finstre Ferne mich
Freudelos begeben!

Aber aus der Seele, nein,
Nicht aus meinem Herzen!
Das iſt Balſam in der Pein,
Das iſt Troſt in Schmerzen:
Daß, wie auch die Tage ſich
Raſch und wechſelnd treiben,
Ewig dennoch du und ich,
Ewig wir uns bleiben.

Können meine Arme ſich
Nicht mehr um dich ranken,
Halten doch umklammert dich
Sehnende Gedanken!
Und dem Aug' entſchwunden zwar,
Glänzt doch alle Stunde
Mir dein Bildniß hell und klar
In der Seele Grunde. —

Letzter Blick und letzter Gruß,
Herz, wer wollte weinen!?
Einen Blick noch, einen Kuß
Und noch einmal einen:
Bleibſt du mir und bleib' ich dir,
O, ſo iſt's kein Leiden,
Bleib' ich dir und bleibſt du mir,
O ſo iſt's kein Scheiden!

Vierles Buch.

Aus goldnen Tagen.

Dem Dichter ward ein köſtlich Gut verliehen!
Ihm hält die Zeit, die wandelbare, Stand,
Vergangenheit wird Gegenwart, gebannt
Vom holden Zauber ſeiner Melodien.

Er ſieht im Spiegel goldner Phantaſien,
Was ungeweihten Augen längſt entſchwand,
Ja ſelbſt des Grabes unheimlicher Rand
Erhellt ſich ihm, und alle Nebel fliehen.

Gleichwie in ſtill umgrenztem Alpenſee
Der Berge Gipfel purpurn noch ſich malen,
Nachdem die Sonne längſt hinabgeſunken:

So ſpricht aus dieſem Buch vergangnes Weh,
Verrauſchte Luſt mit Wonnen und mit Qualen —
Die Sonne ſank, ich ſammelte die Funken.

Weltuntergangs-Sonette.

I.

Am Tage, da die Welt sollt' untergehen,
Berührt vom Flammenschweife des Kometen,
Wie es verheißen kundige Propheten,
Die mehr als andre in den Sternen sehen:

Da, unter Weinen, Jammern, Schluchzen, Flehen,
Beim nahen Schall der Weltgerichtstrompeten,
Indeß die Einen fluchen, Andre beten,
Da ist der Wunder köstlichstes geschehen.

Nicht fraget, was! Nie wird aus meinem Munde
Ein sterblich Ohr die Kunde je erlangen
Von dem Geheimniß jener süßen Stunde.

Nur so viel wißt: indessen, furchtbefangen,
Die alte Erde bebt' in ihrem Grunde,
Ist eine neue Welt mir aufgegangen.

II.

Ja, es verſank die altgewohnte Erde,
Dies Schattenthal, wo nichts als Thränen fließen,
Wo ſtets die Reue folgt auf das Genießen,
Der Nebelball voll Kummer und Beſchwerde.

Durch neue Himmel lenkt die Flammenpferde
Der Sonnengott, in neuen Ufern fließen
Die Ströme jetzt, und neue Blumen ſprießen,
Die nie verblühn, auf neues Schöpfungswerde.

Wie aber hat ſich dieſes zugetragen?
Wer hat, o ſprecht, dies Wunder angerichtet?
Ein lächelnd Kind — nichts weiter darf ich ſagen.

Der Seele Himmel hat ſie mir gelichtet,
Daß wiederum, wie in der Jugend Tagen,
Mein jauchzend Herz in Tönen denkt und dichtet.

III.

Brich denn herein! Laß deine Donner rollen,
Weltuntergang! Ich lache deiner Schrecken,
Der Flammen lach' ich, die begierig lecken,
Als ob sie Erd' und Meer verschlingen wollen.

Was kümmert mich der Sterne zürnend Grollen?
Der Arm der Liebe, weiß ich, wird mich decken,
Ein treuer Wächter, wird sie mich verstecken
In ihrem Schoß, dem süßen, wonnevollen. —

Und so geschah's! Der Sturm, der uns bedrohte,
Zum Zephyr ward er; mit verkohlten Gluten,
Verschämt entwich der feur'ge Todesbote.

Und duftend hob aus neugestillten Fluten
Ein Eiland sich, verklärt vom Morgenrothe,
Darauf zwei Liebende in Schlummer ruhten.

IV.

Und war es wirklich keine falsche Kunde,
Und haben die Propheten nicht gelogen,
Und brechen wirklich heut' des Himmels Bogen,
Und Flammen schlagen aus dem finstern Schlunde:

Gegrüßt auch du, des Erdballs letzte Stunde!
Von der Geliebten süßem Hauch umflogen,
Verschränkten Armes, Mund an Mund gesogen
Im Wonnerausch, wie gern geh' ich zu Grunde!

Rast, Stürme, rast! Entweicht, ihr goldnen Herden,
Die ihr am Himmel weidet! Brich zusammen
Im tiefsten Kern, du morscher Bau der Erden!

Versiegt, o Sonnen, ihr urew'gen Ammen!
Zum Brautbett muß das Chaos selbst uns werden,
Indeß als Hochzeitfackel Welten flammen!

V.

Nein, höhnt ihn nicht, den Aermſten, den Kometen,
Weil er ſich heimlich machte auf die Socken!
Vor meiner Liebſten iſt er ſo erſchrocken,
Daß er es vorzog, gar nicht aufzutreten.

Das blaue Auge ſah er, ſüß betreten,
Das flammende, vor dem die Pulſe ſtocken,
Er ſah von fern das Wallen ihrer Locken,
Wie ſie gleich einem Schleier ſie umwehten;

Und ſprach zu ſich: O welche holde Tücke!
Mit dieſem Weib fürwahr kann ich nicht ſtreiten,
Vor ihrem Glanze zieh' ich mich zurücke.

Sprach's und verſenkte ſich in Dunkelheiten,
Gebannt von meiner Liebſten ſüßem Blicke,
Als blaſſer Mond die Erde zu begleiten.

VI.

Nicht zürne mir, daß ich vermag zu ſcherzen
Und Lieder reime mit verwegnem Munde
Von jenem Tage, da zu ew'gem Bunde
Sich in einander goſſen unſre Herzen.

Laß dich mein übermüthig Spiel nicht ſchmerzen!
Du weißt ja, Liebſte, was mir dieſe Stunde,
Und wie in meiner Seele tiefſtem Grunde
Nun ewig leuchten ihre heil'gen Kerzen.

Es giebt ein Glück, ſo über alle Grenzen,
Daß, während dankerfüllt die Lippen beten,
Die Augen doch von ſüßer Luſt noch glänzen.

Solch Glück, ſolch ſel'ges, gabſt du dem Poeten,
Und wie man Heil'ge ſchmückt mit bunten Kränzen,
So nimm auch du die Lieder vom Kometen!

Geſetz der Liebe.

Wenn du dein Herz der Liebe willſt ergeben,
So acht' auf Eins: daß es ſich völlig giebt
Und ungetheilt; es lebt nur, wer da liebt,
Drum klingt ſo ähnlich lieben auch und leben.

Drum wenn du liebſt, ſo habe nichts daneben,
Woran dein Herz noch hängt; die Welt zerſtiebt
Der Seele, die ſich innigſt weiß geliebt,
Und welche ſelbſt in Liebe will verſchweben.

Wer aber unter des Geliebten Küſſen
Noch ängſtlich ſeitwärts nach den Leuten ſchielt,
Was ſie wol meinen, denken, ſagen müſſen:

Der iſt, wie fromm er ſich auch ſonſt verhielt,
Rebell zuwider göttlichen Beſchlüſſen,
Und eitel Täuſchung iſt, was er erzielt.

Nachtigall.

Als von des Schmerzes Uebermacht bezwungen,
Zuſammen brachen meine müden Glieder,
Da mit dem ſüßen Wohllaut ihrer Lieder
Hat mich die Nachtigall in Schlaf geſungen.

Nun bin ich früh vom Lager aufgeſprungen,
Den Garten eil' ich ſuchend auf und nieder:
Allein umſonſt, auf flüchtigem Gefieder
Hat ſich die Sängerin empor geſchwungen.

Tief innen nur in meiner Seele Grunde,
Da tönt mir noch ein Echo ihrer Klänge
Und träuft wie Balſam leis in meine Wunde.

Gleichgiltig geh' ich durch die taube Menge,
Denn mit den Göttern fühl' ich mich im Bunde,
Und von der Lippe perlen mir Geſänge.

Drei Sonnette.

1.

Was wol die ſchwerſte ſei von allen Plagen,
Die Götterzorn dem Liebenden kann ſchicken?
Mit zweien Worten wag' ich's auszudrücken:
Auf ſtumme Bitte ſchweigendes Verſagen.

Ein Nein thut weh, doch läßt es ſich ertragen,
Wird es verſüßt von mitleidvollen Blicken;
Doch kalt und ſtumm mit Eis die Glut erſticken,
Das macht zuletzt das treuſte Herz verzagen.

Bedenk' es wohl: es flieht die raſche Stunde,
Nie wird, was du verſäumt, dir wiederkehren,
Und ungeſtillt verblutet ſich die Wunde.

Drum laß, o Herz, ein andres Wort dich lehren,
Es heißt — und alſo küſſ' es mir vom Munde: —
Auf ſtumme Bitte lächelndes Gewähren.

II.

Es iſt die Lieb' ein Kind, nach Kinderweiſe
Lehnt ſie die Wange gern an liebe Wangen,
Läßt gern von weichen Armen ſich umfangen,
Spielt gern in duft'gen Locken lind und leiſe.

Auch liebt ſie, gleich den Kindern, ſüße Speiſe;
Hat ſie zu küſſen einmal angefangen,
So bleibt ſie feſt am Purpurmunde hangen,
Gleich wie ein Stern ſich wiegt in ew'gem Gleiſe.

Und doch, wiewol ein Kind in allen Stücken,
Erträgt ſie muthig Kummer und Beſchwerden
Und würgt, ein Herkules, der Feinde Tücken.

Es iſt kein Held, kein König iſt auf Erden,
Der nicht, demüth'ger Sclav', ſich müßte bücken
Vor dieſes Kindes lächelnden Geberden.

III.

Und läßt du, daß die Lieb' ein Kind iſt, gelten,
So muß ſie auch als Kind ſich dürfen zeigen;
Drum wenn ſie plaudert, heiße ſie nicht ſchweigen,
Und weint ſie, tröſte ſie, ſo weint ſie ſelten.

Auch ſollſt du nicht Verſchwenderin ſie ſchelten;
Holdſel'ger Leichtſinn iſt der Kindheit eigen,
Sie liebt, ſich zu den Sternen zu verſteigen,
Und ſpielt, als wären Kieſel es, mit Welten.

Doch iſt auch nichts, was Lieb' nicht kann entbehren,
Freiwillig, die Geliebte zu beglücken
Und ihres Herzens Wunſch ihr zu gewähren;

Sie läßt die Roſe, ohne ſie zu pflücken,
Den Becher läßt ſie, ohne ihn zu leeren,
Und ſelbſt das Elend wird ihr zum Entzücken.

Kassandra.

I.

Als du die fromme Liebe haſt geſcholten,
Da wandte ſie ſich zürnend von dir ab:
Denn Furcht und Reue ſind der Liebe Grab,
Wie jeder mißt, ſo wird ihm ſelbſt vergolten.

Was half's zu widerſtehn, auch wenn wir wollten?
Es führt die Liebe einen Herrſcherſtab,
Den ihr der Himmel ſelbſt, der ew'ge, gab;
Wir thaten nur, o Theure, was wir ſollten.

Wenn nun die Welt uns flucht, wo wir geſegnet,
Wo wir gejauchzt, ſich kreuz'gend Wehe ruft,
So denk', daß dies ſchon andern auch begegnet.

Viel ekeles Gewürm durchfliegt die Luft:
Doch ob es Gift aus ſchwarzen Wolken regnet,
Die Roſe blüht, berauſcht vom eignen Duft.

II.

Schon einmal ſchlugeſt du mir eine Wunde,
Die heute noch von friſchem Blute roth,
Schon einmal trieb dein zürnendes Gebot
Mich weit hinweg in unwirthbare Runde.

Und wieder naht die ſchickſalſchwere Stunde,
Die uns von fern ſeit langem ſchon gedroht,
Und wieder ſchaukeln Leben ſich und Tod
Auf einem Hauch von deinem roſ'gen Munde.

Ich wehrte nicht, da du zuerſt entſandteſt
In meine Bruſt den grimmen Todesſpeer
Und dann dich ruhig lächelnd von mir wandteſt.

Auch heute wieder wehr' ich nicht, ſieh her,
Und ob du mich zum zweitenmal verbannteſt;
Nur freilich gäb's dann keine Wiederkehr.

III.

Man ſoll ſein Beſtes nicht den Menſchen zeigen,
Die müßig ſich auf Markt und Gaſſen drehn,
Beacht' es wohl: wo Götterbilder ſtehn,
Da ziemet Dämm'rung ſich und frommes Schweigen.

Wer müßte ſich nicht vor der Sonne neigen?
Und dennoch kann's der Sonne ſelbſt geſchehn,
Daß man an ihr meint Flecken zu erſpähn;
Sei, wie du biſt, nur ſei dir ſelbſt zu eigen.

Wer vielem nachfragt, wird auch viel gehudelt;
Nur in der eignen Seele quillt der Born,
Der ungetrübt in ew'ger Fülle ſprudelt.

Es bläſt die Welt in ein gewalt'ges Horn,
Und Meiſter dünkt ein Jeder ſich, der dudelt;
Du aber präg' dein Gold nach eignem Korn.

IV.

Bevor dein Blick das ſtarre Herz mir rührte,
Hab' ich geſündigt viel und viel geirrt;
Die Liebe war der treue, milde Hirt,
Der in die Arme mich der Tugend führte.

O ſüßes Weh, das ich zuerſt verſpürte,
O fromme Scham, die mir den Geiſt verwirrt,
Da mir zuerſt die Kette nach geklirrt,
Die mir als deinem Sclaven nun gebührte!

Und wenn die Menſchen nun uns mißverſtanden,
Und wenn ſie Thorheit nur und Frevel ſahn,
Wo wir der Gottheit ew'ge Spuren fanden:

Verläßt du darum die erwählte Bahn?
Mir ſagt mein Herz, wir werden dennoch landen,
Und wie Columbus lenk' ich meinen Kahn!

V.

Du ſollſt der Liebe heil'gen Bann nicht brechen!
Um fromme Stirnen ſchlingt ſie, treu und rein,
Aus keuſchen Strahlen einen Heil'genſchein;
Wer ihn zerreißt, an dem wird ſie ſich rächen.

Auch ſollſt du fragen nicht, was Menſchen ſprechen;
Der innern Stimme folge du allein,
Da iſt dein Heiligthum, da tritt herein
Und achte nicht, was Thoren ſich erfrechen.

Wem Liebe ward, der wurde hoch begnadet;
Es krönen ew'ge Roſen ihm das Haupt,
Vom Staub des Ird'ſchen ward er rein gebadet.

Neid wetzt den Zahn, die Tücke droht und ſchnaubt;
Du aber ſprich, was es der Liebe ſchadet,
So lange ſie nur an ſich ſelber glaubt?!

VI.

Laß dich vom Witz der Menſchen nicht bethören!
Die Liebe kennet weder Furcht noch Zwang,
Sieg ſtrahlend geht ſie ihren eignen Gang,
Verſtehen kann die Welt ihn nicht, nur ſtören.

Auch laß es nicht die Seele dir empören,
Wenn, was wie Himmelsſtimme dir erklang,
Im Ohr der Menſchen nur Sirenenſang;
Nicht jedem ward es, Götterruf zu hören.

Der Kinder Art ſollſt du ins Herz dir ſchreiben!
Sie werfen Blumen in den Strom hinein
Und laſſen ſie getroſten Muthes treiben.

Die Liebe will ein Leben voll und rein,
Und weißt du nicht ein lächelnd Kind zu bleiben,
Nie ſchließt ihr göttlich Heiligthum dich ein!

Herbst.

I.

Du ſpotteſt lächelnd meiner offnen Wunden,
Der Flamme zürnſt du, welche mich durchtobt,
Und die ſich doch als rein und echt erprobt,
Seit unſre Herzen ſich zuerſt gefunden.

Ich aber frag' euch, Geiſter ſel'ger Stunden,
Die ihr mit goldnen Netzen uns umwebt:
Was die Geliebte damals mir gelebt
Im Wonnerauſch, wohin iſt es entſchwunden?!

So holde Thorheit ſonſt und nun ſo weiſe,
So glühend einſt und nun, o Gott, ſo kalt —
Blühn ſolche Blumen auch aus ſolchem Eiſe?!

Du freilich biſt von ew'gem Mai umwallt,
Mich aber macht dein jäher Froſt zum Greiſe:
Denn nur das Glück iſt jung, der Schmerz iſt alt.

II.

„Nie soll, o Theurer, dir mein Mund versagen,
Um was der deine flüsternd zu mir fleht,
Und was mein schüchtern Ohr nur halb versteht,
Dein flammend Auge will ich drum befragen."

So sprachst du einst in sommerheißen Tagen,
Mir aber klang es heilig wie Gebet,
Ich sah der Liebe ganze Majestät
Auf deiner Stirn, der makellosen, ragen.

Woher denn jetzt dies Zweifeln und Erbangen?
Woher dies kalte, winterliche Nein
Von einem Mund, drauf tausend Lenze prangen?

Was Liebe fehlt, kann Liebe auch verzeihn.
Und durfte einmal dich mein Arm umfangen,
So bist und bleibst du nun auf ewig mein.

III.

Und wenn in Asche diese Gluten sanken,
Die einst so stolz, so königlich gesprüht,
Und wenn du dieses Flammenbechers müd,
Von dem wir einst mit durst'gem Munde tranken:

Sprich's offen aus! Vom Spiegel der Gedanken
Verlösch' mich ganz, als wie ein Stern verglüht,
Als wie ein Halm dir unter'm Fuß verblüht —
Nur ende dieses fürchterliche Schwanken!

Kein größer Unrecht giebt's und kein Verschulden,
Das tiefer nagt an unsrer Seele Kern,
Als, ohne selbst zu lieben, Liebe dulden.

Wo Liebe wohnt, sind Zwang und Zweifel fern;
Es schmückt die Rose sich aus freien Hulden,
Und wenn du liebst, o Herz, so liebe gern!

IV.

Du sagst, geknickt sind dir der Seele Schwingen,
Vergebens strebt die ringende empor,
Es liegt auf dir ein bleicher Nebelflor,
Gleichwie die Sonne starrt in Wolkenringen.

Wol hörst du noch die Nachtigallen singen,
Doch rufen sie kein Echo mehr hervor,
Und jenen bräutlich jubelvollen Chor
Von ehedem, ihn hörst du nicht mehr klingen. —

Sei's, wie du sagst: wer kann das Herz dir heilen,
Als sie allein, von der die Wunde stammt,
Die Liebe selbst mit ihren goldnen Pfeilen?!

Und ob dein zürnend Auge mich verdammt —
Ein Blitz nur kann dies Nachtgewölk zertheilen,
Ein Blitz, der von geliebtem Munde flammt!

V.

Sei glücklich, ſagſt du mir, laß dich nicht ſtören,
Hängt an den Wimpern eine Thräne mir —
Sie iſt ſchon fort, ich lächle — ſiehſt du hier?
Und keine Klage ſollſt du von mir hören.

Auch kennſt du mich, nicht brauch' ich dir zu ſchwören,
Dieſelben, die wir waren, bleiben wir —
Nur zürne nicht, o Theurer, kann ich dir
So frohen Muthes nicht wie ſonſt gehören ....

Verlorne Müh'! Es iſt in allen Stücken
Die Liebe ſo geartet, daß allein,
Wer ſelber glücklich, andre kann beglücken.

Gleichwie die Flamme an der Flamme Schein,
So nährt ſich auch Entzücken an Entzücken;
Du kannſt, o Herz, nicht geben, was nicht dein.

VI.

Das ist der Liebe köstlichstes Gebaren,
Daß sie kein Handeln und kein Markten kennt;
Wo einmal ihre keusche Fackel brennt,
Da müssen Seelen sich und Leiber paaren.

Doch wolle dies in treuem Sinn bewahren:
Lieb' ist nicht alles, was sich Liebe nennt.
Den Reinen trägt das reine Element,
Klar ist das Licht dem Auge nur, dem klaren. —

Wol ist die Liebe Manchem eine Dirne,
Geschmückten Angesichts, voll Flitterschein,
Die edlen Rausch erzeugt in wüstem Hirne.

Zu uns jedoch trat sie als Göttin ein,
Bekränzt mit Lilien die keusche Stirne —
So laß uns ihre frommen Priester sein!

VII.

Ich weiß, die Liebe läßt ſich nicht erzwingen,
Doch wo ſie hell aus tiefſter Seele bricht,
Da folge feſten Gangs! und wehre nicht
Den holden Flammen, welche dich verſchlingen!

Ein köſtlich Wagen iſt's, ein Kämpfen, Ringen,
Und ſelig, wer ſich hier den Lorber flicht.
Doch brauche deines Muthes! Muth iſt Pflicht,
Willſt du der Liebe ſüß Gebot vollbringen. —

So weck' auch du den alten Muth auf's neue,
Der in den Adern ehmals dir geſprüht;
Zu neuem Muth geſellt ſich alte Treue.

Bald naht der Lenz, wo alles grünt und blüht,
Aus Wolken lacht des Himmels goldne Bläue —
Dein Auge, das in ſanften Wonnen glüht!

VIII.

Und ſo geſchah's! Das Lied, das ich geſungen,
Dem Frühling gleich, wenn er zum erſtenmal
Die Blumen wach küßt im verſchneiten Thal,
So iſt es in der Liebſten Bruſt gedrungen.

Nicht habe müde Hände ich gerungen,
Auch nicht das Knie gebeugt in ſtummer Qual:
Nur aus der Liebe Sonnenmeer ein Strahl,
Und jauchzend iſt die Knospe aufgeſprungen!

Nicht länger ſchleicht mit thauigem Gefieder
Die holde Nacht umſonſt zu mir heran
Und läßt den Sternenvorhang lächelnd nieder:

Die Liebe ſelber brennt die Kerzen an,
Es öffnen ſich zwei weiche Arme wieder,
Und wieder bin ich ein beglückter Mann!

Fünftes Buch.

Neue Gluten.

O Stern der Liebe, längſt verſunken,
Verloſchen hatt' ich dich geglaubt;
Was wirfſt du heute deine Funken
Noch einmal auf mein alterndt Haupt?
Aus Wetterwolken mitternächtig
Nahſt du voll finſtrer Majeſtät,
Wie ein Komet, verderbenträchtig,
Sein flammend Haupt zur Erde dreht.

Ich aber ſteh' und fühl' erſchrocken
Und ſelig dennoch deinen Strahl:
O nicht auf mich, auf braune Locken
Gieß' deiner Gluten ſüße Qual!
Hab' Mitleid mit dem müden Herzen,
So viel geprüft von Gram und Noth,
Es hat verlernt, wie lang'! zu ſcherzen
Und wenn es liebt, ſo liebt's zum Tod.

Umſonſt, umſonſt! Schon nah und näher
Wälzt ſich das gier'ge Element,
Und höher ſteigt und immer höher
Die holde Glut, die mich verbrennt;
Ich will entfliehen, kann nicht wenden
Den Fuß, gebannt von Qual und Luſt,
Und drücke ſelbſt mit beiden Händen
Den Flammenpfeil mir in die Bruſt!

Liebesmacht.

O wundervolle Liebesmacht,
Die alten Flammen neu entfacht,
Daß aus der Asche stumm und kalt
Dir neue Glut entgegenwallt!

Fühllos war meine Brust, wie Erz,
Gestorben wähnt' ich längst mein Herz,
Einförmig rann der Tage Fluß,
Ich lebte, weil ich leben muß.

Da, wie aus Wolken dumpf und schwer
Herniederflammt ein Feuermeer,
So in die Seele mir hinein
Brach deines Auges Flammenschein.

Und wie im Lenz der Sonne Strahl
Das Leben weckt in Berg und Thal,
So sproßt aus meines Herzens Schacht
Ein neuer Mai in Blütenpracht.

Schon zittert leiſe durch die Bruſt
Ein Widerſchein mir künft'ger Luſt,
Schon tönen Lieder aus und ein:
Ich fühl's, noch kann ich glücklich ſein.

Doch weißt du auch, daß auf den Mai
Der Sommer immer kommt herbei?
Doch ahnſt du auch, o ahnſt du ſchon,
Was dieſe Flammen noch uns drohn?!

Sei's —! Ob zu Aſche brennt dies Herz,
Geſegnet dennoch, ſüßer Schmerz!
Ja wenn die Glut mich tödten ſoll,
Auch ſolch ein Tod iſt wonnevoll!

Meine Lieder.

Wie ſie mälig mir entſtanden,
Wie die einen Sprache fanden,
Andre leiſe nur geſtammelt,
Alſo hab' ich ſie geſammelt.

Hab' zum Kranz ſie dir gewunden,
Angedenken ſel'ger Stunden,
Die mit Wonnen, die mit Qualen
Leuchtend in mein Leben ſtrahlen.

Trag' ſie nun an deinem Herzen,
Dieſe Kinder ſüßer Schmerzen,
Daß ſie dir mit mildem Koſen
Sänftigen der Seele Toſen.

In des Lebens ſchwüler Enge
Soll'n dich laben ihre Klänge,
Sollen leis mit duft'gem Munde
Kühlen dir den Brand der Wunde.

Und wenn wir geſchieden wieder,
Sollen dieſe kleinen Lieder
Zwiſchen uns als Boten fliegen:
Treue Boten ſind verſchwiegen.

Nachts.

Löſcht, o löſcht, ihr Himmelslichter,
Die ihr wandelt durch die Nacht,
Schließ' in deinen Arm mich dichter,
Liebſte du, in Zauberpracht:
Daß ein ſeliges Vergeſſen
Mir die heißen Schläfe kühlt,
Alles, was ich ſonſt beſeſſen,
Weit mir aus der Seele ſpült.

Nur ein einz'ger Stern ſoll leuchten,
Mächtig wie der Sonne Glühn:
Deine Augen ſind's, die feuchten,
Die in holden Flammen ſprühn!
Und wenn ſich die Lider neigen,
Leis von Schlummer übermannt,
Sagt dein Kuß mir noch mit Schweigen,
Was der Mund nur halb geſtand!

Abendstille.

Nun ruht die Welt in Schweigen,
Der laute Tag verrann,
Die goldnen Sterne steigen
Hellleuchtend himmelan;
Rings, wie mein Ohr mag lauschen,
Ist alles stumm und todt,
Nur leise Wellen rauschen,
Geküßt vom Abendroth.

O Liebste, komm und neige
Dein lächelndes Gesicht,
Wie durch die dunkeln Zweige
Des Mondes Silber bricht;
Ein seliges Ermatten
Schließt leis mein Auge zu,
O komm in diese Schatten,
So weich, so mild, wie du!

Von deinem Arm umſchlungen,
Gelehnt an deine Bruſt,
O holde Dämmerungen,
O nächtlich ſüße Luft!
Nichts bietet mehr das Leben!
Und nichts die Erde mir,
Mein ganzes Sein und Streben,
Es ruht verſenkt in dir!

Sommernacht.

Leiſe Stimmen in den Lüften,
In den Blättern, in den Zweigen,
Welch' ein Blühen, welch' ein Düften,
Wonnevoller Liebesreigen!
Ganz in Seligkeit verſunken,
Ruht die Welt und athmet kaum,
Und der Sterne goldne Funken
Glitzern leiſe, wie im Traum.

Löſe deiner Locken Fluten!
Einen Schleier, laß ſie ſinken,
Daß der Augen nächt'ge Gluten
Heimlich nur dazwiſchen winken!
Mich verbrennt ihr ſüßes Leuchten,
Mich verzehrt ihr heller Strahl —
Augen, ach, ihr tiefen, feuchten,
Ach, was macht ihr mir für Qual!

Aber ſieh, mit milden Armen,
Wie ich ſchmachte, wie ich ſtehe,
An den Buſen, an den warmen,
Ziehſt du ſanft mich in die Höhe.
Leuchtet weiter, helde Sonnen,
Schleudert eurer Pfeile Brand,
Denn ein Ocean der Wonnen
Hält die Seele mir umſpannt!

Kunst der Liebe.

Alles — also in den Sternen
Steht's von Götterhand geschrieben —
Alles muß der Mensch erst lernen,
Alles — auch sogar zu lieben.

Jüngling, dem die braunen Haare
Dicht und voll die Stirn umwehen,
Glaube nicht, die echte, wahre
Kunst der Liebe zu verstehen!

Ziellos, ohne Mast und Steuer,
Taumelst du, ein Spiel der Wogen,
Blitze sind dein ganzes Feuer —
Und ein Blitz ist rasch verflogen.

Doch wie aus der Erde Schlünden
Rastlos strömen ew'ge Fluten,
Also, nimmer zu ergründen,
Sind des Mannes treue Gluten.

Wie das Weltmeer ſonder Ende
Um die Erde ſich ergoſſen,
Alſo halten Herz und Hände
Die Geliebte feſt umſchloſſen.

Herrlich iſt's, in Feſſeln ſchlagen
Eine Seele, die uns eigen;
Doch im Dulden, im Entſagen
Wird ſich echte Liebe zeigen.

Jünglingsherz, du kannſt nur ſtürmen
Keck wie Phaeton zur Sonne;
Die Geliebte treu zu ſchirmen,
Iſt des Mannes höchſte Wonne.

Hangend an dem ſüßen Munde,
Ohne Grollen, ohne Zagen,
Ruhig harret er der Stunde,
Die ihr Auge ihm wird ſagen.

Weiß er doch, daß nie auf Erden,
Wie er ringe, nie und nimmer,
Frauenhuld verdient kann werden,
Freie Gabe bleibt ſie immer.

Jünglingsliebe muß ſich nähren,
Oder ach, ſie bricht zuſammen;
Das Verweigern, das Gewähren
Schüret gleich des Mannes Flammen.

Aber wenn die Spröde mälig
Schmilzt in lächelndem Erbarmen,
O wie hält er dann ſo ſelig,
Hält ſie feſt in ſtarken Armen! —

Liebſte, der die erſten Gluten
Meines Herzens ehmals brannten,
Sieh die Götter, ſieh die guten,
Wie ſie es ſo gnädig wandten!

Glühend liebte dich der Knabe,
Ach, und machte doch dir Schmerzen;
Wandellos nun bis zum Grabe
Ruhſt dem Manne du am Herzen!

Kascher Wechsel.

Abschied zu nehmen kamest du,
Der letzte sollt' es sein für immer!
Matt wie erloschner Sterne Schimmer
Schien mir dein thränend Auge zu;
Du reichtest zögernd mir die Hand
Und zogst sie fort und hast sie dennoch mir gelassen,
Wie über eines Grabes Rand
Sich liebe Hände scheidend fassen.

Wir sprachen von vergangner Zeit,
Von Tagen, welche längst begraben,
Wie Herzen sich verloren haben,
Bestimmt einst für die Ewigkeit;
Wie neckend sich, voll holder Scham,
Die jungen Seelen flehn und, ach, sich dennoch fanden,
Von Küssen, die die Lippe nahm,
Eh' sie zu küssen noch verstanden.

Und leiſe, wie aus offner Gruft
Sich ſehnſuchtvolle Schatten heben,
So fühlten nah' und näher ſchweben
Wir längſt verrauſchter Wonnen Duft.
O Gott, wie webten ſie uns an!
Wie ſüß, wie flammenheiß! wie brannten ihre Funken,
Bis ſtammelnd dem geliebten Mann
Du in die Arme biſt geſunken!

Und ſprangſt empor — und wollteſt gehn —
Und hingſt aufs neu' an meinem Munde!
O wonnevolle Abſchiedſtunde,
Der Abſchied ward zum Wiederſehn!
Die lange trübe Nacht verſchwand,
Ein neues Leben winkt mit goldnem Strahl uns beiden
Und nichts mehr kann die Seelen ſcheiden,
Die Gott zum zweitenmal verband!

Der Liebsten Namen.

Nach dem Namen der Geliebten fragen laut ſie und
im Stillen;
Nun wolan, ihr Neubegier'gen, euren Wunſch will
ich erfüllen.
Sonne heißet meine Liebſte: denn mit ſonnenhaftem
Prangen,
Sonne meines Lebens, iſt ſie mir am Himmel auf-
gegangen;
Ueberall, wohin ſich ſenken ihres Auges ſüße Strahlen,
Sproſſen Blumen, tönen Lieder, blühen Wonnen
mir und Qualen.
Mond und Sterne ſind ihr Name: wie der Mond
ſo ſüß beſchaulich,
Wenn er Nachts am Himmel gleitet, wie die Sterne
mild und traulich;
Frühlingsroſe: denn ſo lieblich iſt der Lippen roſig
Lächeln;
Maienlüftchen: denn ſo würzig ihren Athem fühl'
ich fächeln.

Schwan, mein Schwan, so soll sie heißen: denn wie eines Schwans Gefieder
Wogt ihr Busen süß und duftig, leuchten ihre weißen Glieder;
Taube unschuldvoll und schüchtern; Adler, mächtig und gewaltig;
Lamm und Löwe, süßes Wunder, unaussprechbar, vielgestaltig;
Königin, der alle Herzen sich in Demuth beugen müssen —
So, nun wißt ihr ihre Namen, schweigen laßt mich nun und küssen.

Ruhe.

Herrlich iſt's, voll Glutverlangen
In den Armen dir zu hangen,
Fühlen, ſanft herabgezogen,
Deines Buſens ſtürmiſch Wogen,
Deinen ſüßen Athem trinken,
Ganz in Wonne unterſinken!

Aber ſüßer noch, ohn' Ende
Halten deine lieben Hände,
In die Augen dir, die blauen
Spiegel deiner Seele, ſchauen,
Wortelos, mit frommem Schweigen,
Fühlen, wie du ganz mein eigen.

Nach dem Sturm.

Einſt hatte Zorn mein Herz geſchwellt,
Nun muß ich lieben alle Welt;
Einſt war ich hart und ſtreng geſinnt,
Nun bin ich ſchmiegſam wie ein Kind.

So hebt aus Wetterſturm und Nacht
Sich neu des Mondes Silberpracht,
Und die noch eben wild geſchäumt,
Es ruht die Welle ſich und träumt.

Giess in meine Seele deine.

Gieß in meine Seele deine,
Meine haſt du längſt getrunken,
Wie im Morgenſonnenſcheine
Untergehn der Sterne Funken:

Daß mit wonnevollen Schmerzen
Gleiche Flammen uns durchwühlen!
Daß wir beide tief im Herzen
Eines Blutes Pulsſchlag fühlen!

Die Liebste ſchreibt.

Ich bin der Bach, das wilde Kind,
Der ſchäumend über Klippen rinnt,
Von grünen Wipfeln überdacht,
Einſam und ſtill, in Waldesnacht.

Der Vogel du im Schattendach,
Der ſeine Lieder ſingt dem Bach;
Es tönt das Lied, die Welle rauſcht,
Vom Ohr der Menſchen unbelauſcht.

Dämmerung.

Herz, ſo ſtumm ſonſt und verſchüchtert,
So erkältet, ſo ernüchtert,
So gedrückt und voller Zagen,
Herz, wer hat dir zugeſprochen,
Daß du lernteſt, neu zu pochen,
Neu zu hoffen, neu zu wagen,
Gläubig, wie in alten Tagen?

Gram und Furcht, wie liegt ihr ferne!
Meines Lebens Nebelſterne
Wandelten ſich mir in Sonnen,
Und was ſonſt mich heimlich quälte,
Was mich nagte, was mir fehlte,
Raſch, in Einer Flut der Wonnen,
Iſt es alles hingerennen.

Herz, und dennoch laß dir ſagen,
Herz, dein Glück iſt erſt im Tagen,
Erſt im Aufgang iſt dein Leben!
Röther ſchon flammt es im Oſten,
Höh're Wonnen wirſt du koſten,
Wirſt zu immer reinerm Streben
An der Liebe Hand dich heben!

Schön iſt die Liebſte.

Schön iſt die Liebſte, wenn ihr Mund,
Der lächelnde, von Küſſen glüht,
Wenn aus des Auges feuchtem Grund
Verliebte Schalkheit Funken ſprüht.

Doch ſchöner, wenn die Wetter-acht
Des Zorns von ihrer Stirne droht,
Aus ihrer Blicke Flammenpracht
Vernichtung dir entgegenlebt.

Am ſchönſten, wenn, wie Mondeslicht
Sich ſchaukelt auf verſchwiegner Flut,
Auf ihrem ſüßen Angeſicht
Der Kindheit ſel'ger Friede ruht.

Morgengruss.

Mit Rosen hast du mich geweckt,
Da ich versenkt in Schlummer lag,
O du mit Rosen überdeckt,
Du selbst ein blüh'nder Sommertag!

Nun, wie der Rose Düften zieht
Durch die entzückten Sinne mir,
So send' ich, Liebste, dieses Lied:
Es kommt von dir, es strebt zu dir.

Die Liebste wünscht.

Im Arm dir möcht' ich hangen,
Hinausgehn über Feld,
Wenn, noch von Nacht umfangen,
In Schlummer liegt die Welt;
Still iſt's auf Flur und Wegen,
Nichts regt ſich allerwärts,
Es pocht mit lauten Schlägen
Der Schöpfung ew'ges Herz.

Möcht' ſtehn mit dir und lauſchen,
Andächtig, athemlos,
Der Quellen heimlich Rauſchen
Tief in der Erde Schooß;
Das Lüftchen hört' ich ſäuſeln,
Das dir die Wange küßt,
Und ſäh' den Bach ſich kräuſeln,
Der über Blumen fließt.

Und tausend Stimmen schweben
Süß flüsternd durch die Nacht —
O Herz, wer hat dies Leben,
Dies ew'ge, angefacht?
Wohin ich auch mich wende,
Der Welle gleich im Meer,
Dies Wogen sonder Ende,
O Lieber, sprich, woher?

Es ist derselbe Meister,
Der alles dies erschuf,
Der Herzen auch und Geister
Erweckt durch seinen Ruf;
Die dieses Weltgetriebe
In sicherm Gang erhält,
Es ist dieselbe Liebe,
Die uns den Busen schwellt.

Von deinem Arm umfangen,
In stiller Mitternacht,
Gelehnt an deine Wangen,
Von deinem Aug' bewacht:
Hinaus wol möcht ich treten
Ins dämmernde Gefild',
Und möchte mit dir beten —
Du weißt ja, wem es gilt!

Heiligung.

Das ich mit Seufzern lang' vermißt,
Des innern Friedens ſelig Glück,
Wie kehrt' es mir ſo ſchnell zurück,
Seit du die Meine wieder biſt!

Wohin ich blicke, allerwärts
Seh' ich der Gottheit milden Gang,
Und das noch jüngſt in Zweifeln rang,
Beruhigt klopft das wilde Herz.

Du biſt ſein feſter Ankergrund,
Die Sonne biſt du, die es nährt,
Der Schild, der allen Schrecken wehrt,
Und biſt ſein Balſam, wenn es wund.

Und ſchelten ſie mich glaubenlos,
Was kümmert mich ihr plumper Spott?
In dir, Geliebte, lieb' ich Gott
Und lieb' in dir, was gut und groß!

Einsame Rose.

Du bist die einsam blühende Rose
In des Thales schattigem Grund;
Dich grüßt der Himmel, der wolkenlose,
Dir winkt der Sterne nächtiges Rund.

Ich lausche von nahem, ich lausche von ferne,
Du duftest und prangest in funkelndem Thau;
Ich segne den Himmel, ich segne die Sterne,
Ich segne dich selbst, o du lieblichste Frau!

Amor als Arzt.

„Wundgeküßt“ — so klagte jüngst die Liebste —
„Wundgeküßt von deinen Flammenküssen
Ist die Lippe mir, du Lieber, Böser!
Kommt der West, der lose, angegaukelt,
Will es treiben, der verliebte Schwärmer,
Wie er es von dir gesehn, du Wilder,
Muß ich zucken wie von Nadelstichen;
Schmerzen macht sogar das kühle Naß mir,
Das krystallhell ich vom Brunnen schöpfe;
Will ich aber sprechen, zieh' ich Mäulchen,
Daß die Leute, die mich ansehn, lachen,
Und nur daß ich dich, du Heißgeliebter,
Liebe, liebe über alle Maßen,
Dies allein kann ohne Schmerz ich sagen.
Heile denn, den du hast angerichtet,
Heile du den Schaden, Lieber, Böser,
Heile mit die wundgeküßte Lippe!“

Ich darauf: „Was du verlangst, iſt billig,
Heilen muß ich dir die wunde Lippe,
Und der Künſte, glaub' mir, bin ich Meiſter.
Doch nicht helfen Balſam hier und Salben,
Noch was weiſe Frauen künſtlich doctern:
Helfen kann allein hier, dieſes wiſſe,
Was zuerſt den Schaden angerichtet.
Haſt am heißen Herd, geſchäftig waltend,
Wie es ziemt dem immer flinken Weibchen,
Du verbrannt das Fingerchen, das zarte:
Raſch noch einmal dem verruchten Eiſen
Näherſt du den lieben weißen Finger,
Klüglich mit dem Brand den Brand erſtickend.
Gleicherweiſe heil' ich deine Lippe!
Ward ſie wund von meinen Flammenküſſen,
Flugs aufs neue, Liebſte, laß uns küſſen,
Endelos und ſtets von neuem wieder,
Und der Künſte, glaub' mir, bin ich Meiſter.
Küſſe laß uns tauſchen, mild und ſchmelzend,
Wie die Roſe duftet im Verſcheiden;
Süßer, denn der Fleiß der kleinen Biene;
Länger ach und heißer, ſehnſuchtvoller,
Als die Nacht zween Liebenden dahinſchleicht,
Welche ferne von einander ſchmachten;
Zahllos, wie die Regentropfen fallen,
Wenn des Himmels Schleuſen aufgezogen; —

Solch ein Regen, Liebſte, wird erfriſchen
Deines Mundes holde Zwillingsknospen,
Daß ſie friſcher denn zuvor erblühen —
Küſſen laß uns, immer neue Küſſe,
Küſſen nur heilt wundgeküßte Lippen."

Sprach's — und in die Arme, ſchalkhaft lächelnd,
Sank die Liebſte mir mit holdem Beben,
Durch des Mundes brennende Korallen
Sah ich hell die weißen Zähnchen leuchten:
Heißer, tiefer, ſüßen Wahnſinns trunken,
Wühlten in einander ſich die Seelen —
Und mit Küſſen, immer neuen Küſſen
Heilten wir die wundgeküßte Lippe.

Das ist nicht Liebe.

Das ist nicht Liebe, die das Herz
Mit Adlerschwingen nicht erhebt,
Die jeden Kummer, jeden Schmerz
In süß Vergessen nicht begräbt.

Die Liebe gleicht dem Sonnenschein,
Der hoch vom Himmel niederfließt,
So mild, so warm, daß selbst der Stein
Von neuem jungen Leben sprießt.

Da blühen Blumen überall,
Von mütterlichem Kuß erweckt,
Und schmetternd singt die Nachtigall,
Von grünen Zweigen überdeckt.

So, holde Liebe, liebst du mich,
Mein Adler du, mein Sonnenschein,
So, holde Liebe, lieb' ich dich —
Und also soll es ewig sein!

Holdes Räthsel.

Du mit der schwanenweißen Brust,
Berauschend wie der Duft der Traube,
Du meine flammenheiße Lust
Und keusch und züchtig wie die Taube:
Aus deines Auges milden Sternen,
So lockend und so fromm dabei,
Wann werd' ich je zu Ende lernen
Der Liebe süße Litanei?

Holdselig Räthsel, kalt wie Schnee,
Und sengend wie des Aetna Gluten,
Du linde Qual, geliebtes Weh,
Dran Herzen lächelnd sich verbluten:
Du schürest Flammen stolz und prächtig
Und gießest zündend Oel darein,
Daß hoch gen Himmel loht, allmächtig,
Wie Weltenbrand, ihr dunkler Schein.

Mit Lächeln ziehſt du mich zu dir
Und weiſeſt mich zurück mit Lächeln,
Es ſchweigt die flammende Begier
Vor deines Kuſſes Maienfächeln;
In Aſche ſinkt mein wildes Sehnen
Vor deiner Unſchuld Majeſtät,
In meine Küſſe fließen Thränen,
Und mein Entzücken wird Gebet.

Der hat die Liebe nie gekannt,
Der nicht in ſchüchternem Erbangen,
Von der Geliebten Blick gebannt,
Erſtickt ſein heißeſtes Verlangen.
Es herrſchen Lieb' und Unſchuld beide,
An Macht ſich und an Stärke gleich;
Ein lächelnd Kind im Flügelkleide
Iſt König in der Liebe Reich!

O hochgebenedeit der Mann.

O hochgebenedeit der Mann,
Der, wenn ihm schon der Scheitel bleicht,
Und träger schon das Blut ihm schleicht,
Sich treue Liebe noch gewann!

Zum Himmel schaut er stolz und frei,
Und schaut zur Erde still beglückt,
Die sich für ihn mit Blumen schmückt
In immer neuem, jungem Mai.

Jetzt lacht ihm erst der Sonne Strahl,
Der Sterne Glanz in stiller Nacht;
Ihn rührt der Rose junge Pracht,
Als säh' er sie zum ersten mal.

Kein Sehnen hält, kein wirrer Traum
Die klaren Sinne ihm gebannt;
Mit festem Schritt und sichrer Hand
Für seine Thaten schafft er Raum.

Den Strom der Tage sieht er ziehn
Gelassnen Muthes, sonder Harm;
Es trägt der Liebe starker Arm
Hoch über Sturm und Klippen ihn.

Vergangne und zukünft'ge Zeit
Liegt klar vor seinem innern Blick:
Denn endlos, weiß er, wie sein Glück,
Ist seiner Liebe Ewigkeit.

Liebessegen.

Horch, mit leisen Flügelschlägen
Flüsternd naht die Muse sich:
Liebe, ja, das ist dein Segen,
Deine Schwingen fächeln mich!
Aus des Lebens niedern Kreisen,
Wo das Herz sich selbst verlor,
In melodisch süßen Weisen
Tragen sie mich sanft empor.

Flattert, flattert, liebe Lieder,
Meiner Küsse goldne Saat!
Fallt wie Blütenschnee hernieder
Auf der Heißgeliebten Pfad!
Rasch, mit zärtlichem Erglühen,
Zieht sie euch ans Herz herauf,
Aus des Liedes Knospe blühen
Sel'ge Wirklichkeiten auf!

Sicheres Glück.

Das, Liebste, dünkt der beste Theil
Von unserm Glück mich allezeit,
Der Anker das, drau unser Heil
Gegründet liegt für Ewigkeit:

Daß, ob wir brennen noch so heiß,
Und ob wir lieben noch so sehr,
Doch jeder fühlt, doch jeder weiß,
Es liebt der Andre ihn noch mehr.

Armide.

Aus den Feſſeln der Armide,
Zeit nun wird's, ſich aufzuraffen;
Himmelwärts entfloh der Friede,
Und die Erde klirrt in Waffen.
Mit der Leier, mit dem Liede,
Dichter, rüſte dich zum Streite!
Von der Liebſten weicher Seite
Raſch empor! Die Schwerter toben,
Auf! das deine zu erproben!

Auf! — und eh' das Wort verklungen,
Daß im Kampf ihr mich vermiſſet,
Bin ich ſchon emporgeſprungen,
Aber nicht allein, das wiſſet!
Roſen in das Haar geſchlungen,
Funkelnd in der Rüſtung Golde,
Mit mir wandelt meine Holde;
Selber trägt ſie Schild und Degen,
Lorberduftend mir entgegen.

Ihren Liebling zu behüten,
Stürzt' ins Feld sich einst Cythere;
Laß die Kämpfer, laß sie wüthen,
Wogen gleich in wildem Meere!
Zu der Liebe Rosenblüten
Passen wohl die rothen Wunden;
Mit der Liebsten eng verbunden,
Für das Schöne, Wahre, Rechte
Steh' ich muthig im Gefechte!

Dichterstolz.

Der mit duftig grünen Zweigen die gefurchte Stirn
mir schmückt,
Heut' zum erstenmal, o Lorber, fühl' ich mich von
dir beglückt,
Da heut' dich und alle Preise, die ich kämpfend
je gewann,
Der geliebten Frau zu Füßen huldigend ich legen
kann.

Nimmer sang um eitlen Ruhm ich; schweigend,
meines Gottes voll,
Ließ der Lieder Flut ich brausen, frisch, wie sie der
Brust entquoll.
Durch der Menschen lautes Treiben ging ich achtlos
und allein,
Denn mit seinen heil'gen Wipfeln rauschte mir
Apollo's Hain.

Aber ſeit der Liebe Frühling neu mir in der Seele ſprießt,
Ja nun fühl' ich, wie das Blut mir heiß durch alle Adern ſchießt;
Strahlend um der Liebſten Schläfe leuchte meines Ruhmes Glanz,
In der Liebe Roſen flechte ſich der goldne Siegeskranz! —

Eitler Wahn! — Mit höhern Preiſen, als der Ehrgeiz je erfand,
Schmückte, aus den Wolken langend, uns der Liebe Götterhand;
Nur der Liebſten warme Lippe haucht mir dieſe Lieder ein,
Und ſo klingen ihrem Ohre, ihrem Herzen ſie allein!

Abendruhe.

O wundervolles Sehnen,
Das mir das Herz erfüllt!
O Wonne unter Thränen,
Von der die Bruſt mir ſchwillt!
So koſt von fernen Matten
Der Blume Düften dich,
So ſenken braune Schatten
Aufs müde Auge ſich.

Wie liegt die Welt ſo ferne
Mit ihrer Luſt und Pein!
Vom Himmel nur die Sterne
Schaun ernſt und ſtill darein;
Die Seufzer und Beſchwerden
Sind alle längſt verweht,
Selbſt unſre Küſſe werden
Ein ſtammelndes Gebet!

Stelldichein.

Sag', was iſt das, holde Schöne, daß die Lippen leis dir flüſtern?
Sag', was iſt es, daß die Augen dir wie Kohlen glühn im Düſtern?
Sind es Küſſe, die du küßteſt in der Dämm'rung traut und ſtill?
Oder ſind es künft'ge Wonnen, die dein Mund erſt küſſen will?

Wie von Träumen lind befangen, ſchüttelſt du die duft'gen Locken,
Seufzer ſchwellen dir den Buſen, und nun fährſt du auf erſchrocken:
Ja, er iſt es, ja, er naht ſich, den du ſehnend haſt erharrt,
Und Vergangenheit und Zukunft werden ſel'ge Gegenwart!

Morgens.

O Morgen ſtill und feierlich!
O Berge ganz in Duft verſteckt!
Der bleiche Mond verfinſtert ſich,
Von Morgenwölkchen überdeckt.

Ich aber ſchreite froh daher,
An meine Liebe denke ich,
Dem Morgen gleich ſo ſtill, ſo hehr,
So friedevoll und feierlich!

Liebe.

Was die Liebe kann begehren,
Liebe darf es frei gewähren.

Was von Liebe ward verſchuldet,
Gern von Liebe wird's geduldet.

Alles Fehlen, alles Irren,
Liebe weiß es zu entwirren;

Trägt mit ſeliger Geberde
Alle Noth und Schuld der Erde;

Am Geliebten jeden Flecken
Weiß ſie ſorgſam zu verdecken;

Ja, ihn völlig freizuſprechen,
Lächelnd theilt ſie ſein Verbrechen.

Sechſtes Buch.

Sommerliebe.

In des Frühlings jungen Tagen,
Wenn die Nachtigallen ſchlagen
Durch die Thäler nah und weit,
Mögt ihr ſeufzen, mögt ihr klagen
Von der Liebe ſüßem Leid;
Aber zieht der Sommer golden,
Ganz bekränzt mit Blütendolden,
Im Triumph die Welt entlang,
Dann zu Füßen eurer Holden
Singet jubelnden Geſang.

Blöde Jugend mag ſich härmen,
Mag mit Grollen, mag mit Lärmen
Wandern durch die weite Welt,
Oder mag auch nächtlich ſchwärmen
Einſam unterm Sternenzelt:
Doch der Mann, bedacht und weiſe,
Weiß, wie kurz die Lebensreiſe,
Keiner, keiner kehrt zurück,
Und ſo hält er, ſtark und leiſe,
Feſt den flücht'gen Augenblick.

Holder Sommer meines Lebens,
Nein, du strahlst mir nicht vergebens,
Neuer Muth entflammet mich,
Und die Knospe meines Strebens
Oeffnet deinen Gluten sich!
Was ich ehmals litt und lernte,
So das Nahe, das Entfernte,
Alles sproßt auf meinem Pfad,
Und es reift zu goldner Ernte
Meines Lebens stolze Saat!

Vertrauen.

Und iſt das Herz dir kummerſchwer,
Und wenn dich bange Zweifel nagen,
O neig' dich, Liebſte, zu mir her,
Mir alles, was dich quält, zu ſagen.

Das iſt nicht Liebe, die allein
Am Rauſch der Freude ſich entzündet:
Die Thräne iſt der Nachtmahlwein,
Der treue Herzen eng verbündet.

Wie mag dein wonnig Lächeln doch
Die milde Seele mir erfriſchen!
Doch ſüßer iſt und heil'ger noch
Ein Kuß, in den ſich Thränen miſchen.

Im Glück.

Dem Schmerze konnt' ich Worte geben,
In Liedern ſang ich meine Qual:
Doch ſeit mein herbſtlich öbes Leben
Durch dich erblüht zum zweitenmal,
Und ſeit in meiner Seele Gründen
Ein neuer Frühling Wunder thut,
Da weigert ſich mein Mund zu künden
Des Herzens ſel'ge Wonneglut.

Nur deine Hände kann ich faſſen,
Die treu an meinem Glücke baun,
Erröthen kann ich und erblaſſen
Und fragend in dein Auge ſchaun;
Mein Haupt zu deinem kann ich neigen
Und zärtlich preſſen Mund auf Mund —
Da thut mein Kuß mit frommem Schweigen
Dir meiner Bruſt Geheimniß kund.

Kein irdiſch Auge kann ertragen
Der Sonne volle Strahlenpracht;
So kann dir auch mein Lied nicht ſagen,
Was meine Seele jauchzen macht.
Drum ſiehſt du ſprachlos mich erbeben,
O frag', Geliebte, nicht warum:
Dem Schmerze konnt' ich Worte geben,
Doch meine Seligkeit iſt ſtumm.

All.

Du biſt das keuſche Mondenlicht,
Das ſtill und klar durch Wolken bricht,
Und biſt der Sonne Feuerſtrahl,
Der Blumen weckt in Berg und Thal.

Der fromme Abendſtern biſt du,
Der lächelnd winkt zu ſel'ger Ruh',
Und biſt der Blitz, der, gottentſtammt,
Der Seele Dunkel mir durchflammt.

Doch — „Namen ſind nur Rauch und Schall!"
Sei, wie du biſt, du biſt mein All!
In deine Seele ſchließ' mich ein,
Die Meine du, ich ewig dein!

Himmel auf Erden.

Mein Frühlingshauch, mein Rosenduft,
Mein Morgenthau an grünen Zweigen,
Du lindes Säuseln in der Luft,
Wenn sich der Tag beginnt zu neigen,
Du goldner Becher übervoll,
Den milde Götter mir kredenzen,
Der mir nun ewig schäumen soll
In ewig neuen, jungen Lenzen!

Und wieder drück' ich dich ans Herz,
Wie in der Jugend sel'gen Tagen,
Und wieder muß ich himmelwärts
Die frohbewegten Blicke schlagen:
Von wannen alles Gute kommt,
Der Sonne Glanz, der milde Regen
Und alles, was den Menschen frommt
In millionenfachem Segen.

Du biſt mein Himmel, holde Frau,
In deinem Blick, dem tiefen, feuchten,
Seh' ich des Himmels goldnes Blau
Und ſehe Mond und Sonne leuchten:
Gleich wie des Himmels weites Rund
Die Erde liebend hält umfangen,
So ruht in deiner Seele Grund
Mein innerſt Hoffen und Verlangen.

Wol ſenkt vom Sternenhimmel her
Ins Herz ſich ſeliges Genügen,
Mir aber quillt ein Wonnemeer
Aus der Geliebten ſtolzen Zügen.
Nicht neid ich, Mond, dein Silber dir,
Zerſtreuet euch, ihr goldnen Herden:
In der Geliebten wurde mir
Der ganze Himmel ſchon auf Erden.

Unersättlich.

Warum dein Kuß, so warm, so ſüß,
Doch meiner Seele Durſt nicht ſtillt?
Weil immer neu der Liebe Born
Mir aus der tiefſten Seele quillt;

Weil unter meines Kuſſes Glut
Stets roſ'ger deine Lippe blüht,
Dein Auge mir, dein lächelndes,
Stets leuchtender entgegen ſprüht.

So zündet Stern an Stern ſich an
Am Himmelsdom in nächt'ger Zeit,
Und brauſend gießt dir in das Herz
Sich flammende Unendlichkeit.

Tod und Leben.

Der Tag war lang, der Tag war heiß,
Und viel und Schweres gab's zu thun:
Doch thu' ich's gerne, darf ich nur
Zu Nacht an deinem Herzen ruhn.

So sehnt der müde Pilgersmann
Sich nach des Grabes trauter Ruh';
Du aber bist mein Lebensquell,
Mein selig Auferstehn bist du!

Dämmerstunde.

Was hauchst du, braune Dämmerstunde,
Du Trost dem müdgehetzten Mann,
Gleichwie ein Kuß von liebem Munde
Die fieberheiße Stirn mir an?
Du senkst dich leis mit lindem Schmeicheln
In mein verschlossnes Herz hinein,
Wie treuer Hände sanftes Streicheln,
Wie Kinderathem süß und rein.

Du holde Zeit versteckter Wonnen,
Da alle Blumen duft'ger blühn,
Indessen flammend mir als Sonnen
Die Augen der Geliebten glühn!
In ihre weichen Arme sink' ich,
Von Tages Last und Qual befreit,
Von ihrer ros'gen Lippe trink' ich
Den Balsam deiner Einsamkeit.

O ſäumet euch, ihr goldnen Sterne,
Verzögre dich, geliebter Mond!
In dieſer Dämm'rung bleib' ich gerne,
In der die Liebe ſichtbar thront;
Von ihrem weichen Netz umſponnen,
Von ihrem ſüßen Hauch umſchwebt,
Sind Erd' und Himmel mir zerronnen,
Und einzig meine Liebe lebt!

Bei der Nacht.

Warum duften doch die Roſen
So viel ſchöner bei der Nacht?
Warum ſchmecken doch die Küſſe
So viel ſüßer bei der Nacht?
Wenn durch braune Dämmerungen
Hell der Liebſten Auge lacht,
Und wie eines Schwanes Fittich
Leuchtet ihrer Glieder Pracht.

Ja, der Tag gehört den Menſchen,
Aber Gottes iſt die Nacht!
Klar und mild, wie Auge Gottes,
Tauſend Sterne ſind erwacht;
Durch die Thäler, durch die Höhen
Weht's wie Mailuft mild und ſacht,
Und den Saum von ſeinem Kleide
Hörſt du rauſchen durch die Nacht.

Was die Seele dir belaſtet,
Was dein Auge weinen macht,
Leg' es ab denn, müder Wandrer,
In den frommen Schoß der Nacht.
Knospen werden ſich erſchließen,
Früchte reifen über Nacht,
Und die Thränen ſind getrocknet,
Ehe du noch aufgewacht.

Darum duften auch die Roſen
So viel ſchöner bei der Nacht,
Darum ſchmecken auch die Küſſe
So viel ſüßer bei der Nacht:
Wenn durch braune Dämmerungen
Hell der Liebſten Auge lacht,
Und du fühlſt an ihren Küſſen:
Gott und deine Liebe wacht.

Letzte Sommertage.

O Sommer, dein letzter, dein ſcheidender Blick,
Wie leuchtet ſo warm er, ſo ſonnig!
Verſpätete Roſen, verſpätetes Glück,
Wie duftet ihr beide ſo wonnig!
Und färbt ſich auch bald mir das flatternde Haar,
Und bleichen die ſchwellenden Wangen,
Doch halten wir ſpät verbundenes Paar
Uns nur um ſo inn'ger umfangen!

Die einſt mir als ſchüchterne Knospe gelacht
Aus halb erſchloſſenem Laube,
Nun leuchteſt du mir in üppiger Pracht,
Du reife, du goldene Traube!
Ich aber, in heiliger Trunkenheit,
Ich halte den ſchäumenden Becher,
Und ſelbſt der Wermuth vergangener Zeit
Wird Nektar dem ſeligen Zecher.

So ſprudle denn fort in unendlicher Luſt,
O Liebe, du himmliſche Quelle!
Es heilet die Wunde, frei athmet die Bruſt,
Das dämmernde Auge wird helle.
Wol brauſet der Kampf durch das ſtaubige Feld,
Wol mühen ſich ringende Hände:
Wir aber, den ewigen Göttern geſellt,
Wir lieben und küſſen ohn' Ende!

Herz, was träumst du?

Herz, was träumst du? — Laß mich träumen!
Herz, was säumst du? — Laß mich säumen!
Ach der Tag währt noch ſo lang,
Und die Menſchen rennen, jagen,
Und der Sonne Feuerwagen
In des Himmels öden Räumen
Schreitet zögernd ſeinen Gang.

Du, mit thauigem Gefieder,
Senke dich, o Nacht, hernieder,
Holde Liebeskönigin!
Eingehüllt in deine Schleier,
Fühlt das bange Herz ſich freier,
Stumme Seufzer werden Lieder,
Das Verlorne wird Gewinn.

Kommt herab, geliebte Schatten,
Kühlt die Stirn dem Fiebermatten,
Heilt die ſehnſuchtkranke Bruſt!
Dicht von eurem Netz umſponnen,
Denke lächelnd ich der Wonnen,
Die wir haben, die wir hatten,
Denk' ich auch der künft'gen Luſt.

Und es haucht in Abendwinden:
Hochgebenedeit die Blinden,
Die der frommen Nacht vertraun!
Mitleidvoll, aus düſtrer Ferne,
Leuchten ihnen milde Sterne;
Die nicht ſuchen, werden finden,
Die nicht ſehen, werden ſchaun!

Die Geliebte spricht.

Auf meine Schultern wälz' deine Laſt,
Dein wechſelndes Hoffen und Zagen,
Und was du einſam zu dulden haſt,
Ich will es mit dir tragen.

Gieß aus, gieß aus in mein dürſtendes Herz
Dein Kümmern und dein Sehnen,
Die nagende Sorge, den brennenden Schmerz
Und die ungeſehenen Thränen!

Ich will ſie tief in der Seele Grund
Verbergen und vergraben,
Sie ſollen von meinem duftigen Mund
Als flammende Küſſe dich laben.

Du ſollſt nicht merken, wie wund mein Herz,
Wie mit Roſen will ich dich fächeln,
Du ſollſt vergeſſen deinen Schmerz
Bei meinem holdſeligen Lächeln.

So wollen wir tapfer Hand in Hand
Und Herz zu Herzen ſchmiegen,
Und wie auch das Schickſal in Grimm entbrannt,
Die Liebe, die Liebe wird ſiegen!

Winternacht.

O horch, wie ſtill, o horch, wie leis!
Nichts regt ſich über Land und See,
Nur fern am Weiher klirrt das Eis,
Und leiſe rieſelnd ſinkt der Schnee.
Doch ich im Stübchen eng und warm,
Ich halt', o Liebſte, dich im Arm,
Und dichter als der Schnee im Grund
Haucht Kuß um Kuß auf deinen Mund.

Die Lampe wirft vertrauten Schein,
Im Ofen kniſtert milde Glut,
Ich ſeh' ins Auge dir hinein,
Das liebe Auge fromm und gut:
Und wie mein Arm ſich um dich legt,
Ich fühle, wie das Blut dir ſchlägt,
Und wie mein Hauch den deinen trinkt,
Und wie dein Herz an meines ſinkt.

Das iſt der Liebe ſchönſte Zeit,
Wo ſie die ſüßſte Frucht uns reicht,
Wenn über Felder dicht verſchneit
Zur Liebe ſich die Liebe ſchleicht.
Die Eisbahn kracht, es glänzt der Tann —
Nun Gott willkommen, beſter Mann,
Mein Haus iſt warm, mein Haus iſt fein,
Komm, trauter Liebſter, komm herein!

Entthronter König.

Ein entthronter König bin ich, den die Liebe überwand,
Statt des Schwertes, statt des Scepters führt den Stecken meine Hand;
Sinnend meine Lämmer weid' ich an des Berges grünem Hang,
Durch die Thäler, durch die Schluchten tönt mein hallender Geſang.

Nur mitunter wie im Traume mahnt mich's an die alte Zeit,
Seh' ich Bilder mich umſchweben längſt vergangner Herrlichkeit —
Aber ſchau, da kommt geſchritten meines Herzens Königin,
Und noch einmal Schwert und Scepter werf' ich mit Entzücken hin!

Sommernacht.

Was ist das für ein Düften
Die blühende Welt entlang!
Es jubelt in den Lüften
Wie Nachtigallensang;
Die rothen Rosen glühen,
Hoch steht der Lilien Pracht,
Und ihre Kelche sprühen
Und leuchten durch die Nacht.

Ihr schlagenden Nachtigallen,
Du blühender Lindenbaum,
Was soll dies Wogen und Wallen?
Ich wandle wie im Traum.
Von allen Zweigen bebt es,
Als ob es Funken thaut,
Um meine Lippen schwebt es
Wie Kuß vom Mund der Braut.

O wohl, das iſt die Stunde,
Wo Lieb' an Lieb' ſich ſchmiegt,
Indeſſen tief im Grunde
Die Welt in Schlummer liegt;
Nun ſchlafen alle Schmerzen
In treuen Armen ein,
Nun lernen junge Herzen,
Wie ſüß es iſt zu Zwei'n.

O komm herab, du Holde,
Der meine Seele brennt!
Schon ſteht im Abendgolde
Das nächt'ge Firmament;
Roſen und Lilien blühen
Die düftende Welt entlang,
Und meine Lippen ſprühen
Von Küſſen und Geſang!

Sei nicht so schön.

Sei nicht so schön! Nicht dieſe Funken
In meine Seele ſchleudre du!
Die heißen Sinne machſt du trunken
Und mordeſt meines Herzens Ruh'!
Es träuft ein ſeliges Erbangen,
Es weht ein wonnevolles Weh
Vom Roſenſchimmer deiner Wangen,
Von deiner Schulter duft'gem Schnee.

So war es, da zum erſtenmale
Dein Herz beſiegt an meines ſank,
Da ich zuerſt die volle Schale
Des Glücks von deiner Lippe trank;
So iſt es all die Zeit geblieben
Und bleibt ſo jeden Augenblick —
Mit deinen Küſſen wächſt mein Lieben,
Mit meiner Sehnſucht wächſt mein Glück.

O beides Feu'r, das ſtill verborgen
In zween getreuen Herzen glüht,
Das jeden Abend, jeden Morgen
Aufs neue ſeine Funken ſprüht!
Es ſtrahlt ein ewig blauer Himmel
Vom Auge meiner Königin,
Und lächelnd ſchreiten durchs Gewimmel
Der Menſchen wir gleich Göttern hin.

Und kommt des Alters Froſt geſchlichen,
Dem erſten Reife gleich bei Nacht,
Und iſt der Wange Schmelz erblichen,
Der jetzt ſo ſüß, ſo lockend lacht:
Wir bleiben dennoch, die wir waren,
Da dich mein Aug' zuerſt geſehn,
Und prächtig ſoll zu grauen Haaren
Der Liebe Roſenkranz uns ſtehn!

Liebeskalender.

Wann iſt zum Lieben die beſte Zeit?
Wenn der Frühling ſich ſchwingt in den Lüften,
Wenn der Kukuk ruft ſo weit, ſo weit,
Wenn die Bäume blühen und düften;
Du aber am Arme der lieblichſten Frau,
Du wandelſt mit Reigen und Grüßen
Und windeſt zum Kranze die Blumen der Au' —
O ſeliges Lieben und Küſſen!

Wann iſt zum Lieben die beſte Zeit?
Wenn der Sommer lächelt, der helde,
Es ſtehen die Fluren in feſtlichem Kleid,
Die Aehren prangen im Gelde.
Da ſitzt die Geliebte im blühenden Feld,
Du ruheſt ihr leſend zu Füßen,
Und über euch dämmert das wogende Zelt —
O ſeliges Lieben und Küſſen!

Wann iſt zum Lieben die beſte Zeit?
Wenn der Herbſt ſich neiget zu Ende,
Wenn die Buche ſich färbt und das Rebhuhn ſchreit,
Es färbt ſich der Wein am Gelände.
Die Kleine, die Feine, die hat ſich verſteckt,
Sie wirft dich mit Trauben und Nüſſen,
Du aber, du haſt ſie im Fluge entdeckt —
O ſeliges Lieben und Küſſen!

Wann iſt zum Lieben die beſte Zeit?
Wenn der Winter knirſcht auf dem Eiſe;
Die Wälder begraben, die Wege verſchneit,
O ſüße Beſchwerden der Reiſe!
Nun ſitzſt du im Stübchen ſo traulich und warm,
Es labt dich die Liebſte mit Küſſen,
Sie hält dich, ſie wiegt dich im ſchwellenden Arm —
O ſeliges Lieben und Küſſen!

So iſt zum Lieben jedwede Zeit
Die echte, die rechte, die beſte,
So halte, o Herz, dich immer bereit,
Zu empfangen die himmliſchen Gäſte!
Und haſt du die flüchtige Stunde verträumt,
Mit Thränen wirſt du es büßen,
So leere den Becher, ſo lang' er dir ſchäumt —
O ſeliges Lieben und Küſſen!

Liebesuhr.

Wann iſt zum Küſſen die rechte Stunde?
Wenn der Morgen, von purpurnen Wolken bedeckt,
Sich hebt aus dämmerndem Sunde,
Dann raſch die Geliebte mit Küſſen geweckt,
Dann koſte, wie ſüß ſolch Morgenbrot ſchmeckt
Von dem roſig knoſpenden Munde!

Wann iſt zum Küſſen die rechte Stunde?
Wenn der Mittag auf dampfenden Feldern ruht,
Die Sonne brennt in der Runde,
Dann rücke du näher, dann liebt es ſich gut,
Dann kühle mit Küſſen das ſchäumende Blut
In der heißen, der läſſigen Stunde.

Wann iſt zum Küſſen die rechte Stunde?
Wenn der Abend von blühenden Zweigen thaut,
Die Nachtigall flötet im Grunde,
Dann hältſt du im Arme die ſchüchterne Braut,
Dann koſt es, dann küßt ſich's noch einmal ſo traut
In wonniger Dämmerſtunde.

Wann iſt zum Küſſen die rechte Stunde?
Wenn die Sterne erglänzen in nächtlicher Pracht,
Mit dem Mond, dem getreuen, im Bunde;
O liebliches Dunkel, o ſelige Nacht!
Nichts rührt ſich, nichts regt ſich, die Liebe nur wacht,
Die Sterne machen die Runde.

Dann iſt zum Küſſen die rechte Stunde,
Wenn das Herz dich treibt, wenn die Sehnſucht glüht
Auf dem lieblich ſchwellenden Munde;
So liebe und küſſe mit frohem Gemüth,
So lange das Leben, das goldne, dir blüht,
Es enteilet die flüchtige Stunde!

Du fragst, wozu das Küssen tauge?

Du fragst, wozu das Küssen tauge,
Und was es eigentlich will sagen?
Um sich zu blicken Aug' in Auge,
Und Seel' um Seele zu befragen.

Wenn Auge sich in Auge spiegelt
Und sich zu Seele Seele findet,
Dann wird im Kusse rasch besiegelt,
Was treue Herzen ewig bindet.

Drum willst du je dich küssend neigen,
So giebt es Eines, das bedenke:
Daß leis in andachtvollem Schweigen
Auch Seele sie in Seele senke.

Wo nur die Lippen sich berühren,
Da wirst du bald verschmachten müssen;
Der Liebe Wonnen ganz zu spüren,
O lerne mit der Seele küssen!

Ungeküsste Küsse.

Ach, ihr ungeküßten Küsse,
Meiner Sehnsucht Traumgedanken,
Die gleich halb erschlossnen Knospen,
Gleich dem Wehn der Morgenröthe,
Das dem jungen Tag vorangeht,
Ihr die Lippe mir umfächelt:
Saget doch, wann kommt die Stunde,
Die verschwiegne, mitternächt'ge,
Da der Glutkelch eurer Wonnen,
Flammensprühend, lebenspendend,
Sich erschließt dem durst'gen Munde?
Immer jetzt, wohin ich schaue
Und wohin mein Fuß sich wendet,
In des Marktes rohem Lärmen,
In des Stübchens trauter Stille,
Immer seh' und überall ich,
Jungen Rosen gleich im Dickicht,
Zwei geliebte Lippen glühen,
Sehe, Sternen gleich am Himmel,
Leuchten zweeen holde Augen.

Fühl' den Athem meiner Süßen,
Wie er, keuſch gleich Kinderathem
Und ſo friſch wie Thau des Morgens,
Der auf Roſenblättern glitzert,
Flammenſprühend, lebenſpendend,
Durch die Adern mir, die trunknen,
Durch die Seele ſich ergießt!

Liebe, böſe, arme Küſſe,
Die ihr ſchwebt gleich irren Schatten,
Denen ſtrenger Götter Ausſpruch
Eine Seele hat verweigert,
Daß ſie flattern, daß ſie fliegen,
Halben Flugs, mit ſchwerem Fittich,
Und dann ſtill, mit leiſem Girren,
In die leere Luft zerrinnen —
Laßt mich los, ihr holden Schatten!
Gebt mich frei, ihr ſüßen Träume!
Schwere Tage, bange Nächte
Bringt ihr flücht'gen mir getragen;
Ach ihr ſtört der Seele Frieden,
Meine Ruhe merdet ihr!

Sitz' ich einſam, ſtill verſchloſſen,
Zwiſchen Büchern und Scripturen,
Meines Herzens Brand zu löſchen

In der Weisheit kaltem Bade
Und mit Bücherstaub, dem garst'gen,
Meiner Seele Glut zu dämpfen:
In den Büchern, den Scripturen,
Horch, was fängt sich an zu rühren?
Durch die alten Pergamente,
Die vergilbten, moderduft'gen,
Geht ein Weben, geht ein Flüstern,
Gleich dem Wehen warmer Lippen,
Wenn sie leis zum Kuß sich neigen:
Ach und aus verblichnen Lettern,
Sinnbethörend, herzverstrickend,
Lacht der Liebsten Bild mich an!

Nein, das mag ein Andrer tragen!
Auf, hinaus! und rasch ins Freie,
Wo Natur, die ewig milde,
Leis mit mütterlichen Händen
Balsam gießt in meine Wunde!
Sei gegrüßt, du blauer Himmel!
Seid gegrüßt, ihr grünen Bäume!
Ja, hier wird mein Herz genesen —
Nein, auch hier nicht! Mitverschworen
Ist Natur, die ewig milde!
Seh' ich wo zwei Blumen schwanken,
Festgerankt an einem Stengel,

In der Abendluft ſich wiegend,
Muß ich denken an die Lippen,
Die im Kuſſe ſich begegnen:
Vögel, die im Neſt ſich ſchnäbeln,
Schmetterlinge, die ſich haſchen,
Kleine Käfer, goldig ſchimmernd,
Die ſich ſuchen, die ſich finden
In der Erde dunkeln Gängen —
Alles, alles weckt aufs neue
Meiner Sehnſucht Traumgedanken!
Küſſe haucht der Kelch der Roſe,
Küſſe ſchmelzen in dem Liede
Schwermuthvoller Nachtigallen,
In den Zweigen rauſchen Küſſe,
Küſſe wehen in den Lüften,
Ja, die Sonne ſelbſt, die ew'ge,
Wie ſie prächtig, purpurſtrahlend,
In des Meeres Schoß hinabſteigt,
Iſt ein Gleichniß meiner Schmerzen,
Meines Glückes, meiner Qual!

Und ſie iſt hinab geſtiegen;
Holde Nacht, o ſei willkommen!
Mit den mohnbeträuften Fingern
Kühle du die heißen Schläfe,
Seliges Vergeſſen flöße

In die Seele mir, die wilde,
Daß ich ruhe bis zum Morgen,
Ohne Sehnsucht, träumelos!

Aber wie ich harrend liege,
Auf der Diele, horch, was kniſtert,
An der Thüre, horch, was raſchelt?
Aufrecht ſitz' ich in dem Bette,
Und auf zierlich leiſer Zehe
Näher jetzt und immer näher
Kommt's gegangen, kommt's geſchlichen,
An des Lagers Falten ſtreift es,
Und mit duftig weicher Locke
Ueber mich hinab gebogen,
Weht's mich an wie Liebesathem;
Hell durch nächt'ge Finſterniſſe
Weiße Schultern ſeh' ich leuchten,
Seh' geliebte Augen funkeln,
Mild und klar, in ſüßen Gluten,
Und in flammenheißem Kuſſe
Senkt auf Lippe Lippe ſich ....

Laßt mich los, ihr holden Schatten!
Gebt mich frei, ihr ſüßen Träume!
Schwere Tage, bange Nächte
Bringt ihr flücht'gen mir getragen;

Ach ihr ſtört der Seele Frieden,
Meine Ruhe mordet ihr!

Aber nein, ich lieb' euch dennoch!
Bleibet bei mir, ſchmiegt euch dichter
An die Seele mir, die wunde,
Meiner Sehnſucht Traumgedanken,
Arme, ungeküßte Küſſe!
Durch des Lebens Dornenwüſte,
In des Marktes rohem Lärmen,
In des Stübchens trauter Stille,
Bleibt mein tröſtendes Geleite!
Schmerzen ſchafft ihr mir und Qualen,
Doch ich liebe dieſe Schmerzen
Und ich ſegne dieſe Qualen.
Immer iſt's ein Glück, zu lieben;
Kann ich nicht der Liebe Wonnen,
Will ich doch ihr Wehe koſten.
Harre nur, bald naht die Stunde!
Einmal öffnet ſich die Knospe,
Einmal ſingt auch dir das Brautlied
Nachtigall aus duft'gen Zweigen!
Ja, ſchon dämmern leiſe Schatten,
Und wie Götter ungeſehen
In der Menſchen Kreiſe treten,
Alſo naht ſich, ſtill und heimlich

Naht die Stunde sich, die süße,
Der mein Herz entgegenschmachtet!
Treue Sterne führen sicher
An die Brust mich der Geliebten —
Ha, schon fühl' ich ihre Nähe,
Weiche Hände, schlanke Arme
Fühl' ich zärtlich mich umranken,
Heißer duftet, wenneveller
Mir der Liebsten Mund entgegen,
Und von all den Millionen,
Millionmal Millionen
Langer, heißer, sel'ger Küsse,
Die gleich halberschlossnen Knospen
Mir die durst'ge Lippe fächeln,
Sinnbethörend, herzverstrickend,
Bleibt nicht Einer ungeküßt!

Letzte Wonnen.

O wonnige Tage! o selige Zeit!
Ich preise, zum Himmel gewendet,
Die Götter, die ewig erbarmenden,
Die uns diese Tage gespendet!
So schwimmen und treiben auf silberner Flut
Des Frühlings duftende Rosen,
So wiegt sich der Lerche melodisches Lied
Im Aether, dem schrankenlosen!

Und ist nun der schäumende Becher geleert,
Und sind wir, o Herz, nun am Grunde,
O halte in liebem Gedächtniß fest
Die allzuflüchtige Stunde!
Wir haben geliebt, wir haben gelebt,
Das ist nun, das bleibt uns zu eigen,
Ein Göttergebild, im Herzen erhöht
Und verehrt mit andächtigem Schweigen.

Und kehret nun morgen der Tag uns zurück,
Du weißt ihn, du kennst ihn, o Traute,
Und sehnt sich vergebens dein horchendes Ohr
Nach zärtlich schmeichelndem Laute:
Du streckest die Arme — o trauriges Nichts!
Es schwellet die Lippe — vergebens!
Und wiederum breitet sich, öd und leer,
Die geräuschvolle Wüste des Lebens:

O daß, wie würziger Abendhauch
Nach des Tages drückender Schwüle,
So dieser Stunden Gedächtniß dann
Die brennenden Schläfe dir kühle!
Die ewigen Götter, sie wissen die Zeit,
Sie pflanzen und säen und streuen,
Wir aber harren der goldenen Frucht
In Demuth, wir Starken, wir Treuen!

Sonnenuntergang.

Sonne, deine letzten Strahlen,
Warum leuchten sie so roth?
Bleiche Wangen pflegt zu malen
Sonst der Allbezwinger Tod!
Aber du, in Purpurfarben
Sinkst du feierlich hinab,
Goldig rothe Feuergarben
Leuchten über deinem Grab.

Schau' die Berge, schau' die Fluten,
Blick' hinauf zum Firmament:
Alles steht in süßen Gluten,
Alles flammt und glüht und brennt!
Selbst der Thau im Kelch der Rose
Glänzt in goldnem Wiederschein,
Und das Meer, das grenzenlose,
Taucht sich ganz in Purpur ein!

Bis die Feuerſäulen ſinken,
Leis und mälig, ſtill und ſacht,
Und die braunen Schatten winken,
Sei willkommen, liebe Nacht!
Und aus dunkler Himmelsferne,
Wie zerſtreutes Sonnengold,
Leuchten kleine fromme Sterne,
Und ſie nicken ſanft und hold.

Sinnig Gleichniß unſrer Tage!
Laß, wie letztes Sonnenglühn,
An der Hoffnung Sarkophage,
Liebe, deine Fackeln ſprühn!
Aber ſenkt die Nacht der Schmerzen
Sich aufs wache Auge doch,
Glänzen dem verlaſſnen Herzen
Sterne der Erinnrung noch.

Alter und Jugend.

Nein, frostig Alter, trüb' und bleich,
Ich fürchte deine Schatten nicht,
So lang' die Liebe frühlingsgleich
Mir lächelnd ihre Rosen flicht;

So lange noch aus Wald und Flur
Geist Gottes mir entgegenweht,
So lang' der Schönheit goldne Spur
Mein suchend Auge noch versteht;

So lange noch das warme Blut
Mir schäumend in den Adern rinnt,
So lange noch in heil'ger Glut
Mein Geist auf edle Thaten sinnt;

So lang' mein Herz noch höher klopft,
Und Zähre der Begeisterung
Mir von der grauen Wimper tropft —
Bin ich noch rüstig, bin ich jung!

Und ſenkt der müde Nacken ſich,
Und iſt der letzte Schritt geſchehn,
Seh' ich, o fromme Liebe, dich
An meiner Gruft noch lächelnd ſtehn.

Letzter Wunsch.

Nach Einem sehn' ich mich, um Eines werd' ich klagen,
Wenn es die Götter mir, die zürnenden, versagen:
Daß, wenn der Hülle einst der müde Geist entschwebt,
Auf bleicher Lippe noch ein letztes Lied mir bebt.

Kein Lied, ich weiß es wohl, das wie auf Adlerschwingen
Bis in die fernste Zeit von Volk zu Volk wird dringen;
Ich hab' wol sonst, o Ruhm, dein süßes Gift geschmeckt
Und kenn' die Dornen, die der Lorber überdeckt.

O nein, nur solch ein Lied, als wie, gewiegt vom Weste,
Der müde Vogel singt des Abends auf dem Neste,
Als wie ein Brünnlein rauscht in menschenleerem Wald,
Wie, halb in Schlummer, noch ein Kind Gebete lallt.

Und doch, wie leis es sei, es wird hinüberschweben
Zu ihr, die lebend ich geliebt mehr als mein Leben,
In ihre Seele senk' es sich wie Mondenlicht
Und küss' die Thränen ihr vom lieben Angesicht.

Siebentes Buch.

Sehnsucht.

Wer gleich den ſüßen Nachtviolen
Im Schatten einſam dürfte blühn,
Und dürfte heimlich und verſtohlen
Sein allzuheißes Herz verſprühn!
Dich, Sängerin im ſchlichten Kleid,
Dich, Nachtigall, muß ich beneiden,
Den Sternen ſingſt du deine Leiden
In wonnevoller Einſamkeit!

Die Menſchen drängen ſich und gaffen,
Der eine ſchilt, der andre lobt —
Nein, ich bin nicht für euch geſchaffen,
Ich ſelber hab' es längſt erprobt.
Und kann die Welt mich nicht verſtehn,
O ſchlagt denn höher, fromme Gluten,
In Liedern will ich mich verbluten
Und will der Blume gleich verwehn!

Segen.

Könnten Gedanken ſegnen,
Könnten Wünſche, wie Thau der Nacht,
Glück auf die blühende Stirn dir regnen,
O wie wärſt du ſo reich bedacht!
Alle das Bangen, alle das Zagen,
Alle die unvernommenen Klagen,
Alles dir küßte vom Herzen ich fort;
Wieder erblühten zu duftigem Kranze,
Leuchtend in nimmer erlöſchendem Glanze,
Blumen die allzufrühe verdorrt!

Aber ich bin gebunden,
Und nichts kann ich, als ſtillbewegt
Thränen weinen in dieſe Wunden,
Welche dein Herz um mich erträgt.
Laſſe ſie rinnen, laſſe ſie fließen!
Roſen der Freude werden uns ſprießen,
Wo wir geſäet in Kummer und Leid;
Ewige Götter richten und walten,
Siehe, ſie flechten, ſiehe, ſie halten
Goldene Kronen den Treuen bereit!

In der Nacht.

Nun ſchwimmt die Liebſte auf ſchwankem Kahn
Weit weg von der heimiſchen Küſte,
Ein ſchwaches Bret, ein morſcher Span
Zwiſchen ihr und dem Ocean,
Zwiſchen ihr und dem Tod in der Waſſerwüſte!

Ich mag den murmelnden Bach nicht hören,
Der tändelnd durch blühende Fluren rinnt,
Mich ängſtigt der flüſternde Abendwind:
Gleich ſeh' ich Wellen, die ſich empören,
Höre die Brandung donnern am Riff,
Sehe den Sturm, den wilden Geſellen,
Wie er ſich ſtürzt von den Wolkenzacken,
Gleich dem Geier, dem furchtbar ſchnellen —
Weh, ſeine Klauen, ſie faſſen, ſie packen,
Sie zermalmen das ächzende Schiff! . . . .

Der du ſchirmeſt am Baume die Blüten,
Daß ſie wachſen und reifen zur Frucht,
Du wirſt auch die Holde ſchirmen und hüten,
Die meine Seele in Aengſten ſucht!

Friede den Winden, Frieden den Wogen,
Friede dem Meere und Friede dem Land!
Leuchtend wandeln am Himmelsbogen
Ewige Sterne, von Gott geſandt:
Und darunter im leichten Kahn,
Gleich als hielt' ſie mein Arm umſpannt,
Blühende Roſen auf ſchwellenden Wangen,
Schlummert die Liebſte, traumbefangen,
Zwiſchen ſich und dem Ocean
Ein ſchwaches Bret, einen morſchen Span —
Und des allmächtigen Gottes Hand!

Nachtfeier.

Nun der laute Tag entflieht
Und die Sternlein ſich entzünden,
Nachtigall aus duft'gen Gründen
Singt ihr ſchmerzentzücktes Lied:
Nun wohlauf und laß das Klagen,
Laß das Zaudern, laß das Zagen,
Tröſte dich, verlaßnes Herz!
Nun aus öden Kerkermauern,
Wie von Fittigen getragen,
Auf der Nacht geheimen Schauern
Schwing' dich jauchzend himmelwärts!

In des Tages Sonnenbrand,
Ja gewiß du haſt gelitten,
Haſt gerungen, haſt geſtritten,
Unverſtanden, unerkannt.
Nun, den Sternenkranz im Haare,
Naht die Nacht, die wunderbare,

Ganz von Balsam überthaut;
Ihre feuchten Locken fliegen
Um die Stirn, die silberklare,
Lächelnd naht sie und verschwiegen,
Wie dem Bräutigam die Braut.

Hülle denn, da niemand wacht,
Zu verschwiegner Liebesfeier,
Hülle mich in deine Schleier,
Holde Trösterin, o Nacht!
Wie von Zaubermacht gezogen,
Was verschwunden, was verflogen,
Alles, alles kehrt zurück:
Auf den Lippen, welche Küsse!
An dem Herzen mir welch Wogen!
Und durch sel'ge Finsternisse
Strahlt ein flammenheißer Blick...

Vergänglichkeit.

Ihr keimenden Gräser, du sprossender Baum,
Von Morgenwinden geschaukelt,
O wie beneid' ich den flüchtigen Traum,
Der die knospenden Blüten umgaukelt!
Sie wachsen und keimen in rosigem Licht
Und lassen vom Regen sich tränken,
Sie wachsen und blühen und wissen nicht,
Wie bald ihre Kronen sich senken!

Es ringet der Mensch in rastloser Pein,
Am Heute naget das Morgen,
Nun hascht er das Glück, nun hält er es ein,
Doch hinter ihm hocken die Sorgen.
O selig die Blumen im rosigen Licht,
Sie lassen vom Regen sich tränken,
Sie wachsen und blühen und wissen nicht,
Wie bald ihre Kronen sich senken!

Und flattern die Blüten ins grüne Gefild,
Gleich herbſtlich wirbelnden Flocken,
So rundet der Keim ſich, er dehnt ſich, er ſchwillt,
Da iſt kein Zaudern, kein Stocken;
Schon leuchtet aus welkenden Blättern die Frucht,
Es wallen, es wogen die Saaten —
O ſproſſe mir ſo aus der Tage Flucht
Die goldne, die Ernte der Thaten!

Gruss in die Ferne.

Unter Fremden dich wissen,
Die dich nicht kennen und nicht verstehn,
Die dir keck in das Antlitz sehn:
„Ja bei den Göttern, das Weib ist schön!“
Und dann gleichgiltig vorübergehn —
O wie hat es das Herz mir zerrissen!
Zwar sie sehen die blühenden Wangen,
Sehen die Locken, zierlich, wie Schlangen,
Und das rosige Angesicht:
Aber die Seele sehen sie nicht,
Die aus den Wimpern, den dämmernden, langen,
Hell wie die Sonne aus Wolken bricht.

Dürfte mein Arm dich leiten
Durch das flutende Völkermeer,
Tausende hin und Tausende her,
Du aber wandelst ruhig und hehr
Gleichwie der Mond vor dem himmlischen Heer —
O wie wollten so rüstig wir schreiten!

Köſtliche Schätze entlegener Zonen,
Blumen und Früchte, Perlen und Kronen,
Alles legt' ich zu Füßen dir:
Aber du lächelſt der eiteln Zier,
Und von funkelnden Millionen
Kehrſt du das Auge, das treue, zu mir!

Geht denn ihr, meine Lieder,
Irrende Kinder der frommen Nacht,
Leuchtende Boten aus finſterem Schacht,
Gehet ihr denn und haltet Wacht,
Breitet euch um ſie, verſchwiegen und ſacht,
Weich wie der Taube ſchneeig Gefieder!
Daß der Geliebten kein Uebles geſchehe,
Webet ſie an mit traulicher Nähe,
Schmeichelt das Ohr ihr mit heimiſchem Gruß:
Und im wogenden Menſchenfluß
Sei es ihr plötzlich, als ob ſie mich ſähe,
Und es berühre ſie leiſe mein Kuß!

Geisterstimme.

Aus bangem Schlaf fahr' ich empor —
Was flüstert heimlich mir ins Ohr?
Das klingt so süß, das klingt so traut,
Wie Liebesgruß, wie Wonnelaut,
Wie Stammeln der beglückten Braut!
Der frost'ge Nachtwind ist das nicht,
Das ist ein Mund, der zärtlich spricht:
„Was kann der Liebe widerstehn?
Die Tage nahn, die Tage gehn —
Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn!"

O sei gesegnet alle Stund',
Du meiner Liebsten frommer Mund,
Wie Lilien rein, wie Rosen roth,
Der in des Herzens höchster Noth
Mir diesen süßen Trost entbot!
Und bist du fern in fremdem Land,
Ich habe dennoch dich erkannt,
Schon fühl' ich deines Kusses Wehn,
Die Tage nahn, die Tage gehn —
Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn!

Sommerabend am See.

O Waſſerroſe, du blühender Schwan,
O Schwan, du ſchwimmende Roſe,
Was habt ihr mir beide doch angethan
Mit eurem ſanften Gekoſe?

Ihr wieget euch leiſe auf purpurner Flut,
Es ſprühen und glitzern die Funken,
Am Himmel verdämmert die letzte Glut,
Die Welt iſt ſchlummertrunken.

Willkommen, o Mutter, ehrwürdige Nacht!
Im Auge mir quellen die Thränen,
Und wieder im einſamen Herzen erwacht
Ein längſtvergeſſenes Sehnen.

So lag mir das Leben, o Roſe, wol auch,
Wie du, vor den funkelnden Blicken,
Mich leckte, mich faßte dein flammender Hauch
Und hielt mich mit heißem Entzücken!

So wollte mit mächtigem Fittig, wie du,
O Schwan, ich die Fluten zertheilen,
Gleichmäßigen Ganges, in fürſtlicher Ruh',
Entfernteſte Ziele ereilen!

Nun iſt mir, o wehe, der Flügel geknickt,
Noch eh' ich zum Flug ihn erheben,
Die Roſe verwelkt, noch eh' ſie gepflückt,
Rings alles verweht und zerſtoben.

Nur Eines, das blieb mir, mein theuerſtes Gut,
Es blüht noch und duftet dem Greiſe
Und zieht auf des Lebens verdüſterter Flut
Mir goldig ſtrahlende Kreiſe:

Du heilige Dichtung, dem Schwane gleich,
O Liebe, du Lebensroſe!
Und habe ich euch nur, ſo bin ich ja reich
Und ſegne die finſteren Loſe!

Eins.

Da mich die Welt mit Haß und Zorn
Gleichwie mit Myrrhen hat getränkt,
Da haſt der Lieder ſüßen Born
In meine Seele du geſenkt.

Nun wandl' ich kühn und ſelbſtbewußt
Und lächelnd dennoch wie im Traum;
Noch treffen Pfeile meine Bruſt,
Ich aber weiß und fühl' es kaum.

Ich fühl' nur dich, o dich allein,
Die du mein Eins und Alles biſt,
Und fühle, wie mein ganzes Sein
In deins, o Herz, hinüberfließt!

Roſe, du wärſt nicht halb ſo ſchön.

Roſe, du wärſt nicht halb ſo ſchön,
Hätteſt du nicht den Dorn,
Müßteſt du nicht ſo raſch vergehn
Vor des Winters Zorn.

Alles, was ſchön und lieblich iſt,
Hat es alſo im Brauch,
Daß es eilig vorüberfließt,
Wie ein Morgenhauch.

Darum ſchäumt dir das Glas, Geſell,
Leer' es bis auf den Grund,
Haſt du was Liebes, ſo küſſ' es ſchnell
Auf den rothen Mund.

Liebe.

Hat je der Liebe treue Hand
Durch Nacht und Dornen dich geführt,
Haſt in des Lebens Sonnenbrand
Du jemals ihren Hauch verſpürt:

O fühle, daß dich Gott geweiht,
So oft ein lieber Mund dich küßt,
Und daß dir nun für alle Zeit
Ein himmliſch Glück zu eigen iſt.

Wie ſich dein Schickſal wenden mag,
Und was du leideſt auch fortan,
Es blühte dir ein Frühlingstag,
Der nimmermehr verwelken kann.

In Glück und Noth, in Luſt und Pein
Umfächelt dich ſein linder Duft,
Die Liebe wiegt dich lächelnd ein
Und ſtreut dir Roſen auf die Gruft.

Regenbogen.

Regenbogen auf ſchwarzem Grund,
Umfloſſen vom Abendrothe —
Sei mir gegrüßt, holdſeliges Rund,
Du des Friedens himmliſcher Bote!

Alſo breitet durch Kummer und Nacht
Sich der Dichtung heiliger Schleier,
Während die Liebe, verſchwiegen und ſacht,
Uns winkt zu ſüßeſter Feier.

Nachtwind.

Weh' um der Geliebten Wangen,
Holder Nachtwind, meinen Gruß,
Heiß wie bräutliches Verlangen,
Schüchtern wie ein erſter Kuß!
Allen Sorgen, die ſie kränken,
Sing' ein leiſes Schlummerlied,
Daß ein ſüßes Meingedenken
Ihre Seele ganz durchzieht!

Sprich ihr von entſchwundnen Jahren
Eh' mein Auge ſie gekannt,
Sag', o ſag' ihr, was wir waren,
Eh' die Liebe uns verband;
Fächle ſie mit Maienlüften,
Weich wie Nachtigallenſang,
Laſſ' die Roſen wieder düften,
Die ich einſt ums Haupt ihr ſchlang!

Doch nicht blos die goldnen Stunden
Zeige ihr im Traumgeſicht,
Auch die Narben, auch die Wunden,
Nein, verhülle ſie ihr nicht!
Sie auch ſind ein Siegeszeichen,
Das die Liebe ſich gewann;
Großes wird nur der erreichen,
Der auch Großes dulden kann.

Schweigend, mit gemeſſnem Schritte,
Folgend nur dem eignen Drang,
Wandelt durch der Menſchen Mitte
Lieb' um Liebe ihren Gang;
Leuchtend über ihrem Haupte
Sieht ſie ew'ger Sterne Glanz,
Und die Götter, die ſie glaubte,
Reichen lächelnd ihr den Kranz

Morgen- und Abendstern.

Du bist der lichte Morgenstern,
Der treu durch Dunkelheit und Nacht
Dem Tage mich entgegenführt
Und seiner sonnenhellen Pracht:

Und bist der fromme Abendstern,
Der, wenn der müde Tag sich neigt,
Den Weg, den traulich dämmernden,
Mir in den Arm der Liebe zeigt.

In der Liebe goldnen Fluten.

In der Liebe goldnen Fluten
Bade dich gesund, o Herz!
Angeweht von ihren Gluten,
Kühlt und lindert sich dein Schmerz;
Neue Sonnen läßt sie tagen,
Leuchtend über Berg und Thal,
Knospen, die der Sturm zerschlagen,
Blühn durch sie zum zweiten Mal.

Denk' der liebelosen Zeiten,
Die du einsam hast verlebt,
Eh' mit ihren Seligkeiten
Fromme Liebe dich durchbebt;
Deines Herzens junge Triebe
Sehnten sich nach Luft und Licht,
Liebe wollt'st du, nichts als Liebe,
Und man bot dir starre Pflicht.

Aber nun aus Himmelshöhen,
Ungeſucht und unerkannt,
Ja, ein Wunder iſt geſchehen,
Das den Sinn dir umgewandt:
Leis im tiefſten Herzensgrunde
Eine Stimme mahnte dich,
Und es neigt ſich Mund zu Munde,
Neigt zu Seele Seele ſich.

Junge Roſen auf den Wangen,
Auf der Lippe Kuß um Kuß,
O du wonniges Umfangen,
O du ſel'ger Liebesgruß!
Menſchen- nicht, nur Götterhände
Konnten dieſes Glück verleihn,
Und ſo wird, ich weiß, das Ende
Golden wie der Anfang ſein.

Alles Schöne, alles Gute
Iſt der Liebe fromme Saat;
Folge denn mit kühnem Muthe
Gern und willig ihrem Pfad!
Freue dich der ſtolzen Wonnen,
Die du nimmſt und die du giebſt —
Ach, bald iſt der Sand verronnen,
Und du lebſt nur, wenn du liebſt!

Abendgruss.

Ich habe die Blumen, die kleinen, gegrüßt,
Auf die dein Auge gelächelt,
Die Lüfte hab' ich, die leeren, geküßt,
Die deine Wange gefächelt.

Die kleinen Blumen im Abendthau
Sahen mich an erschrocken,
Es fuhr der Nachtwind kalt und rauh
Mir durch die flatternden Locken.

Nun in der Seele geheimsten Grund
Versenk' ich mein Seufzen und Sehnen,
Es leuchten die Sterne vom ewigen Rund,
Und ich entschlummer' in Thränen.

Zypris.

Heißt mich nicht von Liebe ſchweigen, nicht die Liebe heißt mich fliehn,
Weil die dunkle Lockenfülle Silberfädchen mir durchziehn,
Weil der Jugend volle Roſe auf der Wange mir erblich,
Weil das Alter, träg' und froſtig, nahe mir und näher ſchlich!

Eine andre Jugend giebt es, die das Antlitz mir verſchönt,
Die mit ewig friſchen Roſen die gefurchte Stirn mir krönt:
Heil'ge Jugend meiner Seele, meines Herzens Maienzeit,
Ewig ſproſſend, ewig blühend, Bote der Unſterblichkeit!

Sagt, wer hat den Flammenbecher mir, den schäumenden, kredenzt,
Daß, wie von der Götter Jugend, Auge mir und Lippe glänzt?
Dir allein, nur dir verdank' ich alles, was ich kann und bin,
Holder Leitstern meiner Tage, Kypris, hohe Königin!

Still und kühl, im Mittagsbrande, winkte mir dein Myrtenhain,
Lächelnd in die offnen Wunden goss'st du Balsam mir und Wein,
Hieltst mich fest in weichen Armen, bis des Herzens Rinde sprang,
Und die Seele quoll von Liedern, und die Lippe von Gesang!

Wie des Frühlings milder Athem in der Erde Tiefen dringt,
Also fühlt von deinem Hauche meine Seele sich beschwingt:
Was die Welt mit ihren Schlacken allzu früh mir hat verdeckt,
Gold der Wahrheit, Gold der Treue, ward durch dich zum Licht erweckt.

Und ſo ſeh' ich, ſtolzen Muthes, Jahre kommen und vergehn:
Ich, der Sonne gleich, um welche Monde ſich und Erden drehn,
Ewig in mir ſelbſt beharrend, und gehorſam doch dem Zug,
Der mir Freiheit gab, indem er mich in ſüße Feſſeln ſchlug.

Darum nicht von Liebe ſchweigen, heißt mich nicht die Liebe fliehn,
Nein, an ihrem Altar laßt mich, ein entzückter Beter, knien,
Jubelhymnen laßt mich ſingen ihr zum Preiſe früh und ſpät,
Bis mit meiner Küſſe letztem einſt mein letztes Lied verweht!

Rosen in Schnee.

Eines, daß ich es frei gesteh',
Hält mir die Seele gefangen:
Rosenblätter, gemischt mit Schnee —
Werd' ich es jemals erlangen?

Rosenblätter, gemischt mit Schnee —
Wenn ich die blühenden Wangen,
Wenn ich den Busen, den schwellenden, seh',
Stillt sich mein heißes Verlangen.

Quälende Wonne und tröstendes Weh,
Hoffen und Fürchten und Bangen,
Rosenblätter, gemischt mit Schnee —
Liebe hält alles umfangen!

Meeresstrand.

Ja, das iſt dasſelbe Meer,
Sind dieſelben Wellen,
Die der Liebſten holde Spur
Schmeichleriſch umquellen!

Eine Roſe, hier verſenkt,
Schwimmt an ihre Küſte,
Gleich als ob ſie Weg und Ziel
Meiner Sehnſucht wüßte.

Welle kommt und nickt mir zu,
Welle fließt zurücke,
Und ſo wird das falſche Meer
Sichre Liebesbrücke.

Walle, woge, liebes Meer,
Fern zu meiner Schönen,
Laß aus jeder Welle ihr
Meinen Namen tönen!

Jeder Stern, aus feuchtem Blau
Leuchtend ihr zu Füßen,
Soll ſie wie ein Lächeln aus
Treuem Auge grüßen! —

An des Meeres kühlem Strand,
Wenn die Wellen ſchäumen,
O wie läßt's vom Wiederſehn
Sich ſo lieblich träumen!

Wahres Glück.

All die thörichten Menſchen ſieh',
Wie ſie ſich mühen und plagen,
Und ſie erlangen es dennoch nie,
Wonach ſie rennen und jagen.

Der nur iſt glücklich, der, ſtill bewegt,
Zu dem Lächeln der Muſen
Ein holdſelig Gedenken trägt
In verſchwiegenem Buſen.

Ihn nicht ängſtigen Sturm und Nacht,
Ihn nicht ſchrecket die Ferne:
Denn das Auge der Liebe lacht
Hell ihm wie rettende Sterne.

Dichterherz.

Ja, das iſt Geiſt von deinem Geiſt,
Iſt Blut aus deines Blutes Quell,
Was mich aus Nacht und Sorge reißt
Und mir die Seele badet hell.

Seit meine Lippe ward geweiht
Von deines Mundes Flammenkuß,
Iſt meines Lebens ganze Zeit
Nur Ein melodiſcher Erguß.

Es ſtrömt Muſik mir aus der Luft,
Muſik aus Erd' und Himmel zu:
Du biſt der jungen Roſe Duft,
Das Lied der Nachtigall biſt du!

Ja ſelbſt der Kummer und der Schmerz
Verklärt ſich mir zur Melodie;
O hochbeglückt ein Dichterherz,
Dem Gott ein treues Lieb verlieh!

Station im Gebirge.

An den Bergen den Widerhall
Weckt der Maſchine Brauſen,
Wie einen zürnenden Waſſerfall
Hör' ich es donnern und ſauſen.

Und nun horch, ein Schrei, ein Pfiff,
Gellend durch Thäler und Hügel,
Daß der Geier am Felſenriff
Das Haupt birgt unter die Flügel.

Aber mir tönt es ſanft genug,
Lieblich wie plätſchernde Fluten:
Denn es bringt mir der eilende Zug
Einen Brief von der Holden, der Guten.

Roſen und Wein.

Windet Roſen und Wein zuſammen
Um des Bechers ſilbernes Rund!
Flammende Küſſe, küſſende Flammen
Laben und kühlten den durſtigen Mund.

Selig der Liebende, ſelig der Dichter!
Irren die Andern in trauriger Nacht,
Leuchten ihm unſterbliche Lichter,
Hell wie das Auge der Liebſten ihm lacht!

Eines ist, das mich verdriesst.

Eines iſt, das mich verdrießt,
Darf ich's Dir geſtehen?
Daß ich muß ſo ungeküßt
In mein Bette gehen;
Daß kein Hauch von liebem Mund
Mich zu Nacht umſchmeichelt,
Daß kein Händchen, weich und rund,
In den Schlaf mich ſtreichelt.

Alles will ich, alles gern
Dulden und ertragen,
Seh' ich nur der Liebe Stern
Durch das Dunkel tagen;
Flicht mir nur mit leiſer Hand
Nach der Stürme Toſen,
Nach des Tages Sonnenbrand
Liebe ihre Roſen.

Schwebet ihr denn ſtill und leis
Durch die Finſterniſſe,
Kühl wie Thau, wie Flammen heiß,
Ungeküßte Küſſe!
Pochet an das Fenſter ſacht,
Wo die Liebſte weilet,
Daß ſie träumend, halb erwacht,
Eure Gluten theilet.

Zeigt im Spiegel alter Zeit
Ihr vergangne Stunden,
Wie ſich hat in Luſt und Leid
Herz zu Herz gefunden;
Aber laßt ſie, ahnungsvoll,
Auch den Morgen ſpüren,
Der in ihre Arme ſoll
Mich noch einmal führen!

Ja, der Morgen dämmert ſchon,
Mit verlöſchten Kerzen
Steigt die Nacht von ihrem Thron,
Und es tagt im Herzen;
Träge Stunden eilen ſich
Nach der Götter Schlüſſen,
Und bald lodern du und ich
Neu in neuen Küſſen!

Erinnerung

Was tönt ſo ſüß durch Thal und Hain?
Das kann die Nachtigall nicht ſein:
Der holde Sommer iſt entflohn,
Die Nachtigall ſchweigt lange ſchon,
Und nur am Felſenbang der Bach
Weint träumend ihren Liedern nach.

Was glänzt ſo lieblich durch die Nacht,
Wie eines Sternbilds goldne Pracht?
Es kann ja doch kein Sternbild ſein,
Die Wolken hängen ſchwarz darein,
Der Sturmwind heult, es brauſt das Meer,
Und Finſterniß iſt rings umher.

Die hell durch Wald und Fluren tönt,
Mit lichtem Glanz das Dunkel krönt,
Du biſt es, ewig friſch und jung,
O Göttin du, Erinnerung,
Allgegenwärtig nah und fern,
Du meines Lebens Troſt und Stern!

Aus falbem wintrichen Grün
Läßt du die jungen Knospen blühn,
Berührt von Deines Auges Strahl
Lacht mir die Welt zum zweiten Mal,
Und altes Weh und alte Luſt
Durchbebt noch einmal mir die Bruſt.

Nun ward mir erſt das Leben werth,
Seit es dein milder Glanz verklärt;
Von jeder Blume, die ich brach,
Blieb mir ein ſüßes Düften nach,
Und auch der Schmerz, den ich empfand,
Er hat in Segen ſich gewandt.

So bleibe denn in Luſt und Leid,
O bleibe bei mir allezeit;
Mit weichem Athem bringe du
Das ungeſtüme Herz zur Ruh';
Wiegſt du, Erinnerung, mich ein,
Wie ſelig muß das Sterben ſein!

Rosenflor.

Nicht um die junge Rose klagt,
Daß ihre Blätter sich entfärben,
Daß ihr die Dauer ward versagt
Und daß sie über Nacht muß sterben.

Sie wiegte sich in Sommerluft,
Der Lerche Lied hat sie vernommen,
Ein liebend Herz trank ihren Duft —
Was sollt' ihr noch zu leben frommen?!

Mai.

I.

Ja wohl, nun wird's noch einmal Mai,
Die Vögel ſingen wieder.
Und aus der Seele, kühn und frei,
Erblühen neue Lieder;
Die ſollen ſich vor deinen Fuß
Wie junge Blumen breiten,
Und ſollen leiſe wie ein Kuß
In deine Seele gleiten.

Wol war es eine ſchwere Zeit,
Die Du und ich erduldet,
Viel Unrecht hab' ich, vieles Leid
Ertragen und verſchuldet.
Nun aber, da, ein Stern bei Nacht,
Dein Auge neu mir lächelt,
Nun fühl' ich, wie mit Jugendmacht
Geneſung mich umfächelt.

Bedenk' es wohl: du biſt das Licht,
Zu dem mein Blick ſich wendet,
Es iſt dein liebes Angeſicht,
Das Troſt und Kraft mir ſpendet;
In deinen Adern ſchäumt das Blut,
Von welchem ich mich nähre,
Aus deinem Buſen quillt die Glut,
In der ich mich verzehre.

So zieh' noch einmal, kühn und frei,
Mich an dein Herz, das treue,
Daß unſers Lebens Wonnemai
Noch einmal ſich erneue!
Schon fühl' ich, wie die Seele mir
Von neuen Liedern ſprühet,
Und ſeh', wie Mund und Wange dir
Von neuen Küſſen glühet!

II.

O Frühlingsluft, o Maienwinde,
O Sommerhimmel licht und klar,
Wie ſprengt ihr endlich nun die Rinde,
Von der mein Herz umſchloſſen war!

Und wie der Erde junge Säfte
Aus tausend Quellen schäumend sprühn,
So schäumen meines Geistes Kräfte
Und wollen frisch in Thaten blühn.

Wol war's im Winter öd' und strenge,
Die liebe Sonne war verbannt;
Inmitten einer kalten Menge,
Wie stand ich einsam, unerkannt!
Nach offnen Seelen, warmen Herzen
Verlangend sucht' ich rings im Kreis,
Doch alles steinern, alles erzen —
Da ward auch meines starr wie Eis.

Nun aber, da mit stolzem Prangen,
Geführt von milder Götter Gunst,
Ein neuer Lenz mir aufgegangen,
Der Lenz der Liebe und der Kunst:
Nun kenn' ich fürder kein Ermatten.
Nicht ängstigt mich der Tage Flucht,
Denn sieh, schon reift in Blätterschatten
Die köstliche, die Lebensfrucht!

Nichts vergessen, nichts vergangen.

Nichts vergessen, nichts vergangen!
Noch in maienhaftem Prangen,
Wie du einst mir aufgegangen,
Leuchten deine duft'gen Wangen,
Lächelt mir dein holder Blick!
Junge Küsse, junge Lieder,
Alles, alles kehret wieder,
Was wir ehedem besessen:
Nichts vergangen, nichts vergessen
In der Trennung Misgeschick!

Nichts vergessen, nichts vergangen!
Und mit seligem Erbangen,
Du mein Hoffen, mein Verlangen,
Halt' ich wieder dich umfangen,
Wie in alter goldner Zeit:
Lipp' an Lippe fest gesogen,
Welch ein Fluten, welch ein Wogen!
Nichts vergangen, nichts vergessen!
Unsre Wonnen unermessen,
Endlos unsre Seligkeit!

Wiedersehen.

Als ich in Trennungsqualen rang,
Und ödes Dunkel mich umgab,
Da senkte tröstender Gesang
Auf meine Lippe sich herab.

Nun, da ein selig Wiedersehn,
Ein Stern aus finstern Nächten steigt,
Nun kann ich nichts als schweigend stehn,
Auf deine Hand mein Haupt geneigt.

Das bist du, ja, geliebte Frau,
Das ist dein Lächeln, ist dein Gruß,
Das ist dein Auge, feucht und blau,
Und das, o Gott, das ist dein Kuß!

Und hinter mir, wie Traumes Spur,
Verwebt die lange bange Zeit,
Sie war — ! und ich empfinde nur
Die wonnevolle Wirklichkeit!

Erneute Wonnen.

Und wieder halt' ich dich umfangen,
Du meines Lebens liebſtes Gut,
Und wieder leuchten deine Wangen
Von meiner Küſſe Wonneglut:
Es hüllen deine duft'gen Locken
In holde Dämmerung mich ein,
Und wieder fühl' ich, froh erſchrocken,
Wie ſüß es iſt, geliebt zu ſein!

Die dich durch Wetternacht und Wogen
In meinen Arm zurück geführt,
Die Sterne haben nicht gelogen,
Mein heißes Flehn hat ſie gerührt:
Es ſtillen ſich die bittern Thränen,
Die in der Ferne dich geſucht,
Und meinem Hoffen, meinem Sehnen
Blüht der Erfüllung goldne Frucht.

So ſtiegſt du einſt nach trübſten Jahren,
Ein ſegenſpendend Meteor,
Aus Schuld und Irrthum und Gefahren
An meinem Himmel mir empor:
So zeigſt du dich auch heute wieder
Dem ſtaunenden, dem trunknen Blick,
Du bringſt mir Küſſe, bringſt mir Lieder,
Bringſt meine Jugend mir zurück!

Die Götter haben wollen zeigen,
Was Liebe kann, was Treue heißt,
Drum gaben ſie mir dich zu eigen,
Die du ſo ſüß zu lieben weißt:
In deiner Unſchuld Heil'genſcheine,
In deiner Güte tief und klar,
Du biſt, o Herz, die einzig Eine,
Wie nimmer eine Zweite war!

Und hüllen jetzt noch Nebelſtreifen
Der Zukunft ungewiſſen Pfad,
Die Knoſpe wird ja dennoch reifen,
Die Sonne der Verheißung naht!
So reich' noch einmal mir die Hände
Und neig' noch einmal mir das Haupt!
Es kommt gewiß zu gutem Ende,
Wer an der Liebe Wunder glaubt!

Götterschluss.

Es streuen die Götter in ewigem Rath
Verborgene Keime, verschwiegene Saat;
Laß du sie wachsen, laß sie gewähren,
Bald wol schwellen die goldenen Aehren,
Bald wol reifet die Frucht der That!

Laß dich nicht blenden von eitelem Schein!
Thoren nur stehen auf sich allein;
Soll sich der Rath dir der Götter enthüllen,
Mußt du erst brechen den eigenen Willen,
Mußt erst lernen, ihr Kind zu sein.

Wer den Göttern zu dienen kam,
Nimmer nahen ihm Furcht noch Gram,
Stimme der Weisheit tönt ihm im Busen,
Ihm verkünden unsterbliche Musen,
Was kein irdisches Ohr vernahm.

Schlussgesang.

Tadle nicht die wilden Klänge,
Zürne nicht dem kühnen Lied,
Das der wahnbethörten Menge
Unser stilles Glück verrieth!
Glänzend schon in lichter Pracht,
Deinen Namen seh' ich schweben,
Mit dem Dichter wirst du leben,
Der unsterblich dich gemacht!

Glaube mir, es kommen Zeiten
— Und sie sind nicht allzuweit —
Wo vom Staub der Endlichkeiten
Unsre Liebe sich befreit;
Wenn die letzte Schlacke fällt,
Dann mit strahlendem Gefieder
Ziehen meine ew'gen Lieder
Durch die andachtvolle Welt!

Jedes Lächeln deines Mundes,
Jeder Kuß, den du gewährt,
Wird als Zeichen frommen Bundes
Einſt von künft'ger Zeit verehrt.
Wenn in Staub und Aſche dann
Unſre Leiber längſt zerronnen,
Zündet ſich an unſern Wonnen
Endlos neue Wonne an.

Iſt der dumpfe Wahn entflohen,
Der ſo lang uns feindlich war,
Dann der Liebe Siegeschoren
Baut man Tempel und Altar.
Hell durch fernſter Zeiten Nacht
Deinen Namen ſeh' ich ſchweben,
Mit dem Dichter wirſt du leben,
Den unſterblich du gemacht.